

Nr. 20

Deutschland € 8,- • Schweiz sfr 15,80 • Österreich € 8,80 •
Benelux € 9,50 • Finnland € 12,- • Frankreich € 10,50 • Griechenland € 11,- • Italien € 10,50 • Norwegen NOK 97,00 • Portugal (cont.) € 10,50 • Spanien € 10,50

48755

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

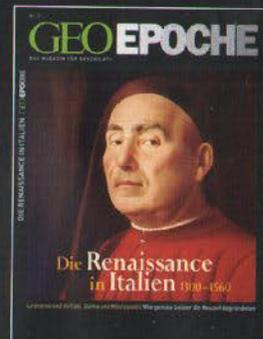
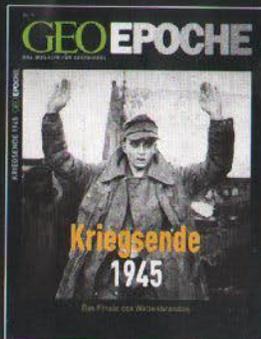
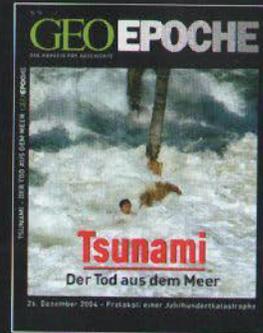
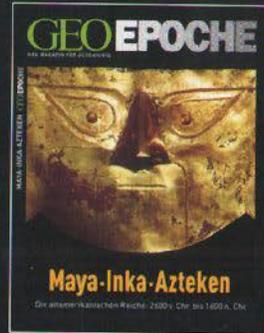
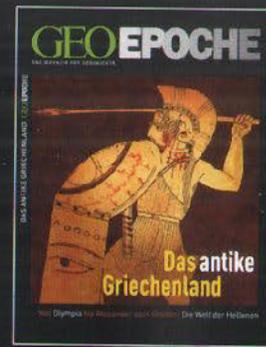
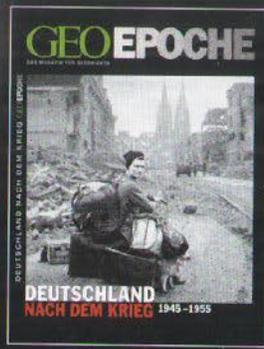
DIE GESCHICHTE DES JUDENTUMS GEO EPOCHE



Die Geschichte des Judentums

ISBN: 3-570-19698-7
ISBN: 3-570-19698-8

3000 Jahre Glaube und Kultur: Von König David bis zur Gründung des Staates Israel



Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

*(12 Cent/Min.)

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter www.geo-webshop.de

HERAUSGEBER
Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHRENDE REDAKTEURE
Cay Rademacher (Text), Jutta Krüger (Art Direction)

CHEF VOM DIENST TECHNIK
Rainer Droste

TEXTREDAKTION
Jens-Rainer Berg, Dr. Anja Herold

BILDREDAKTION
Christian Gargerle

ART DIRECTOR
Johannes Dönges

DOKUMENTATION
Olaf Mischer, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Lenka Brandt

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
HD Dr. Michael Tilly

MITARBEITER DIESER AUSGABE

Freie Mitarbeiter: Jörg-Uwe Albig, Dr. Ralf Berhorst, Susanne Frömel,
Bleike General, Sina Heilmann, Insa Holst, Heinrich Jaenecke,
Prof. Dr. Johann Maier, Harald Martenstein, Ulrike Moser, PD Dr. Frank
Otto, Dr. Sascha Priester, Walter Salker, Prof. Dr. Julius H. Schoeps

KARTOGRAPHIE: Günther Edelmann

SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
Assistenz: Hannelore Koehl

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Ursula Arens

GEO-BILDARCHIV
Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBURO NEW YORK:
Nadja Massi (Leitung), Brigitte Barkley, Willem Simin, Katherine Clad
(Sekretariat), 375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,
Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105,
E-Mail: geo@geo-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Saffe

ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel

VERTRIEBSLEITUNG: Ulrike Klemmer

MARKETINGLEITER: Jan-Piet Stempels

HERSTELLER: Peter Grimm

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Ute Wangermann,
Tel. 040/37 03 29 32, Fax: 040/37 03 57 73

Anzeigendisposition: Marco Schütze,
Tel. 040/37 03 23 27, Fax: 040/37 03 56 04

Es gilt die GEO Sonderhefte-Anzeigenpreisliste Nr. 1/2005
HEFTPREIS: 8,00 Euro • ISBN-Nr. 3-570-19598-8 • © 2005 Gruner + Jahr,
Hamburg, Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 0322800, BLZ 200 700 00
ISSN-Nr. 1861-6097

DRUCK: Prinovis Itzehoe GmbH & Co. KG
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73, Telefax: 040/37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahres-Abonnement: 27,60 €

BESTELLUNGEN:

Gruner + Jahr AG & Co KG

GEO-Kundenservice

20080 Hamburg

Telefon: 01805/8618001*

(*12 Cent/Min.)

24-Std.-Online-Kundenservice: www.MeinAbo.de/service

KUNDENSERVICE ALLGEMEIN: (pers. erreichbar)

Mo – Fr 7:30 bis 20:00 Uhr

Sa 9:00 bis 14:00 Uhr

Telefon: 01805/8618001*

Telefax: 01805/8618002*

E-Mail: geo-service@guj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Abonnentenservice

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 0820/00 10 85

Telefax: 0820/00 10 86

E-Mail: geo@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-Leserservice

Postfach, CH-6002 Luzern

Telefon: 041/329 22 20

Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern;

Telefon: 041/329 22 80, Telefax: 041/329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service

Werner-Haas-Straße 5

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00

(*12 Cent/Min.)

Telefax: 01805/08 20 00

(*12 Cent/Min.)

E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 1002

CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00, Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@guj.com



Liebe Leserin, lieber Leser

Es war eine Erfolgsgeschichte ohnegleichen. Innerhalb weniger Jahre nach ihrer rechtlichen Gleichstellung im Kaiserreich 1871 gelangen Juden in Deutschland erstaunliche Karrieren – weit über ihren Anteil an der Bevölkerung von gut einem Prozent hinaus. Zu ihnen gehörten (um nur wenige zu nennen) die Bankiers Gerson von Bleichröder und Max Warburg, die Unternehmer Walther Rathenau und Albert Ballin, die Wissenschaftler Paul Ehrlich und Albert Einstein, die Schriftsteller Alfred Döblin und Lion Feuchtwanger, die Verleger Samuel Fischer und Leopold Ullstein, die Philosophen Edmund Husserl und Walter Benjamin.

Jeder vierte deutsche Nobelpreisträger zwischen 1901 und 1921 sowie mehr als ein Drittel aller Berliner Medizinstudenten und knapp 40 Prozent der höheren Bankmanager in Preußen waren jüdischer Abstammung. Über 60 Prozent der deutschen Juden zählten zum mittleren oder gehobenen Bürgertum. Nach Jahrhunderten der Unterdrückung schien die Gesellschaft bereit zu sein, sie als Gleichberechtigte aufzunehmen.

Doch das war eben nur Schein. Tatsächlich erregte der Erfolg ihrer jüdischen Landsleute schon bald die Missgunst – und den Hass – vieler Deutscher. „Alte Ressentiments mischten sich mit dem Neid gegenüber der offensichtlich erfolgreicher Minderheit“, schreibt mein Kollege Jens-Rainer Berg (Seite 114): „Beinahe zyklisch trat die Judenfeindschaft fortan auf, vor allem in Krisenzeiten, und sickerte zunehmend tiefer in das Gewebe der Gesellschaft.“

Auch wenn sich fast alle Juden im Kaiserreich vor allem als Deutsche fühlten und dann erst als Angehörige einer Glaubensgemeinschaft, auch wenn Walther Rathenau schrieb: „Mein Volk ist das deutsche Volk, meine Heimat ist das deutsche Land, mein Glaube der deutsche Glaube, der über den Bekenntnissen steht“ – die offenen und die versteckten Antisemiten unter den Deutschen ließen diesen Patriotismus nicht gelten. Sie betrieben die Ausgrenzung fort, wenn auch mit subtileren Mitteln.

Was wenige Jahrzehnte später daraus folgte, während der Schoa, wurde zur Tragödie der deutschen und europäischen Juden. War ein Verbrechen, das alles zuvor Gewesene, ja jede Vorstellungskraft übertraf. Es war aber auch – dem Drama der Juden fraglos deutlich nachgeordnet – eine Tragödie der nichtjüdischen Deutschen. Denn ihr Land beraubte sich nach 1933 vieler seiner besten Köpfe, seiner größten Talente, seiner brilliantesten Denker. Ein Verlust, der bis heute nicht verwunden ist.

Wir erzählen auf den folgenden Seiten die Geschichte einer bald 3000 Jahre alten Religion. Eine Geschichte, die über viele Jahrhunderte auch außerhalb Deutschlands eine des Verfolgtwerdens war. Dass es die Gemeinschaft der Juden nach fast 2000 Jahren Diaspora noch gibt, grenzt deshalb an ein Wunder.

Auch davon handelt dieses Heft: von der Staunen machenden Kraft, unter allen Umständen, und seien sie noch so bedrohlich, an den Einen Gott Jahwe zu glauben.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

INHALT

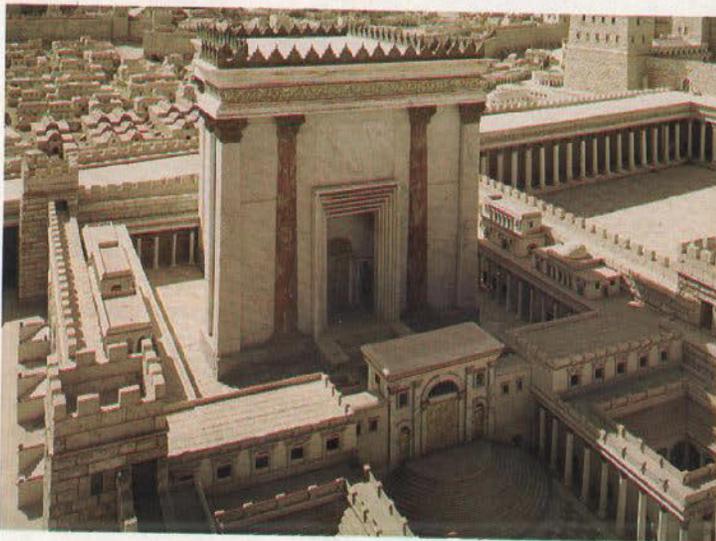
JÜDISCHE RITEN

Vor 3000 Jahren beginnt im Nahen Osten eine der größten geistigen Revolutionen der Weltgeschichte: der Glaube an den Einen Gott Jahwe. Über alle Zeiten und Orte hinweg, in Glanz und in Verfolgung, eint gläubige Juden seither die Hingabe an den Herrn und die Beschäftigung mit seinen Geboten.
Seite 6



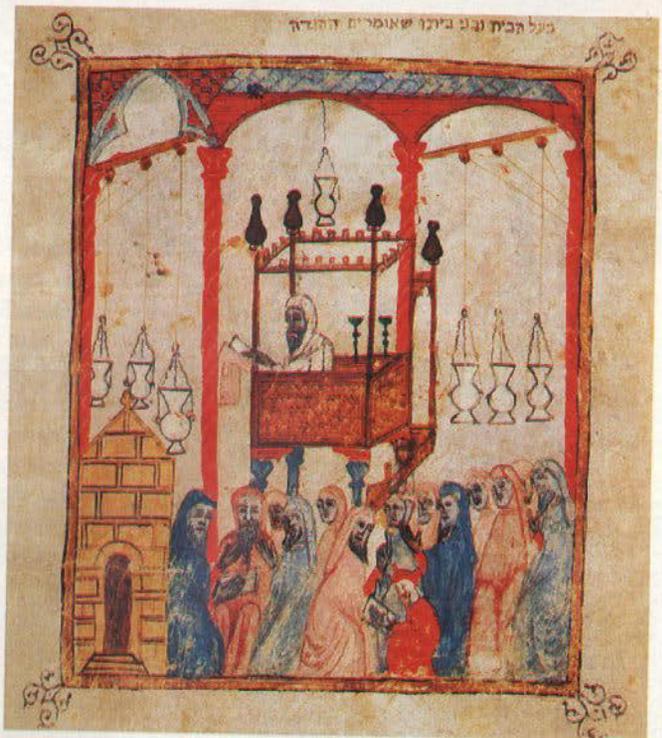
QUMRAN

Unruhen erschüttern um die Zeitenwende das Heilige Land. Radikale Sekten wie die Essener bestreiten die Autorität der Priester im Tempel von Jerusalem (unten) – und prophezeien das Ende der Welt.
Seite 46



DIE ROTHSCHILDS

Keine Familie hat jemals einen größeren Anteil am Gesamtvermögen der Welt besessen. Um 1800 erschafft ein Frankfurter Talmudschüler binnen weniger Jahrzehnte einen gigantischen internationalen Finanzkonzern. Und seine fünf Söhne beteiligen sich bald an der großen Politik.
Seite 94



DIASPORA

Ab 70. n. Chr. werden die Juden aus Palästina vertrieben. Sie gehen nach Nordafrika und Frankreich, nach China, ins spätere Deutschland – und nach Spanien, wo sie prachtvolle Handschriften anfertigen (oben). Verstreut in aller Welt, bleibt ihnen doch die Sehnsucht nach Jerusalem.
Seite 60



BÜRGERLICHE EMANZIPATION

Als 1871 in ganz Deutschland die rechtlichen Benachteiligungen für Juden fallen, beginnt eine beispiellose Erfolgsgeschichte. In Wirtschaft und Wissenschaft, Kunst und Medien steigen sie auf bis in die höchsten Sphären der Gesellschaft. Selbstbewusst bauen sie prächtige Synagogen. Ihr Traum von der Integration aber wird bitter enttäuscht.
Seite 114



JUDENVERFOLGUNG IN DEUTSCHLAND

Anfangs, 1933, halten viele Juden die Gewaltaktionen der Nazis, wie den Geschäftsboykott der SA, noch für einen kurzen Spuk. Doch systematisch rauben ihnen die neuen Machthaber Freiheit, Besitz – und schließlich das Leben. Leo Trepp, der wohl letzte heute noch lebende Rabbiner aus dieser Zeit, wird Zeuge des Terrors.
Seite 134

KULTOBJEKTE

Illustrierte Handschriften, filigrane Schmiedearbeiten, glänzender Schmuck: Wie jede Religion verehrt auch das Judentum das Heilige in Kunstwerken – auf dass die Majestät des Einen Schöpfers in den Kreationen offenbar werde.
Seite 106



EIN NEUER HAFEN

Befeuert von zionistischen Idealen und gedrängt vom Schrecken der Schoa, wollen jüdische Einwanderer im Land der Bibel einen Staat errichten. Am 14. Mai 1948 wird die Gründung Israels ausgerufen. Doch der Kampf um Palästina währt bis heute.
Seite 144



Buchempfehlungen zum Thema im Internet unter www.geo.de/epoche-judentum

Riten: Leben nach Gottes Gebot	6
Jüdische Identität: Das Erbe von drei Jahrtausenden	22
König David: Herrscher über das Land der Bibel	24
Babylonisches Exil: Revolution an Euphrat und Tigris	44
Die Essener und Qumran: Am Vorabend des Weltenbrandes	46
Aufstand gegen Rom: Krieg um die Heilige Stadt	56
Diaspora: Exil in der Welt	60
Juden im Mittelalter: Taufe oder Tod	64
New York: Eine Zuflucht in Amerika	78
Joseph Süß Oppenheimer: Der Bankier des Fürsten	80
Familie Rothschild: Aufstieg einer Dynastie	94
Kultobjekte: Erbe der Ahnen	106
Emanzipation: Glanz und Verhängnis	114
Herzl und der Zionismus: Das Gelobte Land	124
Siedler in Palästina: Pioniere im Kibbutz	126
Leo Trepp: »Aus Deutschland brach das Unheil herein«	134
Staatsgründung Israels: Ein neuer Hafen	144
Schlussessay: Deutschland und die Juden	166
Zeitläufe: Geschichte des Judentums	172
Vorschau: Das Kaiserliche Japan	178
Bildvermerke	178
Impressum	3

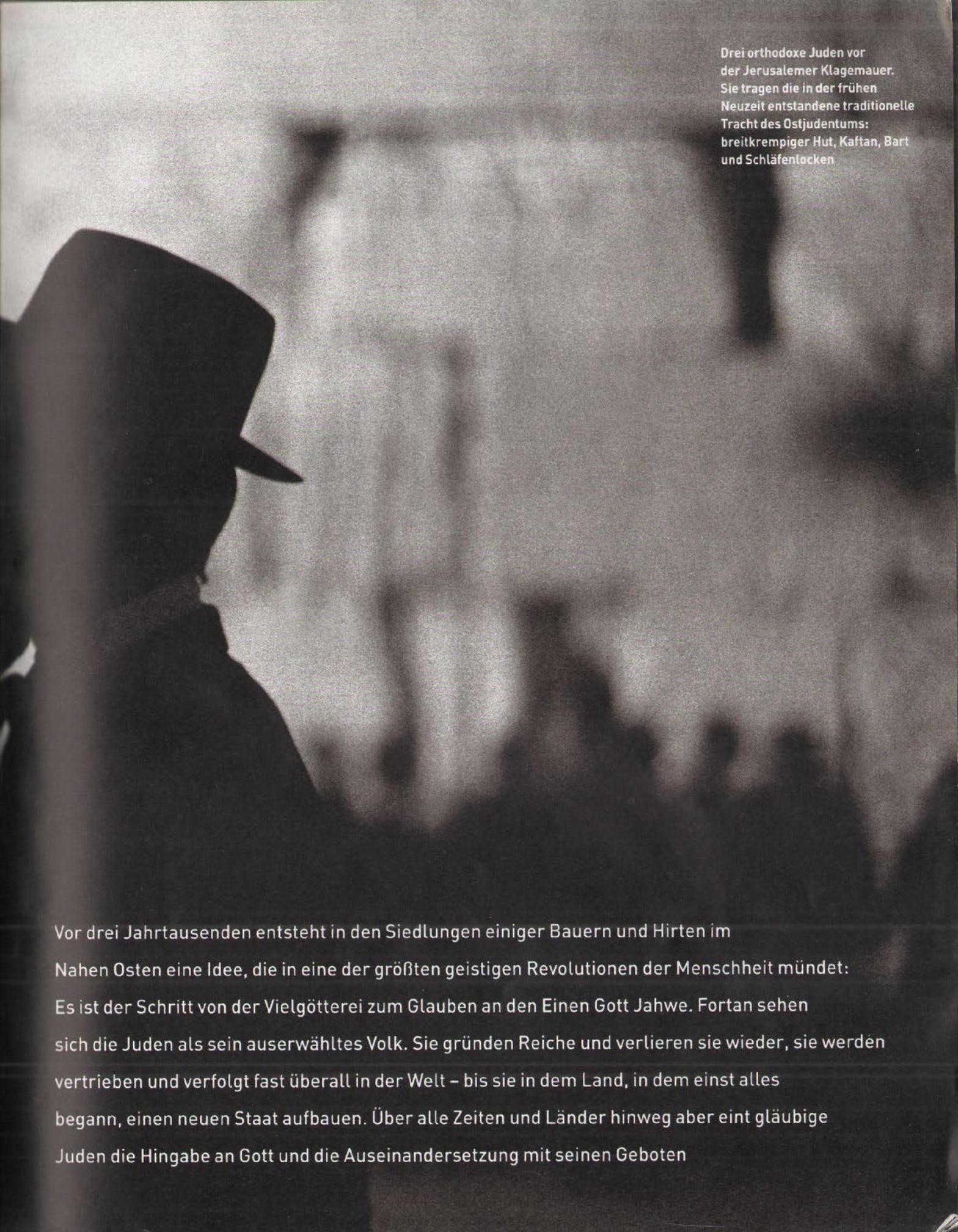
Titelbild: Ein Teilnehmer der jüdischen Limmud-Konferenz – eines alljährlichen Bildungskongresses – in Nottingham, Dezember 1999. Digital bearbeitetes Foto von Abbas.

Redaktionsschluss: 7. November 2005

Zitate werden in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Kürzungen in den Zitaten sind in der Regel nicht kenntlich gemacht worden. Biblische Eigennamen werden nach den Loeccumer Richtlinien geschrieben, sofern nicht andere Schreibweisen bereits im Deutschen eingebürgert sind. Im übrigen sind hebräische Begriffe so transkribiert, dass ihre Aussprache im Deutschen dem Original möglichst nahe kommt.

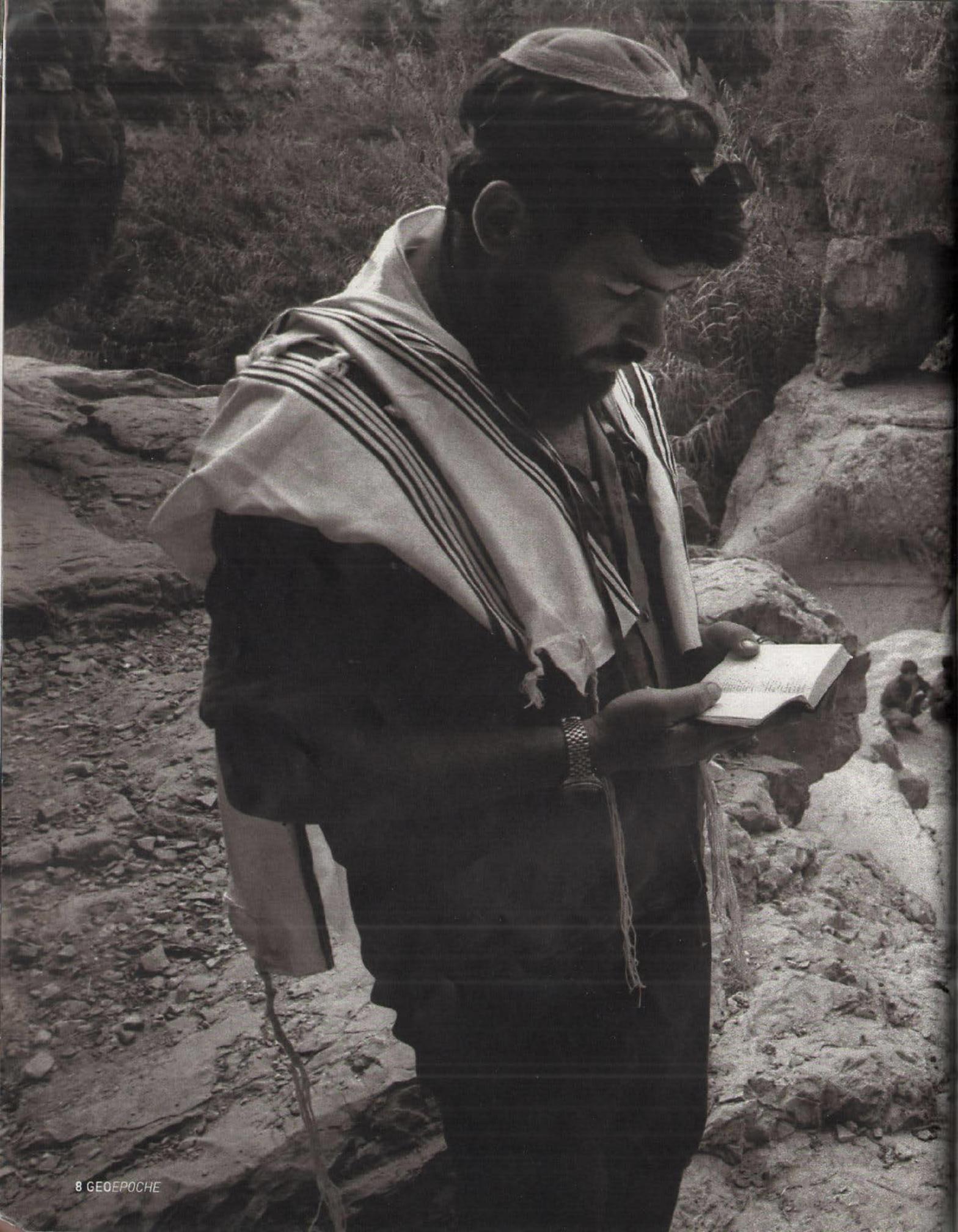


Leben nach Gottes Gebot



Drei orthodoxe Juden vor
der Jerusalemer Klagemauer.
Sie tragen die in der frühen
Neuzeit entstandene traditionelle
Tracht des Ostjudentums:
breitkrepiger Hut, Kaftan, Bart
und Schläfenlocken

Vor drei Jahrtausenden entsteht in den Siedlungen einiger Bauern und Hirten im Nahen Osten eine Idee, die in eine der größten geistigen Revolutionen der Menschheit mündet: Es ist der Schritt von der Vielgötterei zum Glauben an den Einen Gott Jahwe. Fortan sehen sich die Juden als sein auserwähltes Volk. Sie gründen Reiche und verlieren sie wieder, sie werden vertrieben und verfolgt fast überall in der Welt – bis sie in dem Land, in dem einst alles begann, einen neuen Staat aufbauen. Über alle Zeiten und Länder hinweg aber eint gläubige Juden die Hingabe an Gott und die Auseinandersetzung mit seinen Geboten



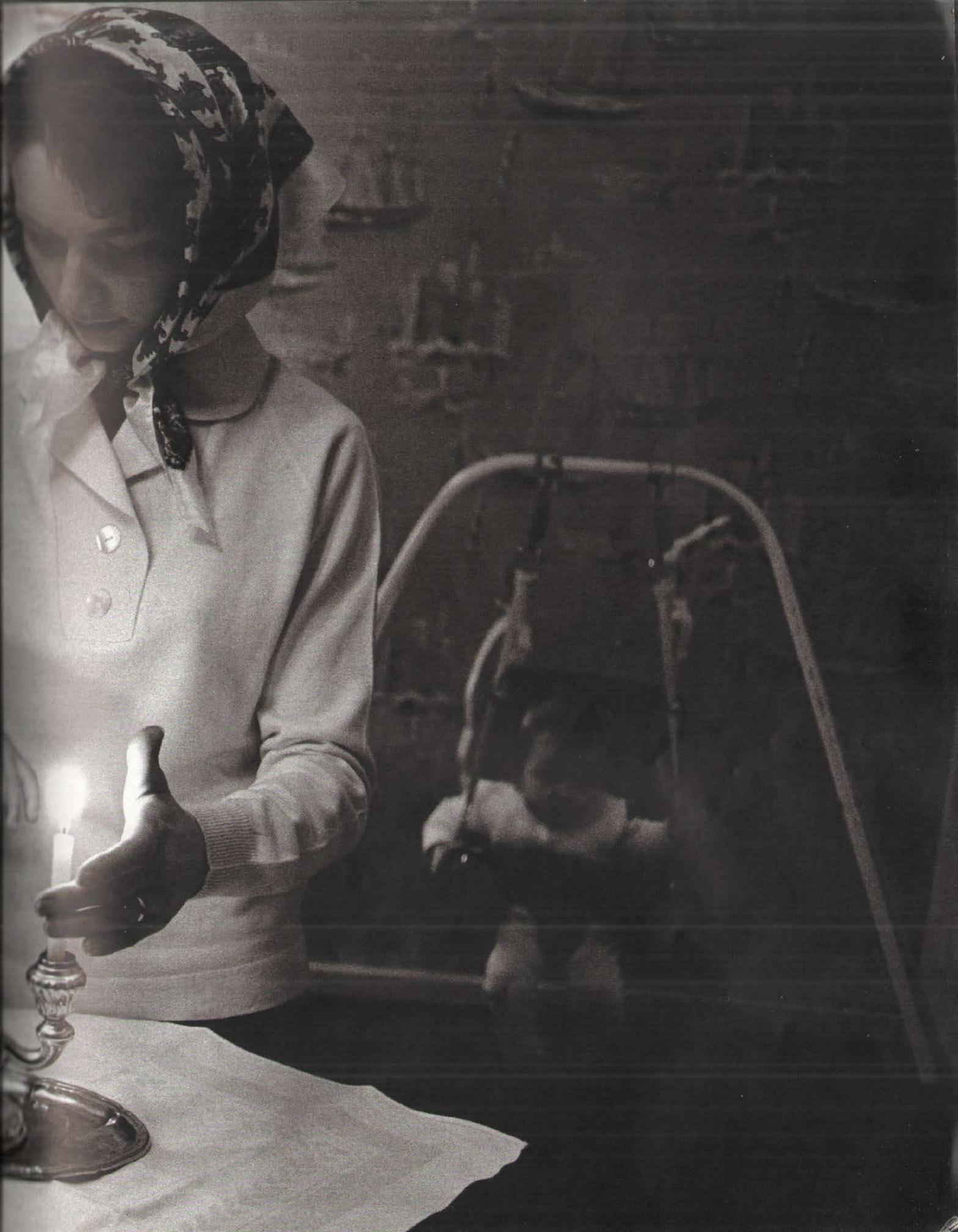
Zwiesgespräch mit Gott. Kurz bevor ihn Soldaten aus einer illegal angelegten Siedlung im Westjordanland vertreiben, rezitiert ein Siedler im Wadi el-Qelt versunken aus dem Siddur, einem Gebetsbuch. Er trägt, wie schon die Juden der Antike, auf der Stirn und am linken Arm lederne Riemen und Gebetskapseln (Tefillin), die auf Pergament geschriebene Abschnitte der Tora enthalten. Die Kippa hingegen, die Kopfbedeckung, kommt erst nach 1500 auf. Die Schultern des Betenden werden bedeckt vom Tallit, dem mit weißen Schaufäden verzierten Gebetsschal. »Sooft ihr sie anseht«, gebietet Gott im 4. Buch Mose, »sollt ihr an alle Gebote des Herrn denken und sie tun, damit ihr euch nicht von eurem Herzen noch von euren Augen verführen lasst und abgöttisch werdet«

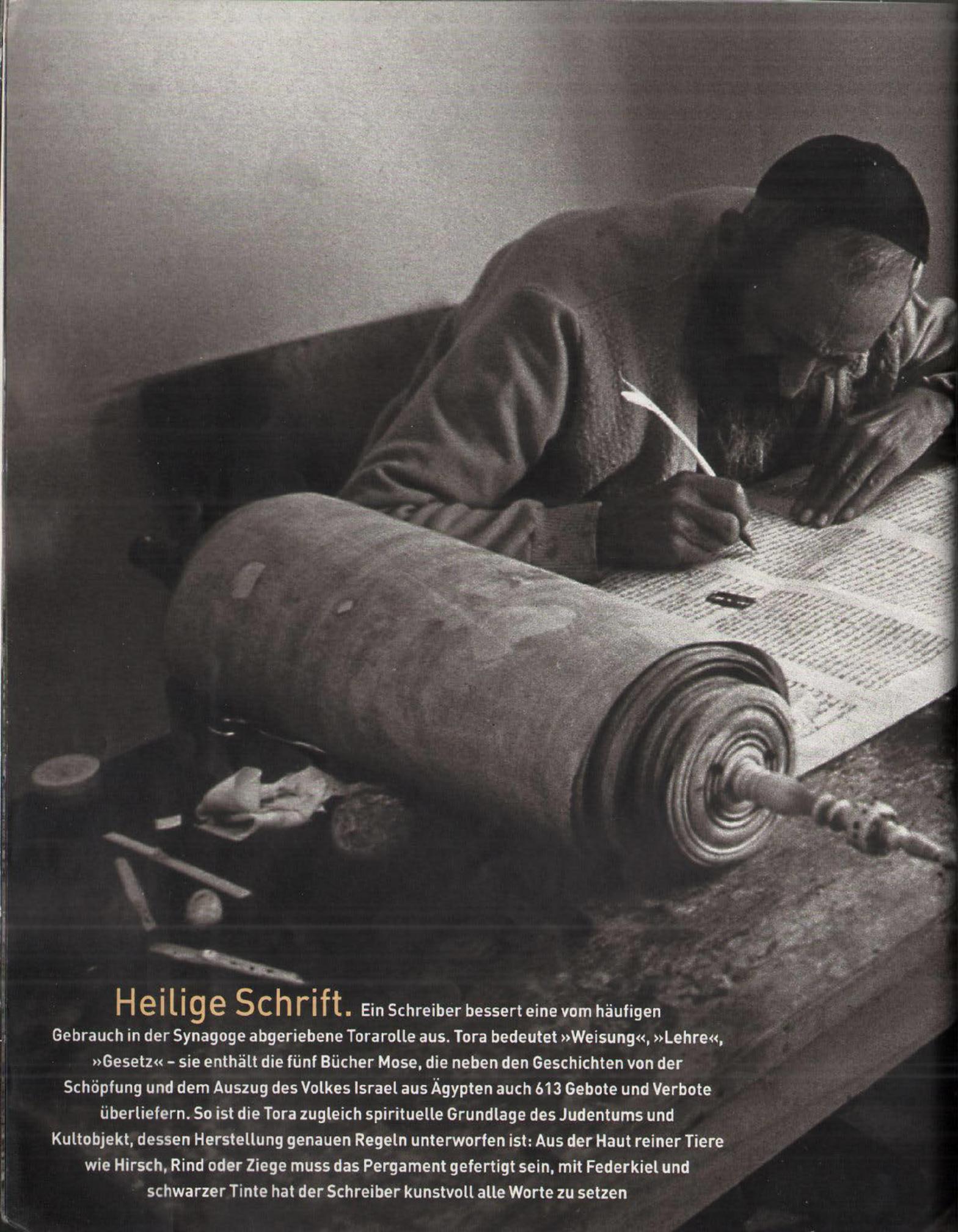


Tag der Ruhe und der Freude.

Am Freitagabend beginnt der Sabbat, in der Tradition der älteste jüdische Feiertag, denn Mose übermittelt ihn in einem der Zehn Gebote. Eine junge Mutter in Frankfurt am Main entzündet die Sabbatlichter, spricht den hebräischen Segen und breitet über den Kerzen die Hände aus, um das Licht im ganzen Raum zu verteilen. Bis zur nächsten Abenddämmerung ruht die Arbeit, niemand darf sich mehr als 2000 Ellen von seinem Wohnort fortbewegen. Indem sie Gottes Ruhetag wiederholen, ehren die Gläubigen seine Schöpfung







Heilige Schrift.

Ein Schreiber bessert eine vom häufigen Gebrauch in der Synagoge abgeriebene Torarolle aus. Tora bedeutet »Weisung«, »Lehre«, »Gesetz« – sie enthält die fünf Bücher Mose, die neben den Geschichten von der Schöpfung und dem Auszug des Volkes Israel aus Ägypten auch 613 Gebote und Verbote überliefern. So ist die Tora zugleich spirituelle Grundlage des Judentums und Kultobjekt, dessen Herstellung genauen Regeln unterworfen ist: Aus der Haut reiner Tiere wie Hirsch, Rind oder Ziege muss das Pergament gefertigt sein, mit Federkiel und schwarzer Tinte hat der Schreiber kunstvoll alle Worte zu setzen



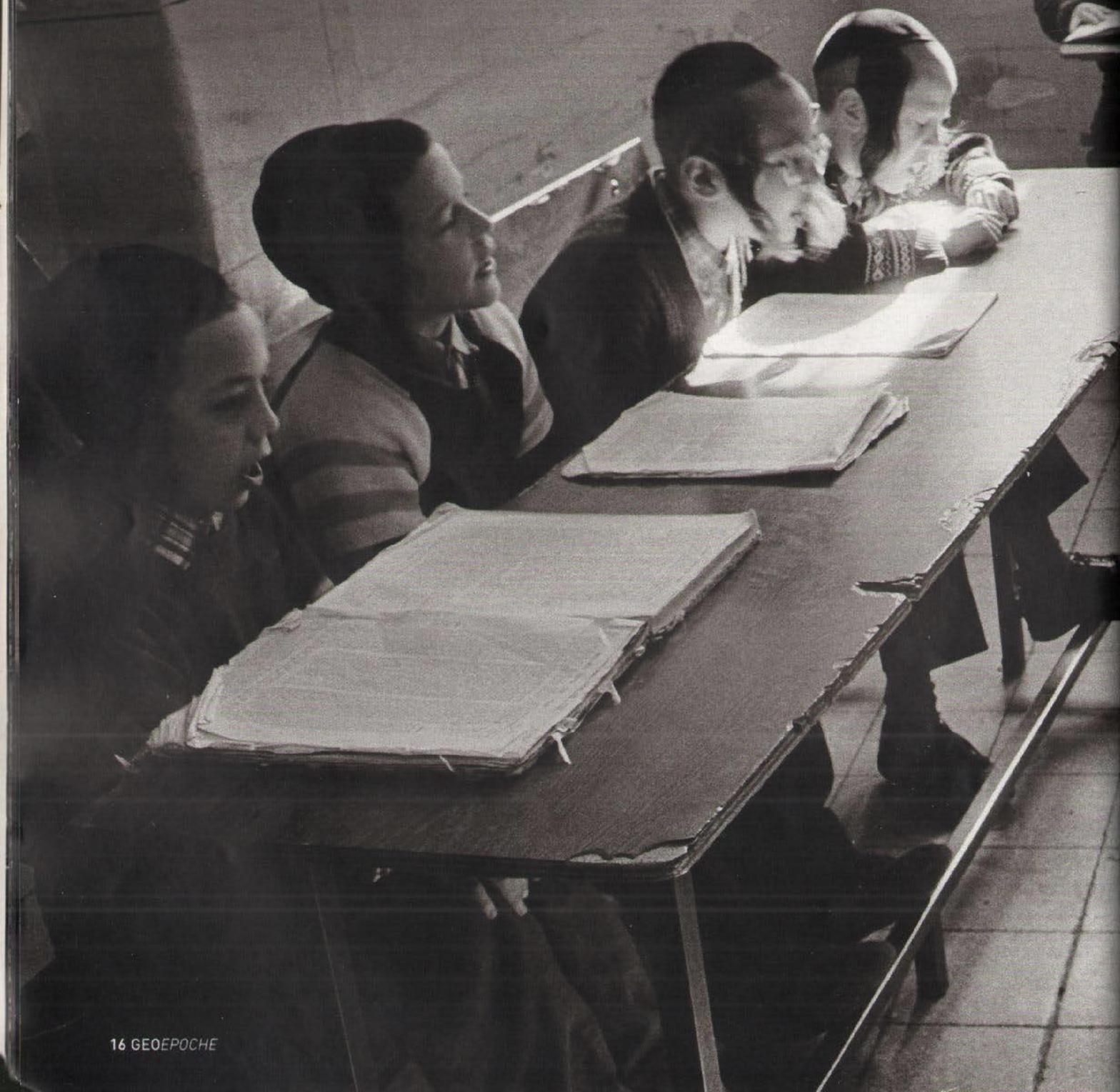


Ort der Erinnerung. Drei fromme Juden haben am Ende einer Prozession zwei Torarollen in prachtvollen Kästen zum westlichen Fuß des Tempelberges in Jerusalem getragen. Dort stehen die mächtigen Steinblöcke der »Klagemauer« – das bekannteste heute zugängliche Relikt des im Jahr 70 n. Chr. von den Römern zerstörten jüdischen Heiligtums für Jahwe. Tatsächlich jedoch ist diese Mauer keineswegs nur ein Platz der Trauer. Vielmehr sprechen Juden, wie der Mann im Hintergrund links, im Schatten der Steine Gebete der Bitte und des Dankes zu Gott



Erbe des Exils.

Auf den Tausenden Seiten des Talmuds, nach 600 n. Chr. von jüdischen Schreibern in Babylon vollendet, werden die Weisungen der Tora ausgelegt. Der Talmud (hebräisch für »Lehre«) ist Ergebnis jahrhundertelanger Bemühungen von rabbinischen Gelehrten, für die über die Welt verstreuten jüdischen Gemeinden zu definieren, was Recht ist und was Unrecht. Die Übertragung der talmudischen Lehren auf das jüdische Leben bedarf immer wieder von neuem der Auslegung. Doch zuvor muss der Talmud studiert werden. Junge Chassidim, Angehörige einer orthodoxen Glaubensgemeinschaft, lernen in einer Jerusalemer Talmudschule einen Text auswendig, dessen Inhalt sie noch gar nicht verstehen können





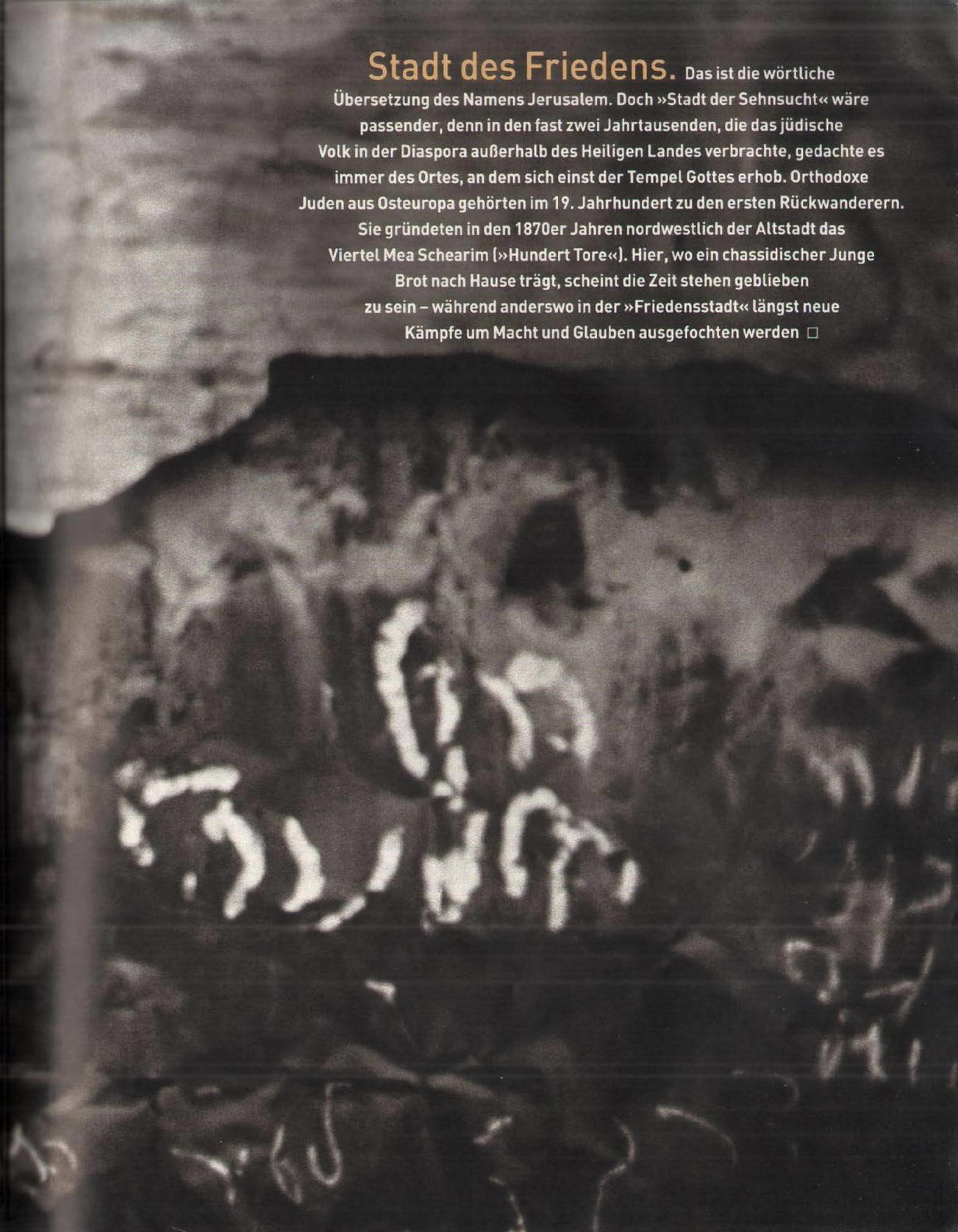


Wie Mose in der Wüste.

Alljährlich beginnt am 15. Tischri des jüdischen Kalenders – einem Datum, das stets in den September oder Oktober fällt – das siebentägige (in der Diaspora achttägige) Laubhüttenfest Sukkot. Zum Gedenken an die Wanderung des Volkes Israel, das vor den Ägyptern durch die Wüste floh, werden in Gärten und auf Balkonen Hütten errichtet, in denen gegessen und geschlafen wird. In der Synagoge versammeln sich die Gläubigen, wie hier in Amsterdam, mit dem Lulaw, dem Feststrauß aus einem Palm-, drei Myrten- und zwei Bachweidenzweigen sowie einer Zitrusfrucht. Wahrscheinlich geht Sukkot, darauf weisen unter anderem die pflanzlichen Gaben hin, auf ein uraltes, vorjüdisches Erntedankfest zurück







Stadt des Friedens. Das ist die wörtliche Übersetzung des Namens Jerusalem. Doch »Stadt der Sehnsucht« wäre passender, denn in den fast zwei Jahrtausenden, die das jüdische Volk in der Diaspora außerhalb des Heiligen Landes verbrachte, gedachte es immer des Ortes, an dem sich einst der Tempel Gottes erhob. Orthodoxe Juden aus Osteuropa gehörten im 19. Jahrhundert zu den ersten Rückwanderern. Sie gründeten in den 1870er Jahren nordwestlich der Altstadt das Viertel Mea Shearim (»Hundert Tore«). Hier, wo ein chassidischer Junge Brot nach Hause trägt, scheint die Zeit stehen geblieben zu sein – während anderswo in der »Friedensstadt« längst neue Kämpfe um Macht und Glauben ausgefochten werden □

Das Judentum ist die älteste jener Religionen, bis in unsere Zeit getragen wurde. Doch im Laufe der den Richtungen so groß, dass längst nicht mehr unum

Das Erbe von drei Jahrtausenden

VON MICHAEL TILLY

Was macht einen Juden zum Juden? Diese Frage ist ebenso alt wie die jüdische Religion. „Jude ist, wer von einer jüdischen Mutter abstammt oder zum Judentum übergetreten ist“, lautet die Antwort traditioneller Rabbinen. „Auch ein getaufter Jude behält seinen minderwertigen jüdischen Charakter“, behaupten die Demagogen des neuzeitlichen Antisemitismus. „Der Jude ist ein Mensch, den die anderen Menschen für einen Juden halten“, meinte der französische Philosoph Jean-Paul Sartre. „Wer Jude ist, bestimme ich“, soll Hermann Göring geantwortet haben, als er auf seine Protektion eines hoch dekorierten jüdischen Kriegsveteranen angesprochen wurde.

Eines ist klar: Es gibt keine allgemein gültige Definition jüdischer Identität. Oft wurde ihr Bild von Nichtjuden konstruiert. Entweder sah man Juden als fremd, bedrohlich, minderwertig an – oder ihr Gemeindeleben diente als Projektionsfläche idyllischen Lebens zwischen Klezmermusik und Kibbuzromantik.

Selbstverständlich ist die Vorstellung vom Judentum als „Rasse“, als einer biologischen Abstammungseinheit mit unauslöschlichen gemeinsamen Wesenszügen, schlicht Irrsinn. Doch was ist es dann? Am ehesten wohl eine Art „Religions-Holding“, ein Verband vieler rechtlich und organisatorisch selbstständiger Gemeinschaften. Als lebendige und vielgestaltige Weltreligion war das Judentum in seiner langen und bewegten Geschichte von Anfang an einem ständigen Wandel unterworfen. Dabei hat es sich bereits früh in mehrere Richtungen entwickelt. Aber was hält das Judentum zusammen, was stiftet Kontinuität?

Vereinfacht (denn dies gilt ja letztlich für fast jede Religion) kommen Theologen auf folgende Definition: Ein Jude ist, wer bestimmte Dinge glaubt und sich an bestimmte Regeln hält.

Zunächst einmal glaubt ein Jude an den einen und einzigen heiligen Gott Israels. Der ist kein unbarmherziger Rächergott, wie es böswillig verzerrende Vorstellungen behaupten. Es gibt keinen „rächenden Gott des Alten Testaments“ und einen „liebenden Gott des Neuen Testaments“. Die Juden glauben an den gleichen Gott wie die Christen. Einen Gott der Gnade und der Gerechtigkeit, auch und gerade dort, wo die tatsächlichen Machtverhältnisse die jüdischen Gemeinden bedrohen.

Darüber hinaus glaubt ein Jude an die Erwählung seines Volkes. Diese ganz besondere Beziehung zu Gott wurde von Juden aber zu keiner Zeit als Grundlage einer privilegierten Stellung angesehen, sondern vielmehr als Verpflichtung: Treu zu Gott müsse man sein.

Schließlich hat ein Jude eine Vorstellung vom verheißenen Land Israel. Im jüdischen Festkalender und in der Liturgie spiegelt sich die Erinnerung an dieses Identifikationssymbol für Juden in der ganzen Welt wider – und auch die Hoffnung auf den Anbruch des Gottesreichs im Heiligen Land.

Nach traditioneller jüdischer Zählung enthält die Tora 365 Verbote, was der Anzahl der Tage im Sonnenjahr entspricht, und 248 Gebote, was nach antikem Kenntnisstand die Anzahl der Glieder im menschlichen Körper ist. Die symbolischen Zahlen versinnbildlichen ihren allumfassenden Geltungsanspruch zu aller Zeit und in allen Bereichen des menschlichen Lebens. Durch ihre Praktizierung im Alltag, im Jahres- und im Lebenszyklus, insbesondere durch die Beachtung der Gebote der Beschneidung, der Sabbatheiligung und der vielen Speiseregeln und Reinheitsbestimmungen, sollen Volk und Land geheiligt werden.

Dabei greift die Tora unmittelbar und umfassender ins alltägliche jüdische Leben ein als die Bibel in das der Christen. Denn sie regelt geradezu minutiös Glauben, Gesellschaft und Alltag. Während im Christentum der Messias im Zentrum aller Heilserwartungen steht, gilt für Juden die Tora als Heilsweg; nur ein Leben nach ihren Weisungen ist ein Leben nach dem Willen Gottes. Die Tora ist also das Basisdokument des Judentums.

Erzählungen von der Erschaffung der Welt bis zum Tod des Mose begründen die Einheit und Besonderheit Israels unter den Völkern. Die rechtlichen und kultischen Weisungen, die in diese Erzählungen eingebettet und geschichtlich verankert wurden, gelten als Gotteswillen, als Bundesverpflichtung und Erwählungsaufgabe des Volkes Israel, als ideale Lebensordnung und Verfassung – sogar als Plan und Werkzeug der Weltschöpfung.

Seit der Zeit, da Roms Legionen den Tempel in Jerusalem zerstörten und die dortige Priesterschaft entmachteten (70 n. Chr.), deuten vor allem die Rabbinen die Tora.

Die Rabbinen können theoretisch sämtliche Lebensbereiche regulieren. Ihre Entscheidungen müssen von den Gemeinden akzeptiert werden. Denn es hat nie einen „Papst der Juden“ gege-

deren Anhänger *einen* Gott verehren. Ein Glaube, der von der Antike über das Mittelalter Jahrhunderte schlugen Juden unterschiedliche Wege ein zum Heil. Heute ist die Kluft zwischen stritten ist, wer zu jenem Bund gehört, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat

ben, also ein gemeinsames geistiges Oberhaupt, das für alle Gläubigen verbindliche religiöse Weisungen hätte geben können.

Die Gelehrsamkeit der Rabbinen gipfelt im Babylonischen Talmud, der nach 600 n. Chr. im Zweistromland vollendet wurde. Er ist bis heute der Inbegriff der rabbinischen Lehre geblieben. Auf der Basis von Tora und Talmud entwickeln die rabbinischen Gelehrten und Schulen seither das jeweils verbindliche jüdische Recht, die Halacha. Ohne irgendeine zentrale Leitungsinstanz entscheidet bis heute jeder anerkannte Rabbiner in jedem Einzelfall eigenständig. Doch nur durch seine persönliche Überzeugungskraft sowie Diskussion und Konsens werden solche Entscheidungen innerhalb seiner Gemeinde verbindlich. Und so gibt es bis heute ein Spannungsverhältnis zwischen dem Autoritätsanspruch der Rabbinen und ihrer tatsächlichen Autorität in den autonomen jüdischen Einzelgemeinden.

Dies alles hat ein großes historisches Paradox zur Folge: Gerade jene Weltreligion, in der selbst trivialste Dinge des Alltags schriftlich geregelt zu sein scheinen, „funktioniert“ in Wahrheit nach keiner einheitlichen Regel. Denn wohl gibt es Gesetze – Tora, Talmud, Halacha –, nicht aber die allumfassende Autorität, diese überall gleich zu interpretieren und auch durchzusetzen.

Der eine Rabbiner interpretiert die Tora in einem Zweifelsfall so – der andere anders. Beides ist „gültig“. Und jeder Jude kann, gefällt ihm die Entscheidung des einen Rabbiners nicht, theoretisch zu einer anderen, ihm genehmeren Gemeinde wechseln. So ist „das Judentum“ keineswegs monolithisch, sondern hat sich, ähnlich wie Christentum und Islam, über die Jahrhunderte aufgefächert in viele Gruppen, Glaubensrichtungen und Sekten.

Selbst die grundlegende Bedeutung der Tora für die Gestaltung des jüdischen Lebens wurde in der Neuzeit infrage gestellt – und dies führte schließlich zur Entstehung verschiedener jüdischer Denominationen.

In Reaktion auf die Aufklärung entwickelte sich ab dem 19. Jahrhundert in Westeuropa und den USA das Reformjudentum. Jüdische und nichtjüdische Erneuerer träumten davon, die Juden, die jahrhundertlang diskriminiert worden waren und zu meist in Ghettos leben mussten, in Staat und Gesellschaft einzugliedern. Diese jüdischen Aufklärer lehnten viele Bereiche der Tradition ab und verzichteten auf die meisten rituellen Abgrenzungsvorschriften, die sie als „unvernünftig“ betrachteten.

Ihr Ziel: Ein Jude sollte in den modernen Nationalstaaten ein Bürger jüdischer Konfession sein. Reformrabbiner sahen sich nicht mehr vorrangig als Experten in Bezug auf die Auslegung und Anwendung der Tora, sondern als Seelsorger ihrer Gemeinden.

Vor allem im Deutschen Kaiserreich sah es zunächst so aus, als ob die Judenemanzipation erfolgreich sein würde: Theoretisch waren Juden seit 1871 rechtlich gleichgestellt. Vielen von ihnen standen nun zuvor undenkbar Karrierewege in Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur offen, auch wenn die verbreitete Judenfeindschaft in der Bevölkerung fortbestand.

Doch der Preis dieser Assimilation war hoch. Er bedeutete den Verlust der traditionellen Gemeindeautonomie, die bislang für eine schützende Abgrenzung sorgte. Wenn die Juden genau so lebten wie die Christen (in manchen Gemeinden wurde nicht einmal mehr der Sabbat geheiligt, sondern galt der Sonntag als Ruhetag) – was machte einen Juden dann noch zum Juden?

Im Orient und in Osteuropa dagegen blieben die Traditionalisten dominierend. Diese Orthodoxen duldeten keine Abweichungen von den Geboten der Tora und hielten sogar an ihrer herkömmlichen Kleidung fest.

Gegen beide Tendenzen – die nationale Assimilation des Reformjudentums und das Beharren der Orthodoxen auf ihren Traditionen – richtete sich der moderne jüdische Nationalismus, der sich seit 1897 im Zionismus formierte. Dessen Anhänger sahen die Zukunft des jüdischen Volkes allein in der Gründung eines eigenen Staates.

Die traumatischen Erfahrungen des modernen Juden Hasses und der Massenmorde während der nationalsozialistischen Herrschaft bewirkten nach dem Zweiten Weltkrieg auch im Reformjudentum eine Rückorientierung zurück zur Tradition und gaben der zionistischen Bewegung einen entscheidenden Auftrieb, der schließlich zur Gründung des Staates Israel führte.

Die Aufbauleistungen der jungen Nation überzeugten gerade viele junge Juden, und nach dem Sechstagekrieg im Juni 1967 wurde Israel weltweit unterstützt – auch von den meisten Reformjuden. Seit den 1970er Jahren wurde die Erinnerung an die Schoa und die hiermit verbundene Deutung der gesamten jüdischen Geschichte zu einer Identifikationsbasis für die Judenheit.

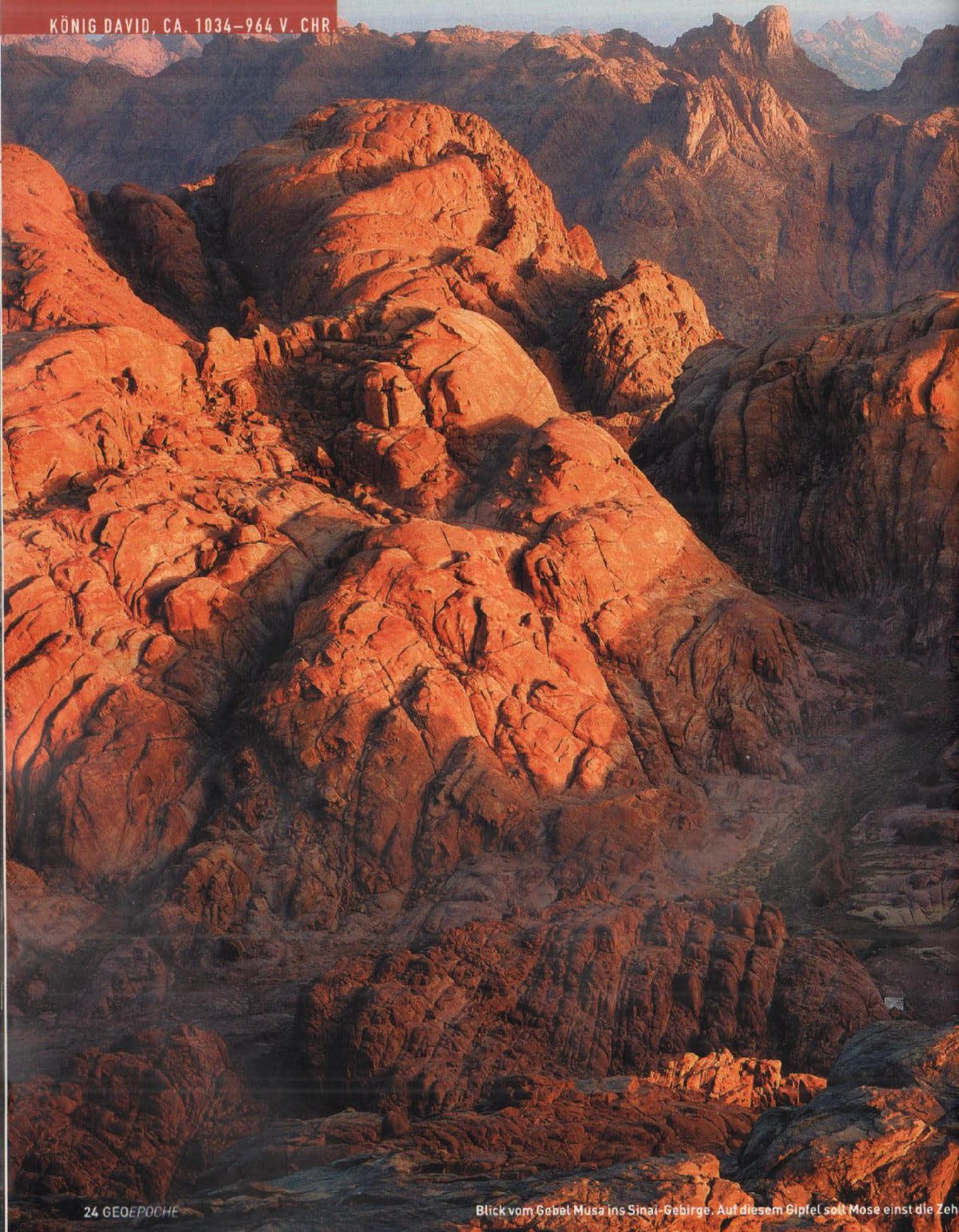
Tatsächliche Geschlossenheit vermochte jedoch keine dieser Strömungen zu stiften – zu groß sind bis heute die Differenzen zwischen jüdischen Altgläubigen und Progressiven, zwischen kompromisslosen Frommen und religiös Indifferenten, Rationalisten und Mystikern, militanten Nationalisten und Pazifisten.

Eigentlich kaum verwunderlich also, dass heute Reformjuden in vielen Fragen liberalen Christen und Muslimen näher stehen als ihren ultraorthodoxen Glaubensbrüdern. Und dass umgekehrt diese, wenn auch gelegentlich durch die Konflikte im Nahen Osten überlagert, im Grunde mehr mit Fundamentalisten in den Kirchen und im Islam gemein haben als mit aufgeklärten Juden.

„Aber der HERR ist mein Schutz, mein Gott ist der Hort meiner Zuversicht“, heißt es im 94. Psalm. Doch für die Juden gibt es, ebenso wie für die Gläubigen der beiden anderen großen monotheistischen Weltreligionen, nicht nur den einen, unumstrittenen Weg zu Schutz und Zuversicht. □

Dr. theol. habil. Michael Tilly, 41. Hochschuldozent für Judaistik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz, ist der wissenschaftliche Berater dieser Ausgabe von *GEOÉPOCHE* und u. a. Verfasser von „So lebten Jesu Zeitgenossen“ und „Jerusalem – Nabel der Welt“.

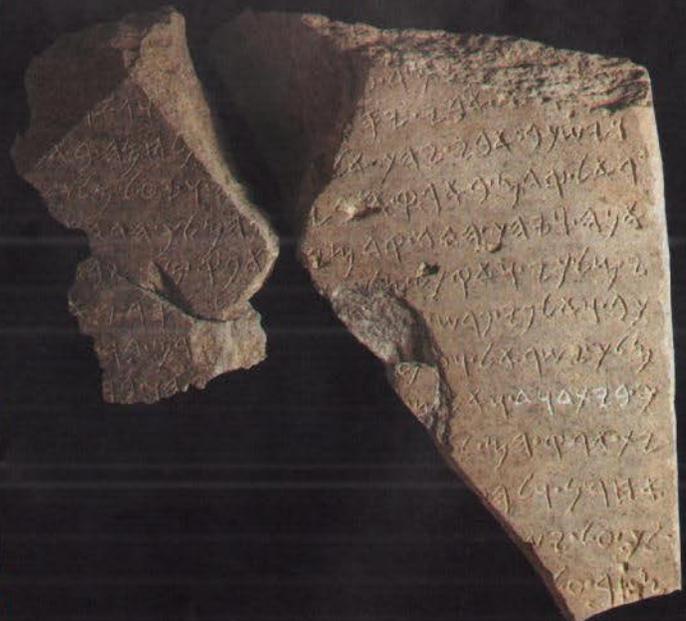
KÖNIG DAVID, CA. 1034–964 V. CHR.





Herrscher über biblisches Land

Vor drei Jahrtausenden entsteht irgendwo in den Dörfern Galiläas und Judäas auf bis heute rätselhafte Weise der Glaube an den Einen Gott Jahwe – und damit der Ursprung des Judentums. Die Anhänger der neuen Religion wären wohl rasch von mächtigen Völkern unterjocht worden, hätte sich nicht einer von ihnen mit List und Skrupellosigkeit, mit Gewalt und Gottergebenheit zum Herrscher aufgeschwungen und ein Reich geschaffen: König David – die legendärste Gestalt der Bibel



Dunst steht über dem See Genezareth; die Hügel des Golan am gegenüberliegenden Ufer leuchten rot in der Abendsonne. Es ist Mitte September und heiß. Ich stehe auf dem Tel el-Oreme, einem steil aufragenden Hügel am nordwestlichen Saum des Sees. Struppiges Gebüsch bedeckt den Boden, gelbes Gras und tückischer, längst vergessener Stacheldraht; irgendwo verwest der Kadaver einer vor Monaten verendeten Kuh. Süßlich riecht das verdunstende Seewasser. Eine Krähe schreit, Zikaden zirpen – sonst ist es still.

„Hier lag einst Kinneret, eine der bedeutendsten Städte in Palästina. Sie war fünfmal so groß wie Jerusalem zur Zeit der ersten Könige“, sagt Stefan Münger.

Der 38-jährige Archäologe aus der Schweiz ist Grabungsleiter auf dem Tel el-Oreme, wo seit 1994 jeden Sommer ein Team der Universitäten Bern, Helsinki und Mainz nach und nach die Ruinen einer antiken Metropole freilegt.

Nun leuchten hier wieder Steinmauern in der Sonne, zum ersten Mal seit drei Jahrtausenden; manche ragen fast zwei Meter auf und sind 30 Meter lang. Langsam formt sich vor meinen Augen aus dem zunächst verwirrenden Durcheinander der Relikte ein Muster. Ich erkenne den Grundriss eines lang ge-

streckten, in den Hügel hineingebauten Wohnhauses an einer Straßenkreuzung: Außenmauern, Innenhöfe, Treppen, Türöffnungen, Fensterstürze, Mühlsteine, ein Backofen.

Die Mauern – und die Schätze, die der Schutt zwischen ihnen birgt – sind die Ruinen der antiken Metropole Kinneret, deren Bewohner jahrhundertlang mit dem Pharao in Ägypten handelten, mit der Stadt Tyros im heutigen Libanon und mit Ugarit in Syrien, mit den Nomadenstämmen jenseits des Jordan und mit den Seefahrern aus Zypern. Dann aber nahm Kinneret ein jähes Ende. Und so sind seine Relikte stumme Zeugen einer Zeitenwende.

Denn sie künden auch vom Aufstieg des Volkes Israel, das sich vor 3000 Jahren unter dem legendären König David zum ersten Mal in seiner Geschichte ein eigenes Reich schuf.

DAVID IST DER HELD der Bibel. Keiner anderen Gestalt widmet das „Buch der Bücher“ so viel Text wie ihm – nicht einmal Mose oder Jesus. Ganz oder in Teilen handeln das 1. und 2. Buch Samuel von seinen Taten, das 1. Buch der Könige und das 1. Buch der Chronik. Dazu verweisen viele andere Stellen auf ihn; und 73 der 150 Psalmen, der in der hebräischen Bibel gesammelten Lieder und Hymnen, werden David zugeschrieben oder mit ihm in Verbindung gebracht.

Selbst wer die Bibel nicht kennt, wird ein vages Bild von David im Kopf haben: Er ist der Hirtenjunge, der dem gewaltigen Krieger Goliath entgegentritt und ihn mit einem geschleuderten Stein niederstreckt.

Tatsächlich ist dies nur eine der vielen Geschichten, welche die Autoren der biblischen Texte überliefert haben. Für sie ist David „ein Mann nach Jahwes Herzen“ – und das, obwohl sein Leben und das seiner Familie geprägt wird von Gewalt und Verrat, Hinterlist und Ehebruch, Vergewaltigung und Brudermord.

Jahwe, der Gott der Juden, erwählt David, so stellt es die Bibel dar, um die Stämme Israels wahrhaft zu einen und mächtig zu machen. Zwar haben die

Stämme schon einen gemeinsamen König, Saul, doch der hat Jahwes Gunst verloren, ist ein Zauderer geworden, ungerecht und maßlos. David hingegen ergibt sich ganz Gottes Willen. Er dient Saul als Waffenträger, erschlägt Goliath, den mächtigsten Krieger der feindlichen Philister, und bringt von einem anderen Feldzug gar 200 Vorhäute von getöteten Philistern mit.

Doch trotz seiner Erfolge wird David vom Herrscher verfolgt und flieht. Er sammelt Bewaffnete um sich, plündert Dörfer, erschlägt alle Einwohner, dient sich den Philistern als Söldner an, täuscht und verrät jedoch auch diese.

Schließlich fällt Saul im Krieg gegen die Philister. Und David wird sein Nachfolger. Als König besiegt er alle Feinde; sein Reich erstreckt sich schließlich vom Golan im Norden bis zur Negev-Wüste im Süden, vom Flachland im Westen bis zu den Bergen jenseits des Jordan im Osten.

40 Jahre lang regiert David, und die Ära seiner Regentschaft ist kaum weniger dramatisch als die Zeit seines Aufstiegs. So begeht er, berichtet die Bibel, Ehebruch mit Batseba, der Frau eines seiner Ehrengardisten – den er, um ihn zu beseitigen, danach auf einem Kriegszug in den Tod schickt. Davids ältester Sohn und Thronerbe vergewaltigt die eigene Halbschwester, verstößt sie sodann und wird daraufhin vom Halbbruder erschlagen – zwei Taten, die David nicht sühnt.

Später zwingt der Brudermörder gar David zur Flucht aus Jerusalem, wird aber im anschließenden Machtkampf umgebracht. Und am Ende seines Lebens muss David mit ansehen, wie sich seine überlebenden Söhne in einen mörderischen Kampf um seine Nachfolge stürzen.

Doch welchen historischen Wert hat dieser biblische Bericht? Hat es jemals einen König David gegeben? Und falls ja: Wann hat er gelebt? Was hat er geschaffen? Wenn er tatsächlich der eigentliche Gründer des ersten jüdischen Reiches war – wie passen dann die anderen, in noch ältere Zeiten zurückreichenden biblischen Überlieferungen in seine



Um 1000 v. Chr. konkurriert in Palästina der Jahwekult noch mit der Verehrung anderer Götter – etwa des Schutz- und Kriegsgottes Reschef



Geschichte, etwa jene vom Auszug des ganzen Volkes Israel aus Ägypten unter Mose?

Forscher wie Stefan Münzer, der Ausgräber von Kinneret, haben sich auf die Spuren des legendären Königs begeben – und dringen damit zugleich in die Geheimnisse vom Ursprung einer Weltreligion ein. Denn letztlich ist Davids Geschichte untrennbar verwoben mit der von den Anfängen des Judentums.

Mit Fragen wie diesen: Wo und wann entstand der Glaube an den Einen Gott Jahwe? Woher entstammte und wer war jenes „Volk Israel“, das David einte und dem er ein Reich schuf?

DIE SPUR, soweit Archäologen, Historiker, Theologen und Philologen sie heute noch rekonstruieren können, weist zurück ins zweite vorchristliche Jahrtausend.

Palästina ist uraltes Kulturland. Schon vor 8000 bis 10 000 Jahren werden Menschen hier sesshaft. Aus ihren Siedlungen entwickeln sich im Laufe der Jahrhunderte Städte, dann kleine Reiche.

Und klein bleiben sie. Denn Palästina ist unübersichtlich: Ein Streifen fruchtbareren Landes, begrenzt vom Mittelmeer und den Wüsten Sinai und Negev, zerteilt vom gewaltigen Grabenbruch des Jordan, zerklüftet von Gebirgszügen, Hochplateaus und Schluchten. Eine Region, die isolierte Siedlungen in Tälern oder kleinen fruchtbaren Ebenen, an natürlichen Häfen oder Oasen begünstigt.

Um 2000 v. Chr. leben wohl Dutzende Völker in diesem Gebiet. Die Bibel nennt „die Keniter, die Kenasiter, die Kadmoniter, die Hethiter, die Perisiter, die Refäiter, die Amoriter, die Kanaaniter, die Girsaschiter und die Jebusiter“.

„Mein Vater war ein Aramäer“, heißt es im 5. Buch Mose – und vielleicht hat sich da eine Erinnerung an die Anfänge des Volkes Israel erhalten. Möglicherweise sind ab etwa 1300 v. Chr. aramäisch sprechende Menschen, die zuvor als Nomaden lebten, in Palästina sesshaft geworden. Die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob jedenfalls sind noch, so wie sie die Bibel schildert, Nomaden, die

Nach biblischer Überlieferung verbünden sich, wohl ab 1300 v. Chr., Großfamilien in der Region zwischen dem See Genezareth und dem Toten Meer zu zwölf Stämmen. Um 1000 v. Chr. vereinigen sich die Stämme Juda und Benjamin im Süden zum Reich Juda, die anderen zehn bilden Israel. Später fügt David beide Reiche zu einem Königtum zusammen. Dessen gefährlichste Feinde sind die an der Küste siedelnden Philister, die übers Meer gekommen sind

in Zelten leben, Vieh hüten und große Sippen anführen.

Über Generationen verbünden sich einzelne Großfamilien zu Stämmen. Die Bibel nennt zwölf: Ruben, Juda, Levi, Benjamin, Efraim, Manasse, Sebulon, Issachar, Gad, Dan, Naftali, Ascher. Wenig ist auch darüber bekannt, wie die in Dörfern lebenden Sippen politisch und militärisch organisiert sind. Wahrscheinlich bestimmen Stammesälteste als Richter und Anführer in Kämpfen das Leben.

Klarer erscheint den Forschern die Lage im Nahen Osten erst zur Zeit des Pharaos Echnaton (1351–1334 v. Chr.) – und dramatischer. Ägyptens Könige nämlich beherrschen zu jener Zeit seit mehreren Generationen Palästina. Manche Stadtkönige und Stammesführer sind mit Echnaton verbündet, in anderen Orten sind Soldaten der ägyptischen Armee stationiert. Die auf Tontafeln geschriebenen Briefe der lokalen Fürsten und Gouverneure aus Palästina, Syrien, Kleinasien und Mesopotamien, welche diese an Pharaos Echnaton richten, haben sich in seiner Hauptstadt Amarna zu Dutzenden erhalten.

Die „Amarnabriefe“ verraten etwas von der Bedrängnis und Not, der sich die Machthaber in Palästina zunehmend erwehren müssen: Denn Pharaos Echnaton, der am Nil eine neue Religion einführt – den Glauben an den Sonnengott Aton – ist an Außenpolitik nicht sehr interessiert und lässt Ägyptens Einfluss auf den Nahen Osten schwinden. Im Norden, in Anatolien, steigt nun das Reich der Hethiter auf und erringt in Kriegen gegen Lokalkönige und Ägyptens Macht bis nach Palästina hinein. Der Handel leidet.

Etwa ab 1200 v. Chr. kollabiert schließlich die alte Welt der Stadtstaaten Palästinas binnen weniger Jahrzehnte. Eine Inschrift aus der Zeit des Pharaos Merenptah (1213–1203 v. Chr.) kündigt von schweren Hungersnöten in fast allen Ländern am östlichen Mittelmeer, wohl ausgelöst durch eine große Dürre. Seine Beamten registrieren, auch dieses Dokument ist erhalten, dass Nomaden aus dem Ostjordanland bis nach Ägypten fliehen und dort angesiedelt werden – dank des

Die Ruinen von Kinneret: Die Stadt auf einem Hügel am Nordwestufer des Sees Genezareth hat um 1000 v. Chr. rund 3000 Einwohner. Sie ist zu jener Zeit die größte Metropole des Landes und liegt an der Nordgrenze von König Davids Reich. Doch dann ereilt eine Katastrophe den Ort



wasserreichen Nils herrscht im Reich des Pharaos keine Not.

In jenen Jahren erfinden die Beduinen, die östlich des Jordan umherstreifen, den Reitsattel für das Kamel. Mit diesem Tier, das die Nomaden bislang nur als Milch- und Fleischlieferanten gehalten haben, können sie nun rasch große Strecken zurücklegen. Die Bibel überliefert, dass die Beduinen zu Räufern werden, die mit ihren Kamelen scheinbar wie aus dem Nichts westlich des Jordan auftauchen, Schafe rauben und auf ihren Reittieren uneinholbar schnell wieder verschwinden.

Hunger und Überfälle zwingen manche Bewohner Palästinas, die bislang vor allem an der Küste und in den fruchtba-

ren Ebenen gesiedelt haben, in die Berge Galiläas und Judäas. Wolfgang Zwickel, Professor für Biblische Archäologie an der Universität Mainz, schätzt nach den bisherigen Ausgrabungen in Israel, dass ab 1200 v. Chr. in dem zuvor fast unbewohnten Bergland etwa 300 kleine Siedlungen gegründet werden.

Und irgendwo in diesen kargen Bergen schließen sich einige der von der Not bedrängten Siedler zu einem neuen Bündnis zusammen: „Israel“.

So jedenfalls nennt Pharaos Merneptah ein Volk auf einer Stele, mit der er sich seiner militärischen Triumphe rühmt: „Israel liegt brach und hat keinen Samen.“ Es ist die älteste überlieferte Nennung dieses Namens.

Noch ist das kein Reich oder gar ein Staat in modernem Sinn. „Israel“, das sind in jener Zeit ein paar Bergdörfer der in der Bibel genannten Stämme.

Jede Siedlung besteht aus 20 bis 25 Hütten, die in einem Kreis angeordnet sind. So können die Menschen abends Ziegen und Schafe auf den freien Platz zwischen den Gebäuden zusammenreiben, um die Herden besser vor Raubtieren und Beduinen zu schützen. In jedem Dorf leben wahrscheinlich ein paar Sippen, jeweils wohl 80 bis 100 Männer, Frauen und Kinder.

Ganz Israel zählt gerade mal wenige tausend Köpfe.

Und beinahe verschwindet dieses lose Bündnis einiger Dörfer sehr schnell wieder im Dunkel der Geschichte, denn um 1175 v. Chr. bricht die nächste und größte Katastrophe herein: eine Invasion fremder Eroberer.

Philister und Teukrer verheeren das östliche Mittelmeer. So werden sie auf ägyptischen Inschriften genannt – „Seevölker“ nennen Forscher sie heute, in Ermangelung genauerer Indizien auf ihre Herkunft.



Computerdarstellung der Grundmauern eines Wohnhauses in Kinneret (Foto rechts oben): Es liegt an einer Straße (Vordergrund) und hat Räume genug für eine Großfamilie



Seit 1994 graben Forscher der Universitäten Mainz, Bern und Helsinki in Kinneret. Was sie freilegen, wird vor Ort mit dem Zeichenstift dokumentiert und später am Computer dargestellt. Noch ist ein erheblicher Teil der Ruinenstadt unter der Erde verborgen

Über das Meer kommen sie in Schiffen: Soldaten, Frauen, Kinder, mit allem Hab und Gut. Möglicherweise stammen sie aus der Ägäis. Achisch heißt einer ihrer Fürsten in der Bibel, und das ist ein indogermanischer Name. Vielleicht hat sie die Hungersnot aus der alten Heimat fortgezwungen.

Die mykenischen Burgen in Griechenland werden von den geheimnisvollen Invasoren zerstört, das schon durch Hungersnöte geschwächte Hethiterreich in Anatolien zerbricht unter ihrem Ansturm – und selbst das mächtige Ägypten wankt. In einer Seeschlacht im Nildelta kann Pharaon Ramses III. die Seevölker mühevoll abwehren, aber nicht vernichten. Deshalb überlässt er den Fremden den bis dahin unter seiner Oberhoheit stehenden Küstenstreifen in Palästina.

Die Teukrer siedeln sich im sumpfigen Landstrich nördlich des heutigen Tel Aviv an und spielen bald schon keine große geschichtliche Rolle mehr. Südlich jedoch – in einem Abschnitt zwischen Tel Aviv und Gaza – siedeln Eroberer der Seevölker, welche auch die Bibel „Philister“ nennt.

Und sie werden zur tödlichen Gefahr für die Menschen in Palästina.

ICH STEHE AUF dem archetypischen Schlachtfeld – und es ist ein bezaubernder Ort. Die Ruinen des antiken Megiddo bedecken die Kuppe eines steilen Hügels, etwa auf halbem Weg zwischen Tel Aviv und dem See Genezareth. Der Westwind wäscht den Himmel wolkenfrei. Weit geht der Blick über die Jesreel-Ebene bis zu den Bergen Galiläas.

Eine Invasion fremder Völker bedroht die Städte in Palästina

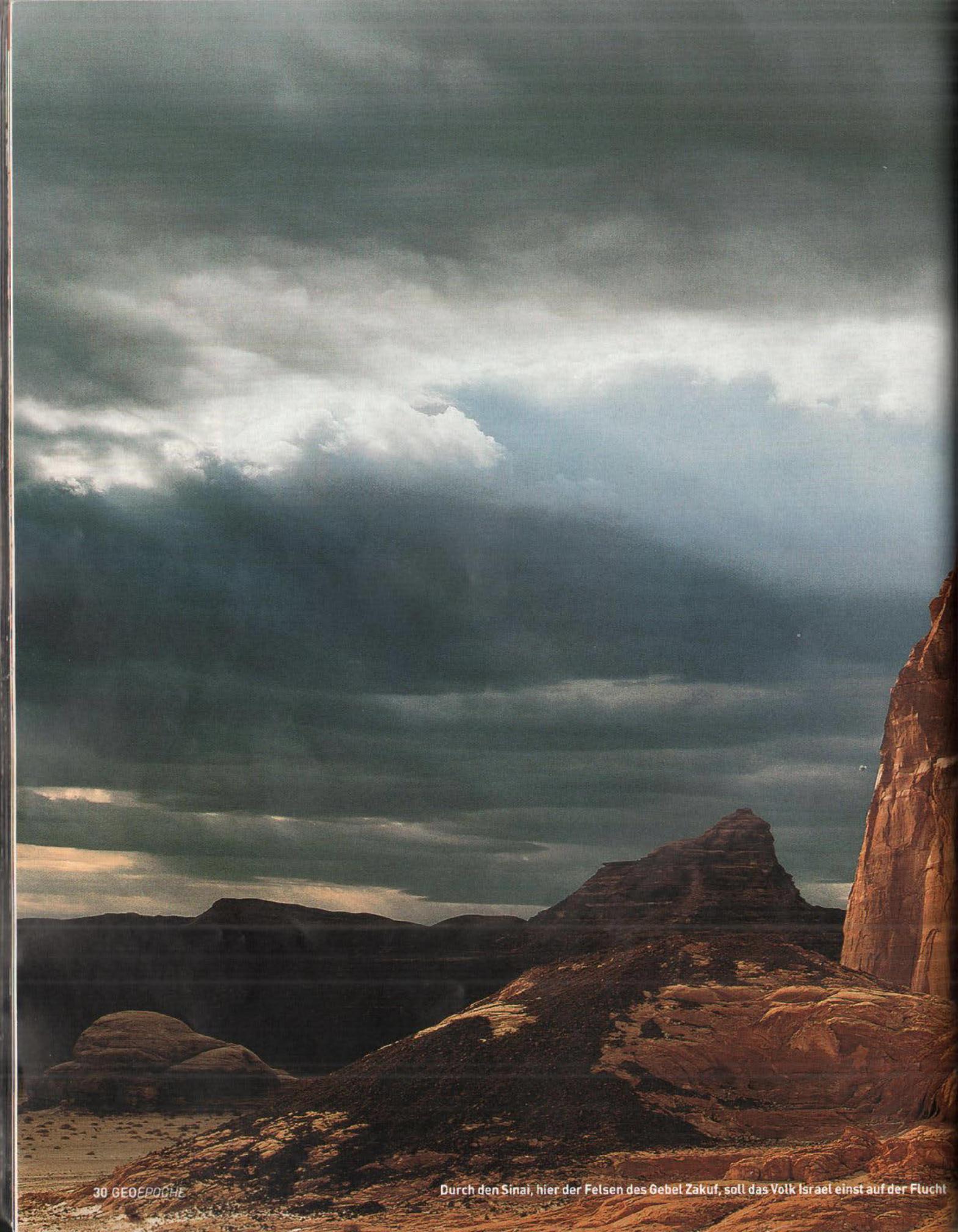
Die Relikte von Megiddo sind, anders als die von Kinneret, bereits seit einigen Jahren nahezu vollständig freigelegt: Paläste, Tempel, Häuser, gewaltige Ställe für 450 Pferde einer Streitwagen-Armee, Getreidespeicher, ein tief in den Fels gehauener Tunnel zu einer Wasserquelle – und mächtige Stadtmauern. Diese aber waren einst nicht wehrhaft genug.

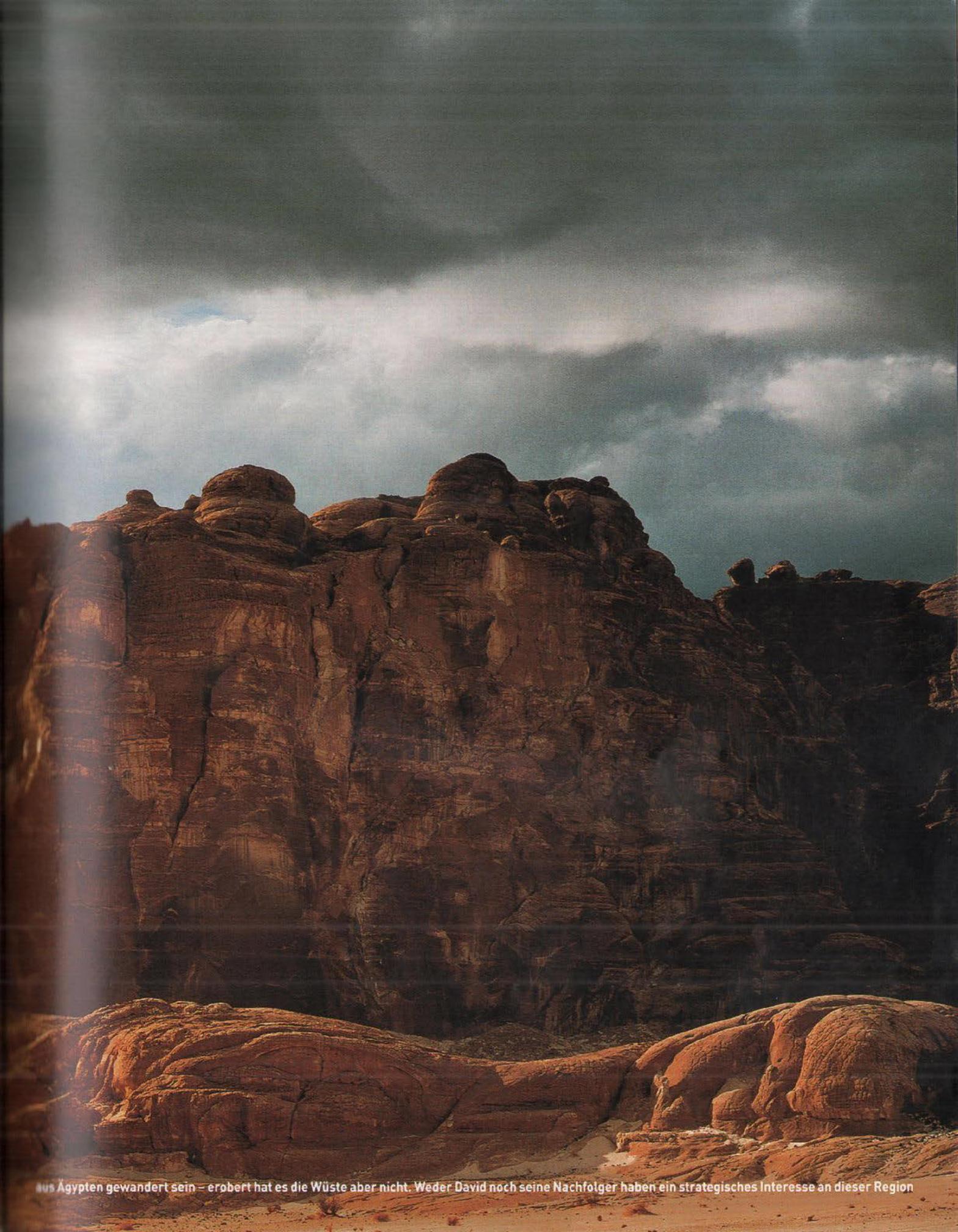
Megiddo beherrscht um 1180 v. Chr. die Jesreel-Ebene und damit den wichtigsten Fernhandelsweg durch Palästina: Wer Waren auf dem Landweg nach Ägypten, Syrien oder ins Zweistromland schaffen will, der muss hier hindurch.

Wegen seiner strategischen Lage ist der Ort seit Jahrtausenden umkämpft. Schon in der Bronzezeit, vor über 4000 Jahren, wurde um ihn gerungen, und noch 1967, im Sechstagekrieg, werden von hier aus israelische Armeen versorgt.

Nicht verwunderlich, dass laut der Offenbarung des Johannes die finale Schlacht zwischen Gut und Böse, der letzte Kampf am Ende der Zeiten, hier stattfinden wird. Denn der apokalyptische Ort „Armageddon“ ist nichts anderes als die griechische Bezeichnung für das hebräische „Har Megiddo“, „Berg von Megiddo“.

Als sich nach der Seeschlacht im Nildelta um 1175 v. Chr. die Philister an der Küste Palästinas ansiedeln, gehört Megiddo noch den Kanaanitern. Das sind Nachbarn der Stämme Israel. Sie unterstehen einem ägyptischen Gouverneur, der im Palast von Megiddo residiert.





aus Ägypten gewandert sein – erobert hat es die Wüste aber nicht. Weder David noch seine Nachfolger haben ein strategisches Interesse an dieser Region

Doch die Philister brechen die Macht des Pharao: Irgendwann um 1130 v. Chr. zerstören sie wahrscheinlich Megiddo und bringen Tod und Verderben über alle alten Städte an der Küste und in den Ebenen Palästinas. Die Überfallenen flüchten in die Berge. Dort, in den Hügeln zwischen dem See Genezareth und dem Nordrand des Negev, siedeln sich die Vertriebenen der Invasion an – im Westen bedroht von den Philistern, im Osten bedrängt von den Beduinen.

Es sind wohl kaum mehr als 30 000 Menschen, die in den Bergen leben: Kanaaniter, die in Stadtstaaten wie Kinneret wohnen – und eben jene Stämme Israels, die bereits seit einigen Generationen in den Bergen siedeln und sich unter dem Druck der Feinde nun langsam einigen.

Und in denen ein neuer Glaube entsteht: an den Einen Gott Jahwe.

JOSUA GILT IN DER BIBEL als Erneuerer des von Gott mit Mose geschlossenen Bundes der Zwölf Stämme. Er setzt durch, dass alle Stämme den Einen Gott verehren. Fortan zeichnet sich das Volk Israel von allen Nachbarn dadurch aus, dass es allein Jahwe verehrt und „keinen anderen Gott hat“ neben ihm.

Mächtig sind die Priester am zentralen Heiligtum des Bundes in der Stadt Sichem. Das ist vermutlich ein „Heiliges Zelt“, in dem die Bundeslade aufbewahrt wird. Diese Lade ist ein kastenförmiger Behälter, in dem nach biblischer Überlieferung die Gesetzestafeln verborgen sind.

Doch in Wahrheit wird der Triumph der Religion Jahwes im Volk keineswegs so rasch und vollständig gewesen sein, wie ihn die Autoren der Bibel darstellen.

Bilder, Siegelabdrücke etwa des in weiten Teilen Vorderasiens verehrten Schutz- und Kriegsgottes Reschef, haben Archäologen in mehreren frühen israelitischen Siedlungen gefunden. Und „Israel“ bedeutet übersetzt: „Der Gott El streitet.“ Dieser Gott El muss also in jener formenden Zeit um 1150 v. Chr. noch eine wichtige religiöse Rolle gespielt haben.

So verliert sich der Ursprung des Glaubens an den Einen Gott Jahwe im geschichtlichen Dunkel. Vielleicht sind es tatsächlich namenlose Fromme aus den Stämmen Israels, die irgendwann die neue Religion schaffen.

Wolfgang Zwickel, der Mainzer Professor, hält dagegen ein anderes Szenario für denkbar: Jene Dürre-Flüchtlinge aus dem Ostjordanland, die von Pharao Merneptas Beamten registriert worden sind, seien nach den Wirren der Seevölker-Invasion wieder aus Ägypten fortgezogen und in die Berge Judäas gegangen, wo sie sich den Zwölf Stämmen anschlossen. Sie seien diejenigen gewesen, welche den Glauben an Jahwe eingeführt hätten.

Die Philister bringen Ägyptern und Israeliten Zerstörung und Tod

So würde sich die Geschichte von Mose, dem Religionsstifter, und seinem Auszug aus Ägypten in den historischen Kontext einfügen.

Historisch fassbar ist Mose als Gestalt allerdings nicht. Keine zeitgenössische Inschrift, kein Text aus jener Epoche kündigt von ihm. Es bleiben nur ein paar vage Indizien: „Hapiru“ etwa ist ein mit den Ägyptern verfeindetes Nomadenvolk – doch ob zwischen diesem Volk und den „Hebräern“ eine Verbindung besteht, ist in der Forschung heftig umstritten.

Auch der Name Mose leitet sich möglicherweise aus dem Ägyptischen her, die Wortwurzel bedeutet „Kind“ oder „Geschöpf“.

Doch ob nun durch anonyme einheimische Stämmevertreter oder durch Flüchtlinge aus Ägypten: Im Volk Israel wächst ab etwa 1150 v. Chr. – langsamer als in der Bibel geschildert, doch letztlich unaufhaltsam – der Glauben an Jahwe.

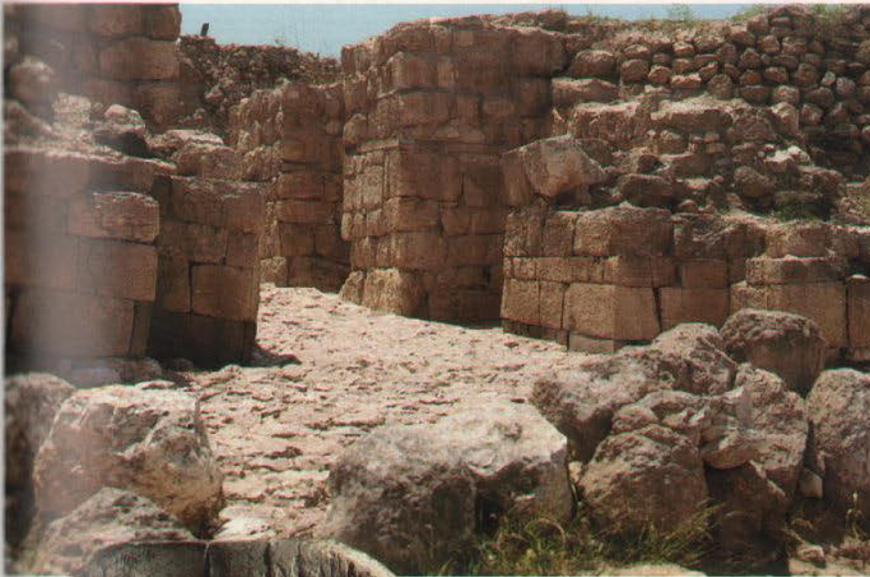
Dies ist eine der bedeutendsten geistigen Revolutionen der Weltgeschichte: Erstmals bekennt sich eine Kulturgruppe zu dem einen, unsichtbaren Gott. Ein ungeheurer Sprung aus dem Kosmos der erhabenen, doch immer noch menschenähnlichen Götter und Idole hin zu einem abstrakten, großartigen Prinzip am Rande des überhaupt noch Vorstellbaren.

Und doch wäre wahrscheinlich dieser neue Glaube bald fast spurlos wieder untergegangen, hätten sich seine Anhänger nicht auch ein höchst diesseitiges Reich erschaffen.

DIE FRAGE, wann das Reich Israel gegründet worden ist, lässt sich nur durch ein historisches Puzzlespiel beantworten. 1993 und 1994 entdeckten Archäologen in der Ortschaft Dan in Nordisrael Fragmente einer Basaltstele, auf der insgesamt 13 Zeilen einer Inschrift zu lesen sind. Sie berichtet vom Sieg König Hazaëls von Damaskus über den „König aus dem Hause Davids“.

Die Tel-Dan-Stele ist ein sensationeller Fund. Denn sie ist die erste nichtisraelische





Megiddo liegt wie das 50 Kilometer entfernte Kinneret auf einem Hügel (links), am Rande der Berge Galiläas, geschützt von mächtigen Mauern (oben). Die an einem wichtigen Handels- und Heerweg erbaute Metropole ist reich: Ein elfenbeinerner Kopf der ägyptischen Göttin Hathor gehört zu den Schätzen, die Archäologen hier später finden werden. Megiddo, in dem viele Jahre ein Statthalter des Pharaos regiert und das um 1000 v. Chr. zum israelitischen Reich gehört, wird ebenso wie Kinneret von den Philistern angegriffen

litische Quelle, in der David genannt wird. Nur sie beweist letztlich, dass jener David, über den die Bibel berichtet, keine bloße Mythenfigur ist, sondern tatsächlich gelebt haben muss. Denn selbst die Feinde erkennen an, dass Israel von Königen aus der Dynastie Davids beherrscht wird. Die Tel-Dan-Stele allerdings verweist ausdrücklich auf die Dynastie (das „Haus“), nicht auf die Person Davids selbst. Die Inschrift hat der König von Aram 835 v. Chr. aufstellen lassen.

David muss also vor 835 v. Chr. gelebt haben. Weitere Indizien liefert die Bibel selbst. Dort wird etwa überliefert, dass König Hiram aus der reichen phönizischen Hafenstadt Tyros Handwerker zu David geschickt habe. Hiram's Herrschaft wiederum lässt sich durch Inschriften und andere antike Quellen auf die Jahre 962–929 v. Chr. datieren.

Schließlich verzeichnet die Bibel die Regierungsdaten sämtlicher Könige bis hin zur Zerstörung der Monarchie durch die Babylonier 587 v. Chr. Addiert man alle Regierungszeiten und rechnet vom Zeitpunkt der babylonischen Invasion zurück, so fiel Davids Herrschaft auf die Jahre 1004 bis 964 v. Chr. – allerdings bleiben solche Datierungen, wie viele Zeitbestimmungen für antike Ereignisse, relativ vage.

So muss beispielsweise die Angabe der biblischen Autoren, Davids Herrschaft habe 40 Jahre gedauert, nicht unbedingt der Realität entsprechen. Denn

„40 Jahre“ ist in alten Chroniken oft nur ein Synonym für „sehr lange“ oder „ein Menschenalter“.

Überhaupt die Bibel: Der namenlose Verfasser der Geschichte Davids hat sie wohl erst während des babylonischen Exils (587–539 v. Chr.) aufgeschrieben, also mehr als 400 Jahre nach den von ihm behandelten Ereignissen. Er hat auch nicht Geschichte *geschrieben*, sondern Geschichte *gedeutet*. Sein Maßstab waren die Gebote Gottes, so wie sie das 5. Buch Mose überliefert: Wer vom Volk Israel ihnen treu ist, wird von Jahwe belohnt; wer gegen sie verstößt, wird unweigerlich bestraft.

Deshalb folgt etwa auf die Geschichte von Davids Ehebruch mit Batseba der Bericht von Schwesterschändung, Brudermord und Aufstand seiner Söhne. Die Untaten seiner Söhne Amnon und Absalom, die in beider Tod enden, erscheinen so wie eine Strafe Gottes für das zuvor vom Vater begangene Unrecht.

Tatsächlich aber, das deuten sprachliche und inhaltliche Eigenarten an, ist die Darstellung von David und Batseba später in den ursprünglichen Bericht eingefügt worden. David mag wirklich Ehebruch begangen haben, doch offensichtlich zu einem anderen Zeitpunkt seiner langen Regentschaft.

Die Geschichte ist wohl von dem biblischen Verfasser aus ihrem ursprünglichen Kontext gelöst und vor den Bericht von Aufstand und Mord gestellt worden, um beiden Ereignissen einen „Sinn“ zu geben: Sünde und Strafe bedingen einander. Das mag historisch „falsch“ sein, ist aber aus dieser theologischen Sicht „richtig“.

Trotz solcher Episoden wie der vom Ehebruch bleibt David eine Lichtgestalt der Bibel: Er ist der Herrscher, der das Volk Israel eint und auf einen Höhepunkt seiner Macht führt. „Der Verfasser interessierte sich weniger für David als historische Gestalt, sondern vielmehr für das religiöse Vorbild, das er verkörperte“, schreibt der amerikanische Theologe Steven L. McKenzie.

Trotz solcher theologisch motivierten Umgestaltungen und des über fast ein



halbes Jahrtausend hinweg verlorenen historischen Wissens bleibt die Bibel die bei weitem ergiebigste und genaueste Quelle für die Zeit der Gründung Israels.

Denn der Verfasser stützte sich wohl, das legen inhaltliche Besonderheiten nahe, auf mindestens zwei heute verschollene Berichte. Zum einen wird ihm eine Chronik vom Aufstieg Davids bis zu seiner Thronbesteigung vorgelegen haben. Zum anderen muss er eine, wie Theologen sie heute nennen, „Hofgeschichte“ gehabt haben – eine Darstellung von der Politik und von den Intrigen im Palast des Königs. Diese beiden Quellen dürften relativ nahe bis zur Zeit Davids zurückreichen.

Deshalb lässt sich, bei aller gebotenen Vorsicht, doch die Geschichte von Israels mächtigstem König in faszinierenden Einzelheiten rekonstruieren.

FOLGT MAN der aus der Bibel abgeleiteten Chronologie, dann wird David im Jahr 1034 v. Chr. in Betlehem geboren. Er ist der siebte oder achte (hier widersprechen sich die Textstellen), jedenfalls der jüngste Sohn eines offenbar wohlhabenden Mannes aus dem Stamm Juda. Vielleicht hat er in seiner Kindheit die Schafherde seines Vaters gehütet, weshalb er in manchen Bibelstellen als „Hirte“ beschrieben wird.

Auch in der Geschichte des Kampfes mit Goliath taucht dieses Motiv auf: Da hat David eine Steinschleuder (eine in der Antike gebräuchliche und gefährliche Fernwaffe), ist aber kein Kämpfer – er kann, nachdem er probeweise eine metallene Rüstung angelegt hat, in dieser

nicht einmal gehen und zieht sie wieder aus.

An anderer, zeitlich früherer Stelle jedoch heißt es über David, er sei „des Saitenspiels kundig, ein tapferer Mann und tüchtig zum Kampf, verständig in seinen Reden und schön gestaltet“. Dieses und seine rasche Karriere deuten darauf hin, dass er, der Sohn eines Mannes aus der Oberschicht, sehr wohl als Kämpfer ausgebildet worden ist und auch gelernt hat, sich gewählt auszudrücken.

Seine Jugend verlebt er in einer Zeit des politischen Umbruchs. Glaubt man der Bibel, so ist aus den Zwölf Stämmen bereits ein Reich geworden, regiert von einem König: Saul.

Die Entdeckungen der Archäologen helfen, die Bibel zu verstehen

Doch das mag eher Wunschdenken des spätgeborenen Verfassers sein als historische Realität. Saul, der aus dem Stamm Benjamin stammt, mag von den Zwölf Stämmen als König anerkannt worden sein, doch wird mit diesem Titel kaum mehr verbunden sein, als dass er das vereinigte Heer anführt, wenn Philisterangriffe drohen.

Er ist eher Truppenführer denn echter Fürst – und nicht einmal eine starke stehende Armee hat er, denn während seiner gesamten Herrschaft ist Saul auf der Suche nach Soldaten.

Auf dieser Elfenbeinschnitzerei aus Megiddo, die vielleicht ein Möbelstück geziert hat, führt ein kanaanitischer Prinz im Streitwagen zwei nackte, beschnittene Gefesselte vor. Die Gefangenen sind möglicherweise Israeliten. Die Bibel ist die wichtigste Quelle zur frühen Geschichte der Juden – und Relikte wie dieses ergänzen sie, denn sie künden etwa von Kriegszügen, welche die Heilige Schrift nicht überliefert

Über Beamte gebietet Saul noch nicht, Land kann er nicht vergeben (das ist ausschließlich Sache der Stämme), er schafft keine Hauptstadt für sein Reich.

Der junge David, berichtet die Bibel, wird zu Saul gerufen, um ihm auf der Leier vorzuspielen, einem der Harfe ähnelnden Instrument. Musik ist zu dieser Zeit nicht bloß Unterhaltung, sondern Magie: Jahwe hat Saul die „Pein des bösen Geistes“ geschickt, die Musik soll sein Seelenleid lindern.

Einmal am Hof, macht David rasch Karriere – allerdings nicht als Musiker. Bald führt er eine Armee in den Krieg. Die Bibel überliefert, er habe 1000 Mann angeführt: bei einer Bevölkerung von einigen tausend Menschen in Israel ein großes Aufgebot. Auf einem seiner Feldzüge erschlägt er 200 Philister und verstümmelt die Leichen. Schließlich gibt ihm Saul seine Tochter Michal zur Frau.



Als Heerführer und Schwiegersohn des Königs gehört der junge David schon bald zu den mächtigsten Männern im Land. Doch dann wird sein Aufstieg jäh unterbrochen.

Glaubt man der Bibel, dann ist Saul grundlos eifersüchtig, ja geradezu wahn-sinnig und hätte David ermordet, wenn dieser nicht rechtzeitig geflohen wäre in die unzugänglichen Berge Judäas am Rande der Negev-Wüste.

Moderne Biografen wie der Amerikaner Steven McKenzie vermuten dagegen, dass David hier zu positiv dargestellt worden ist. In Wahrheit habe er nach dem Thron gestrebt, ja vielleicht sogar geputscht und sei geflohen, als sein Griff zur Macht missglückte.

In der bergigen Wildnis am Südrand von Juda jedenfalls schart David schnell einige hundert Verwandte und Anhänger um sich. Denen verspricht er Posten und Land, sollte er erst einmal König sein. (Hier verraten, wenn auch unfreiwillig, die biblischen Autoren die Ambitionen Davids.)

Zeitweilig dient er sich gar Philisterfürsten als Söldnerführer an. Seine Bande ist zudem auf Raub aus: In jenen Jahren, es muss um 1010 v. Chr. sein, überfallen sie Dörfer in den Bergen und metzeln sämtliche Einwohner nieder, um alle Zeugen zum Schweigen zu bringen. (Auch dies überliefert die Bibel.) David heiratet die Witwe eines Sippenführers, der von seinen Raubzügen bedroht worden war. Der Fürst ist zuvor unter verdächtigen Umständen gestorben – mög-

lich, dass David auch dafür verantwort-lich ist. Nun wird die von dieser Sippe dominierte Stadt Hebron zu seiner Basis; Saul ist schon nicht mehr mächtig genug, um ihn von dort zu vertreiben.

Im Jahr 1004 stellen die Philister Saul zu einer Schlacht im Gebirge Gilboa, im Norden Israels. Der König und drei seiner Söhne fallen.

Hat David, der Söldner der Philister, mit Sauls Feinden gemeinsame Sache gemacht? Die Bibel sagt: nein. Sie über-liefert, David habe sich zum Zeitpunkt der Schlacht am anderen Ende des Lan-des befunden, im Süden, auf einem Feld-zug im Negev.

Doch sicher ist, dass er sofort von der Katastrophe des alten Monarchen pro-

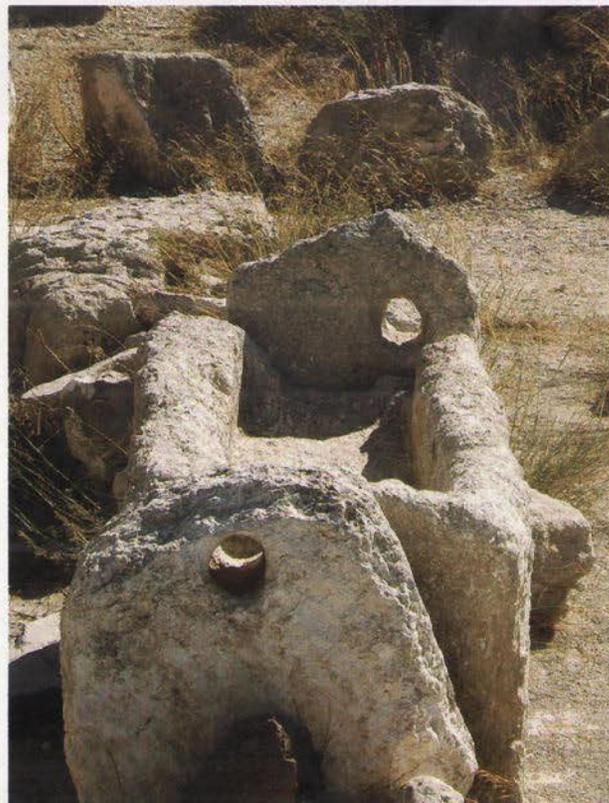
fitiert: In Hebron lässt sich David zum König von Juda salben.

Die beiden südlichen Stämme Juda und Benjamin schließen sich zum Reich Juda zusammen. Daraufhin vereinigen sich die zehn nördlichen Stämme zum Reich Israel und rufen einen der überlebenden Söhne Sauls zu ihrem Herr-scher aus.

David steht in seinem 30. Lebensjahr. Sieben Jahre, so die Bibel, kämpft er fortan gegen Sauls viertältesten Sohn. Dann wird der Rivale von zwei seiner Hauptleute erstochen – und David ist endlich König von Juda und Israel.

Zunächst richtet er alle noch lebenden Söhne und Enkel Sauls hin – nur ein verkrüppelter Enkel, der wegen seiner Behinderung kaum gehen und daher niemals zum Herrscher erhoben werden kann, lässt er im Königspalast unter stän-diger Bewachung leben. Ein Mann vom Stamme Sauls wird noch Jahre später, dies immerhin überliefert die Bibel, Da-vid, den „Bluthund“, wegen dieser Mor-de verfluchen: „Der Herr hat über dich gebracht alles Blut des Hauses Saul.“

DAVIDS HERRSCHAFT ist fundamental anders als die seines Vorgängers. Gebot Saul noch über eine lose organisierte



König David kann die Ägypter und Philister zurückdrängen. Und seine Nachfolger bauen Megiddo zur Festung aus. Noch drei Jahrtausende später werden dort steinerne Tröge von den riesigen Ställen zeu-gen, in denen 450 Pferde einer israelitischen Streitwagenarmee un-tergebracht sind





David in diese Einöde zurückziehen, um den Nachstellungen seiner Verfolger zu entgehen. Später wird diese Region zum südlichsten Teil seines Reiches



Durch den Handel mit Nachbarreichen kommt Wohlstand ins Heilige Land. Dieses Porträt einer Israelitin zeigt die Frau mit einem Diadem und einer Kette aus Perlen

Konföderation von Stämmen, so schafft David tatsächlich das erste israelitische Reich der Geschichte.

Er stellt ein schlagkräftiges Heer auf. Die Bibel nennt eine „Ehrengarde“ aus „Helden“, also vielleicht eine Art Leibwache. Dazu kommen die „Kreter und Pleter“, wie die wohl vor allem aus Philistern bestehende Söldnerschar heißt, die nun ständig bezahlt wird. (Was David nicht daran hindert, gegen die Philisterkönige Kriege zu führen.)

Der König lässt sein Volk zählen, was vor allem für den Reichsteil Israel bedrückende Folgen hat: Die Männer dort müssen – anders als die aus Juda, Davids Heimat – als Zwangsrekruten in der Armee kämpfen oder Frondienste leisten, etwa beim Aufbau von Städten. Bald schon stöhnen sie unter dem „Joch“ des neuen Königs.

David macht sich zum obersten Richter seines Reiches – anders als noch unter Saul, wo die Sippenältesten Recht sprachen. Und er ist auch der erste Herrscher, der ganz im Stile anderer orientalischer Despoten seiner Zeit willkürlich über das Land des Reiches verfügt: David kann Gefolgsleuten zur Belohnung Weiden geben oder bei Unbotmäßigkeit uraltes Familienland einfach einziehen.

Sein Harem ist groß – mindestens 19 Frauen und Konkubinen nennt die

Bibel –, er dient aber nicht nur seinem Vergnügen. Indem er Töchter fremder Fürsten heiratet, verstärkt David seine diplomatischen Kontakte zu anderen Völkern und pflegt Allianzen über die Grenzen seines Reiches hinaus. Prinzessinnen aus mächtigen Stämmen und aus Städten im heutigen Jordanien und Syrien nennen die biblischen Autoren mit Namen.

Seine vielleicht wichtigste Neuerung aber ist eine Eroberung. Denn David gibt dem Reich eine neue Hauptstadt: Jerusalem.

Diese Stadt der Jebusiter ist uralt, doch alles andere als eine Metropole, sondern eine in den Bergen gelegene, von einer Zitadelle bekrönte, nur rund zwei Hektar umfassende Ortschaft auf der Hügelkuppe südlich des heutigen Tempelbergs. Hier leben wahrscheinlich zunächst nur einige hundert Einwohner. Der Ort hat für die Menschen aus Juda und Israel bis dahin keinerlei kultische Bedeutung, er ist auch kein Handelszentrum. Doch Jerusalem liegt zwischen Juda und Israel.

König David sucht das Bündnis mit ausländischen Herrschern

Schon ganz am Anfang seiner Herrschaft über beide Reichsteile – also um 997 v. Chr. – erobert David Jerusalem und lässt die Bundeslade, die eine Zeit lang im jüdischen Baala aufbewahrt worden ist, nach Jerusalem bringen. So wird die Stadt nicht nur zum neuen politischen Zentrum, sondern erstmals auch zum religiösen Herz des Reiches. Erst seit dieser Zeit ist Jerusalem der zentrale Kultort für den Glauben an Jahwe.

Eines aber unternimmt David nicht: Er baut keinen Tempel in Jerusalem. Die biblischen Autoren begründen dies damit, der König habe so viel Blut vergossen, dass er unrein war und ihm Jahwe selbst verboten habe, ein Heiligtum zu errichten.

Doch um andere von David angeblich errichtete Bauten entbrennt 3000

Jahre später unter Archäologen ein heftiger Streit.

FÜR MANCHE WISSENSCHAFTLER ist das Jerusalem der Zeit Davids eine archäologische Einöde. Nicht eine einzige Tonscherbe aus der Zeit um 1000 v. Chr. habe man geborgen, klagen der Archäologe Israel Finkelstein aus Tel Aviv und sein in Belgien lehrender Kollege Neil Asher Silberman in einem viel beachteten Buch zur Biblischen Archäologie: „Die optimistischste Schlussfolgerung dieses negativen Befundes ist, dass Jerusalem im 10. Jahrhundert v. Chr. von eher geringer Ausdehnung war, vielleicht nicht mehr als ein typisches Dorf auf einer Hügelkuppe.“

Die israelische Archäologin Eilat Mazar hingegen glaubt, dass sie einen Palast aus jener Zeit freigelegt hat – jenes „Haus David“, das sich der König, folgt man der Bibel, nach seiner Eroberung bauen ließ: „Und Hiram, der König von Tyros, sandte Boten zu David mit Zedernholz, dazu Zimmerleute und Steinmetzen, dass sie David ein Haus bauten.“

Eilat Mazar legt derzeit am Ostrand der Jerusalemer Altstadt die Fundamente mächtiger Mauern frei. Bis zu zwei Meter stark müssen sie gewesen sein und mindestens 30 Meter lang. Was mag hier einst gestanden haben?

Die These der Archäologin: der biblische Palast des Königs David.

Das aber ist wissenschaftlich höchst umstritten, denn Eilat Mazars Indizienkette ist dünn: Unter den Mauern hat sie Scherben von Keramikgefäßen gefunden, die sie, im Gegensatz zu Finkelstein und Silberman, auf etwa 1000 v. Chr. datiert. Das bedeutet, die Mauern sind errichtet worden, als diese Scherben bereits im Erdboden lagen – also nach 1000 v. Chr. Eilat Mazar glaubt, dass der Bau unmittelbar nach diesem Datum errichtet worden sei und deshalb nichts anderes sein kann als der in der Bibel erwähnte Palast Davids.

Allerdings ist in einer Ecke der Ruine eine *bulla* gefunden worden, ein Tonsiegel. Es trägt den Namen „Juchal, Sohn des Schelemja“. Ein Mann dieses



Auf dem Griff eines Kamms reißt ein Hund einen Steinbock. Diese Kostbarkeit gehört – ebenso wie der Entenkopf (unten) – zu einem Schatz von 382 Elfenbeinkunstwerken, der aus Megiddo stammt. Nach Palästina gelangen Luxuswaren aus Ägypten, aus Tyros im heutigen Libanon und von der Insel Zypern. Sie werden auf Segelschiffen oder mit Karawanen über Fernstraßen herangeschafft



Namens wird tatsächlich in der Bibel erwähnt, vom Propheten Jeremia. Dort ist dieser Juchal ein Abgesandter des Königs Zedekia von Juda – jenes Herrschers, der 587 v. Chr. vor den Babyloniern kapitulieren und ins Exil gehen muss (siehe Seite 44), also gut 400 Jahre nach David.

Selbstverständlich ist nicht bewiesen, dass der Juchal aus der Bibel mit dem der Bulla identisch ist; theoretisch könnte es auch ein Zeitgenosse Davids sein, der zufällig den gleichen Namen und Vaternamen führt. Doch solange Eilat Mazar keine neuen beweiskräftigen Funde präsentieren kann, bleiben die meisten Wissenschaftler skeptisch.

„Sie hat diese Mauern – und sie hat ein Siegel aus dem 6. Jahrhundert v. Chr.: Das reicht nicht“, sagt beispielsweise Stefan Münzer, der Ausgräber von Kinneret. „Das beweist doch nur, wie stark der Mythos von König David auch heute noch ist.“

Tatsächlich haben Archäologen bislang keinen Fund gemacht, den sie zweifelsfrei David persönlich zuordnen

können. So ist es eine Ironie der Geschichte, dass David durch die Bibel zwar die bekannteste Gestalt jener Epoche vor drei Jahrtausenden ist – dass es aber ausschließlich seine namenlosen Untertanen sind, deren Spuren uns heute verraten, wie die Menschen zu seiner Zeit gelebt haben.

Und diese Zeitkapsel, die wie nirgendwo sonst in Israel den Alltag jener Zeit konserviert hat, da sich das Judentum als Religion zu formen beginnt, ist die Stadt Kinneret am See Genezareth. Die Ursache aber für eine solche einzigartige Ansammlung antiker Relikte war, wie so oft in der Archäologie, eine Katastrophe.

DER SEE GENEZARETH, vor 3000 Jahren: Dem Reisenden, der entlang des Ufers wandert oder über das Gewässer segelt, zeigt sich die Stadt Kinneret wie eine Festung. Bis zu zwölf Meter dick sind ihre steinernen Mauern. Auf der höchsten, künstlich abgeflachten Kuppe des Stadtberges ragt der Palast des Fürsten auf. So hat der Herrscher einen wei-

ten Blick über den See, die wichtigste Handelsroute an dessen Westufer, die fruchtbare Ebene von Ginnosar im Süden – und er mag freier atmen, denn dort oben wehen die Westwinde den Gestank seiner überfüllten Kapitale fort.

Wohl 3000 Menschen leben an den Hängen des Hügels. Ein rechtwinkeliges Muster staubiger, ungepflasterter Straßen teilt Kinneret in Hunderte Parzellen. Auf diesen erheben sich 20 bis 30 Meter lange und zehn Meter breite, zweigeschossige Häuser. Die Außenwände aus Steinen und Ziegeln sind verputzt und fast fensterlos; Licht und Luft gelangt über Innenhöfe in die Räume. Aus den Höfen steigen die Rauchsäulen der Brottöfen in den Himmel, dort wird ebenfalls in steinernen Mühlen Olivenöl gepresst und Getreide gemahlen.

Jedes Haus ist Heim für ein gutes Dutzend Menschen, die in den kleinen Räumen essen, Gäste empfangen und häufig auch dort arbeiten, denn meist gehören zu den Häusern Werkstätten, Stallungen oder Läden. Die flachen Dächer sind die Schlafzimmer; dort breiten die Einwohner abends Matten und Decken aus, um der stickigen Hitze zwischen den Mauern zu entfliehen.

Wohl kaum jemand muss Hunger leiden: Vom Golan und aus der Ebene von Ginnosar bringen Bauern und Händler

Weizen und Oliven, dazu Kichererbsen und Wein. Schafe und Ziegen liefern Fleisch und Milch. Der See Genezareth liefert Frischwasser im Überfluss und ist fischreich: Nördlich der Stadt ankern Boote, schwere, an Leinen gebundene Steine halten sie am Platz. Andere Schiffe sind mit Tampen am Ufer vertäut, die Menschen haben aus dem felsigen Ufer kleine Hafengebühren herausgebrochen. Zum Fischzug segeln sie hinaus und werfen große Netze ins Wasser.

Kaufleute oder Steuereintreiber führen ihre Listen auf Papyrusrollen, die mit Siegeln aus ungebranntem Ton versehen sind. Von diesem empfindlichen Schreibstoff wird nichts die Zeiten überdauern, doch in einem Haus fangen einmal einige Papyrusrollen Feuer – und die Hitze ihrer Flammen brennt das Tonsiegel hart und konserviert es so für Jahrtausende.

Kinneret wird wohl lange Zeit von einem Herrscher der Kanaaniter angeführt, den Nachbarn der Israeliten. Die Grenze zu Davids Reich verläuft nur wenige Kilometer weiter südlich – und sie rückt näher. Denn je länger David regiert, desto größer wird das Land, das ihm Untertan ist. Doch es scheint Frieden zu herrschen zwischen der Stadt und dem aufstrebenden Reich der Israeliten, jedenfalls werden die Archäologen drei

Jahrtausende später keine Zeichen eines Kampfes aus jener Zeit entdecken.

Im Gegenteil: Gut möglich, dass schon früh auch Israeliten hier wohnen. Nicht auszuschließen ist zudem, dass bereits David die Stadt selbst unter seine Herrschaft bringt. Kinneret wäre dann eine Zeit lang der nördlichste Vorposten Israels – und dessen weitaus größte Stadt.

Die Wege in die Fremde sind offen: Töpfe, Krüge und Schalen aus Phönizien an der Küste des Libanon und aus Zypern gehören zum Hausrat vieler Familien. Erstaunlicherweise importieren die Einwohner Kinnerets sogar Nilbarsche aus dem etwa 400 Kilometer entfernten Ägypten. Diese Spezialität wird wohl gesalzen angeliefert und erst vor Ort zerteilt – wie Spuren an den von Archäologen geborgenen Gräten verraten.

So vielfältig wie der Handel ist die Religion: Die Israeliten verehren Jahwe, doch manche Einwohner beten Reschef und andere Götter an.

In anderen Häusern zieren Henkel in Gestalt üppiger Frauenkörper Keramiken – Symbole der Fruchtbarkeit. In großen, kelchähnlichen Gefäßen werden Räucheropfer dargebracht. Und in einem Haus – einem Heiligtum womöglich – bergen die Archäologen eine rund 15 Zentimeter lange Schlange aus Bronze. Indiz für einen Heilort? Heißt es doch im 4. Buch Mose über einen Abwehrzauber: „Da sprach Jahwe zu Mose: Mache dir eine eherne Schlange und richte sie an einer Stange hoch auf. Wer gebissen ist und sieht sie an, der soll leben. Da machte Mose eine eherne Schlange und richtete sie hoch auf.“

Und doch strahlt in Kinneret das Abendrot einer alten Zivilisation. Denn die Landnahme der Philister hat auch den Handel und Reichtum dieser Stadt schwer getroffen. Schalen und Krüge, einige Jahrhunderte zuvor noch kunstvoll geformt und verziert, werden nun grob gefertigt. Die wenigen Stücke, die überhaupt noch mit schwarzer oder brauner Farbe bemalt sind, zeigen nachlässig ausgeführte geometrische Muster oder ungelienkte Tierfiguren. Die mächtigen Stadtmauern sind von jemandem errichtet



Davids Nachfolger Salomo errichtet in Eilat einen Außenposten am Roten Meer. Der ist vor allem wegen des dort vorhandenen Kupfers wichtig, das die Israeliten zwischen Felsformationen wie etwa den »Säulen Amrams« abbauen

worden, der zwar noch viele Arbeiter kommandierte, aber nur wenig von Baukunst wusste. Dass sie zwölf Meter dick sind, ist weder statisch notwendig noch militärisch sinnvoll.

Am Ende – um das Jahr 1000 v. Chr. – können selbst diese Zyklopenwälle Kinneret nicht schützen.

Das Unheil muss in der Nacht oder am frühen Morgen gekommen sein. Die Archäologen um Stefan Münger jedenfalls werden in einem Haus noch eine massive steinerne Werkbank eines Handwerkers freilegen. Der Mann hat am Ende seines Arbeitstages sorgfältig abgemessene Steine, die ihm als Gewichte dienen, ordentlich aufgereiht, den schwersten ganz links, den leichtesten ganz rechts. Ein aufgeräumter Arbeitsplatz, bereit für ein weiteres Tagwerk. Doch der Handwerker wird nie zurückkehren.

Denn irgendwann in jenen dunklen Stunden vor drei Jahrtausenden bebte die Erde: In manchen Häusern zerriß es Mauern, andernorts kippen Wände aus ihren Fundamenten. In zwei oder drei Gebäuden krachen einstürzende Holzdecken auf Brotöfen und entzündeten sich.

Stefan Münger glaubt, dass Kinneret schwer verwüstet worden ist. Die meisten Einwohner konnten wohl trotzdem fliehen, denn unter den Trümmern finden sich keine Skelette von Erschlagenen. Und die Ruinen wirken oft so, als seien die Menschen nach dem Unglück noch einmal zurückgekehrt, um in den Überresten nach Brauchbarem zu wühlen, vor allem nach wertvollen Objekten aus Bronze.

Die Stadt, die jahrhundertlang geblüht hat, wird nie wieder in alter Größe aufgebaut. Denn um diese Zeit dehnt König David sein Reich noch weiter aus, über den See Genezareth nach Norden. Dort, am Jordantal, werden neue Städte als Festungen zum Schutz der Grenze und des Handelsweges gegründet. Kinneret, dieser Funktionen beraubt, wird überflüssig und für 3000 Jahre vergessen.

DIE EROBERUNGEN um den See Genezareth sind wahrscheinlich die letzten unter der Regentschaft Davids. Bis zum Golan



Nur wenige Porträts – wie dieser Kopf eines Mannes – sind aus Davids Zeit erhalten geblieben. Vom König selbst existiert keine zeitgenössische Darstellung

und zum Oberlauf des Jordan herrscht er nun im Norden, bis zur Wüste Negev im Süden, bis zum Jordan und zum Teil darüber hinaus im Osten. Im Westen jedoch bleiben die Philister unbesiegt: David kontrolliert nur einen Teil der Mittelmeerküste.

Und doch ist sein Reich weit mächtiger als das des Saul – und es wird das größte sein, das die Israeliten jemals beherrschen werden. Davids Reich wird seinem Volk zum Ideal und Maßstab. Schon die vertriebenen, heimatlosen Gelehrten, die um 550 v. Chr. im babylonischen

Die Metropole Kinneret wird verwüstet – und 3000 Jahre lang vergessen

Exil seine Geschichte niederschreiben, zeichnen es als goldenen Staat. Auch die Aufständischen, die im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. Roms Legionen attackieren (siehe Seite 56), kämpfen für die Wiederherstellung von Davids Reich. Und noch der von den Zionisten formulierte und dann 1948 erkämpfte Traum vom neuen Israel rechtfertigt sich durch die Taten und Eroberungen jenes biblischen Königs.

Und da tut es auch nichts mehr zur Sache, dass dieser König in Schimpf und Schande stirbt.

Als David 70 Jahre alt ist, berichtet die Bibel, liegt er krank und fröstelnd darnieder. Seine Diener führen ihm eine schöne Jungfrau zu. Doch der einstige Heldenkönig „erkannte sie nicht“. Der Herrscher aber ist Garant für Kraft und Fruchtbarkeit seines Landes – und ist er impotent, dann taugt er nicht mehr zum König. So nehmen noch zu Davids Lebzeiten seine Söhne Adonija und Salomo den Kampf um die Nachfolge auf.

„Also legte sich David zu seinen Vätern und wurde begraben in der Stadt Davids“, vermerkt die Bibel am Ende der langen Regentschaft im Jahr 964 v. Chr.

„Die Zeit aber, die David König gewesen ist über Israel, ist vierzig Jahre: sieben Jahre war er König zu Hebron und dreiunddreißig Jahre zu Jerusalem. Und Salomo saß auf dem Thron seines Vaters David, und seine Herrschaft hatte festen Bestand.“ Den Machtkampf entscheidet Salomo, ein Sohn, den David mit Batseba hat – jener Frau, mit der er einst die Ehe brach –, weil dieser den Bruder und Rivalen Adonija umbringen lässt.

Auch Salomos 40 Jahre Regentschaft sind eine Glanzzeit, glaubt man der Darstellung der biblischen Autoren: Der König errichtet den ersten Tempel in Jerusalem und baut damit die Stadt zum überragenden Kultzentrum des Judentums aus.

„Im vierten Jahr der Herrschaft Salomos über Israel, im Monat Siw, das ist der zweite Monat, wurde das Haus dem HERRN gebaut“, berichtet die Bibel. Ein ganzes Kapitel im 1. Buch der Könige ist dem Heiligtum gewidmet, das, glaubt man diesem Bericht, eines der gewaltigsten seines Zeitalters gewesen sein muss.

Der Tempel sei 30 Meter lang gewesen, zehn Meter breit und 15 Meter hoch. Die Wände aus Bruchsteinen sind innen mit Zedernholz verkleidet, in das Künstler Blumen- und Fruchtornamente geschnitzt haben. Das Holz wiederum ist mit Gold belegt. Zedernbalken bedecken den Fußboden, auch sie mit Gold überzogen, die Türpfosten bestehen aus eisernem Olivenholz.

Zwei Cheruben – geflügelte Fabelwesen – lässt Salomo schnitzen, jeder fünf Meter hoch und vergoldet, und in dem Innenraum aufstellen, mächtig hinter goldenen Ketten, die von Wand zu Wand gespannt sind. Die Cheruben, so der Bericht, beschützen die Bundeslade im Allerheiligsten, dem Raum, den der Hohepriester nur einmal im Jahr betreten darf und der allen anderen Gläubigen immer verboten ist.

Doch hat es diesen Tempel wirklich gegeben?

Archäologen, die heute auf dem Tempelberg graben, finden kein Gold und kein Zedernholz – allenfalls ein paar Fundamente, die bereits zur Zeit Salomos erbaut worden sein könnten.

Die Bibel überliefert, der Bau des Tempels habe sieben Jahre gedauert. 30 000 Männer „von ganz Israel“ hätten dafür Frondienst leisten müssen, zusätzlich seien „80 000 Steinhauer im Gebirge“ und „70 000 Lastträger“ vom König eingesetzt worden. Ein riesiges Arbeitsheer, überwacht von 3300 Aufsehern.

Das ist ganz sicher maßlos übertrieben, denn Salomo hat nicht annähernd über so viele Untertanen geherrscht.

Den Nachgeborenen gilt Davids Epoche als Goldenes Zeitalter

Heute vermuten deshalb viele Wissenschaftler, dass Salomo zwar einen festen Tempel errichtet haben mag, den ersten, den das Volk Israel je seinem Gott geweiht hat. Dieser Bau muss aber weniger prachtvoll gewesen sein, als in der Bibel geschildert.

Auch überall sonst in seinem Reich, dessen Grenzen er sichert, jedoch nicht mehr erweitert, gibt der König den Auftrag für neue Bauten. So hat Salomo, glauben manche Archäologen, das zerstörte Megiddo wieder aufgebaut, mit Mauern verstärkt und dort Ställe für die Pferde einer Streitwagenarmee errichtet.

Daneben stellt der Herrscher Garnisonen auf, unterteilt sein Land in Bezirke



Möglicherweise eine neue Spur des biblischen Königs: Im Sommer 2005 legt die israelische Archäologin Eilat Mazar in Jerusalem uralte Mauern frei, von denen sie annimmt, dass sie zum bislang verschollenen Palast Davids gehören. Ihre These ist allerdings heftig umstritten

und schafft ein Beamtenheer, um den Staat zu verwalten.

Doch ganz so glanzvoll kann Salomos Herrschaft nicht gewesen sein. Denn auch er kann den Geburtsfehler des Reiches Davids nicht überwinden: die starke Spannung zwischen den zu Juda und den zu Israel vereinten Stämmen.

Nach Salomos Tod jedenfalls zerbricht das Reich, das David geschaffen hat. Seine Nachfahren regieren zwar weiterhin in Jerusalem als Könige von Juda – doch rivalisierende Dynastien herrschen fortan als Könige über Israel.

Im Jahr 722 v. Chr. zerstören die Assyrer Israel, deportieren die Bevölkerung – und in der Fremde löst sich deren Identität auf. Sie sind keine Juden mehr, ja als eigenständiges Volk nicht mehr erkennbar.

Es sind die „zehn verlorenen Stämme“, von denen fortan Legenden künden werden – jene zehn Stämme, die dem jüdischen Glauben gemäß erst am Ende aller Zeiten wiederkehren werden.

Davids Nachfahren in Juda erwehren sich rund anderthalb Jahrhunderte länger den Anstürmen großer Nachbarreiche – bis auch Zedekia, der letzte König von Juda, 587 v. Chr. ins babylonische Exil verschleppt wird.

Mit seiner Entführung endet die gut 400-jährige Dynastie, die David begründet hat, und es endet das Reich, das er schuf. Was überdauert aber ist der Mythos: die Geschichte vom starken, Jahre wohlgefälligen Reich Israel. So wird David für die folgenden drei Jahrtausende zum Ideal des Herrschers über einen jüdischen Staat.

IN KINNERET werfen die freigegrabenen Mauern inzwischen lange Schatten. Abends wird das Licht milder, ist die Hitze erträglicher geworden.

„Viele Rätsel um König Davids Herrschaft werden wir niemals klären“, sagt Stefan Münger. „Im Gegenteil: Wir stoßen auf Geheimnisse, die in der Bibel nicht einmal angedeutet sind.“ Er zeigt mir einen Raum in den freigelegten Ruinen eines Wohnhauses – ein unscheinbares Eckzimmer, kaum drei mal zwei Meter groß.

„Kinneret hat eine Nekropole gehabt“, fährt der Schweizer fort, „eine Stadt der Toten nördlich der Stadt der Lebenden. Wir haben sie nicht angetastet – aus Rücksicht auf religiöse Kreise in Israel, welche die strikte Beachtung der Totenruhe verlangen.“

Alle Toten von Kinneret ruhen dort bis heute – fast alle. Denn in dem Eckzimmer, auf das Münger gedeutet hat, muss Seltsames geschehen sein. Hier fanden die Forscher unter dem Fußboden ein Grab: Eine etwa 25 bis 30 Jahre alte Frau ist dort zusammen mit einem wohl vierjährigen Kind bestattet worden.

„Das ist absolut außergewöhnlich für diese Zeit“, erklärt der Archäologe. Später sei dieser Raum zugemauert worden – so, als habe jemand ihn für alle Zeiten versiegeln wollen: „Wer aber diese Frau und dieses Kind gewesen sind, wer ihre Hinterbliebenen waren, an welchen Gott die glaubten und weshalb sie ausgerechnet inmitten der Lebenden eine Grabstätte errichteten – niemand weiß es.“ □

Cay Rademacher, 40, ist Geschäftsführender Redakteur von GEOEPOCHE – und hat sich nicht zum ersten Mal auf die Spur einer biblischen Gestalt begeben. Schon über Jesus hat er eine GEO-Reportage und ein Buch verfasst („Wer war Jesus? Der Mensch und der Mythos“, Ellert & Richter Verlag).

100 Seiten Hintergrund zum großen TV-Event.

DOKU

P.M.

DOKU

BERICHTE • BILDER • AUGENZEUGEN 01/2006

NEU!

Berlin 1948-49

Die Luftbrücke



Auch in
SCTe1
»Die Luftbrücke -
Nur der Himmel
war frei«
27. und 28. November
20 Uhr



WIE FEINDE ZU FREUNDEN WURDEN

„**ROSINENBOMBER**“: Die Helfer, die vom Himmel kamen **SCHWARZMARKT**:
15 Ami-Kippen für eine Dauerwurst **CAREPAKETE**: Was war da eigentlich drin?
UNTERNEHMEN „NIKOLAUS“: Ein US-Pilot wird zum Helden der Kinder

P.M. Doku – das neue Sonderheft von P.M.

www.pm-magazin.de

Gut zu wissen.

TEWA

Im 6. Jahrhundert v. Chr. zerstört **König Nebukadnezar** den Tempel in Jerusalem und verschleppt Tausende

Revolution an Euphrat und Tigris

VON INSA HOLST

Jerusalem, im Juli 587 v. Chr.: Nach 18 Monaten Belagerung stürmen die Truppen des babylonischen Königs Nebukadnezar durch eine Bresche in der Stadtmauer ins Zentrum. Plündernd ziehen sie durch die Straßen.

Vom Tempel, dem Kultzentrum der Israeliten, schleppen sie die Opfergeräte aus Kupfer, Gold und Silber fort. Dann kommt das Feuer. Es frisst sich in die Holzverkleidungen der Wände des salomonischen Tempels, vernichtet die mit Gold überzogenen Schnitzereien, lässt die Lehmziegelmauern zerspringen – und verschlingt das Allerheiligste: einen hölzernen Kubus im Hauptraum, der den Thronszitz Jahwes, des jüdischen Gottes, sowie die Bundeslade mit den Zehn Geboten umschließt. Seither ist die Lade samt den beiden steinernen Gebotstafeln verschollen.

Jerusalem liegt in Schutt und Asche. Die meisten Stadtbewohner und viele andere Judäer müssen den Weg nach Babylonien antreten. König Zedekia wird geblendet und ebenfalls verschleppt. Das Reich Juda hat aufgehört zu existieren – und damit ist der letzte Teil des einstigen Reichs König Davids und seines Sohnes Salomo untergegangen.

Das hatte sich nach 930 v. Chr. in zwei Teile gespalten:

Israel im Norden und Juda im Süden. Um 721 eroberten die Assyrer Israel. Juda blieb zwar bestehen, jedoch – zunächst den Assyrern, dann den Babyloniern – zu Gehorsam und Abgaben verpflichtet.

Als die Bewohner Judas im Jahr 597 v. Chr. erstmals rebellierten, eroberte Nebukadnezar die Stadt Jerusalem und entführte König Jojakim mit Teilen der Oberschicht nach Babylonien. Zehn Jahre später erhebt sich auch der neue, vom babylonischen Herrscher eingesetzte König Zedekia – und im Kampf gegen Babylons Truppen verlieren die Israeliten alles, was ihre religiöse Identität symbolisiert: Tempel, Opferaltar, Staat, König.

Nebukadnezar verschleppt bei seinen Strafaktionen – eine dritte folgt 582 v. Chr. – etwa 20 000 Menschen, vor allem die geistige und wirtschaftliche Elite.

Der babylonische König will nicht nur den Vasallenstaat schwächen – er braucht auch dringend Arbeitskräfte. An Euphrat und Tigris wachsen gigantische Bauwerke empor.

Schon aus der Ferne ist der 90 Meter hohe Stufenturm zu sehen, der zum Heiligtum des Marduk gehört – der „Turm zu Babel“. Nebukadnezar macht Babylonien zum reichsten Land Westasiens, indem er sich der unterworfenen Völker bedient.

Die meisten Deportierten müssen brachliegendes Land

kultivieren und im staatlichen Bauprogramm mitarbeiten. Ehemalige Kaufleute und Beamte ernten nun als halbfreie Bauern Getreide, hüten Vieh oder züchten Dattelpalmen.

Doch das Land ist fruchtbar, und so haben viele schnell ein gutes Auskommen. Die Judäer dürfen Verträge abschließen und Handel treiben. Dennoch verzweifeln sie: Hat der Gott Israels sein Volk verlassen? Die Götter, die die siegreichen Babylonier bei prächtigen Prozessionen feiern, scheinen mächtiger zu sein als Jahwe – viele Judäer folgen deshalb schon bald dem fremden Kult.

Und wie sollen die Treugebliebenen ihren Gott verehren? Bislang war ihr Glaube an den Tempel von Jerusalem gebunden: Nur dort waren Opfer vor Jahwe gültig. Nun aber werden die Gläubigen Hunderte Kilometer vom heiligen Ort festgehalten. Der Boden des Auslands gilt zudem als unrein: Hier kann es keinen neuen Tempel, keinen Opferkult geben.

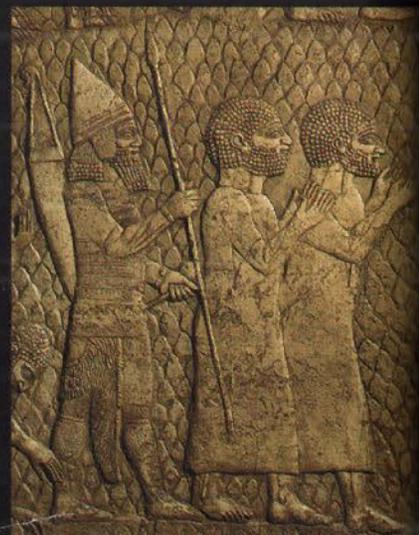
Propheten erheben in dieser Zeit der Krise als Mahner, Warner oder Heilsvorkünder die Stimme. Es sind Männer und Frauen, die sich von Gott berufen fühlen, zu

ihrem Volk zu sprechen – und die von den Menschen wegen ihres Charismas verehrt werden. Die Propheten gelten ihren Glaubensbrüdern als Verkünder göttlichen Willens; etwa Ezechiel, der sieht, wie Gott auf einem Thronwagen in die Fremde zieht – Jahwe ist also auch dort, in der Fremde, ohne Tempel und Opfer gegenwärtig!

Geleitet von dieser Überzeugung, revolutionieren Priester und Gelehrte ihren Glauben. Aus einer ortsgebundenen Religion wird eine der Schrift: Nicht mehr das Opfer und der Tempel in Jerusalem stehen im Mittelpunkt des Kultes, sondern religiöse Texte, Rechtsordnungen, Gebote und Gebräuche.

So entsteht als neuer Gottesdienst die Sabbatfeier – ursprünglich war der Sabbat ein Vollmondfest am Jerusalemer Tempel. Die Reformer

Noch vor den Babyloniern greifen die Assyrer an: Einer ihrer Soldaten führt gefangene Judäer ab





In Babylonien müssen selbst gebildete Judäer auf Feldern oder Baustellen des Königs arbeiten. So leisten sie auch Frondienst bei der Renovierung des legendären »Turms zu Babel« (Gemälde von Jan Brueghel d. Ä., 1568–1625)

im Exil lösen nun das Fest vom Mondzyklus und verbinden es mit dem Brauch, Tagelöhnern und Arbeitstieren alle sieben Tage eine Pause zu gewähren. Anstelle des heiligen Ortes tritt eine heilige Zeit.

Auch die Beschneidung erhält eine neue Bedeutung. Denn dieses alte Ritual, das auch andere Völker meist zu Beginn der Pubertät vollziehen, ist im Zweistromland unbekannt. Die Exilanten verändern den Brauch, der ursprünglich nichts mit dem Jahwekult zu tun hatte, indem sie die Regel aufstellen, die Vorhaut der Söhne schon am achten Tag nach der Geburt zu entfernen. Die Beschneidung wird zum unwiderruflichen Zeichen des Bundes zwischen Gott und seinem Volk.

Schließlich regeln die Reformer auch, was die Judäer essen dürfen. Schon vor dem Exil beachteten Priester bestimmte Speisegebote – zur göttlichen Heiligung und um aus dem gewöhnlichen Volk herauszuragen. In der heidnischen Umgebung wird die Beachtung dieser Gebote für alle Judäer verbindlich;

so grenzen sie sich im Alltag von Andersgläubigen ab. Detaillierte Listen führen etwa reine und unreine Tiere auf. Zum Verzehr zugelassen sind beispielsweise Wiederkäuer mit gespaltene Klauen wie Rind oder Schaf; Hase oder Schwein sind dementsprechend tabu. Das Fleisch unreiner Tiere darf nicht berührt werden. Auch das Schlachten unterliegt nun einer Vorschrift: Weil Juden kein Blut verzehren dürfen, müssen Hauptschlagader und Luftröhre des Schlachtieres in einem Zug durchtrennt werden, sodass es vollständig ausblutet.

All das isoliert die Juden von Völkern des Zweistromlandes – und ermöglicht es ihnen, in dem scheinbar übermächtigen Babylon die eigene Identität zu bewahren. Im Exil disputieren Priester und Gelehrte zudem heftig über die Bedeutung der von ihnen leidvoll erfahrenen Geschichte und die Inhalte ihres Glaubens – und sie schreiben die Grundlagen ihrer Religion nieder. Die

Texte dieser Zeit werden zum schriftlichen Fundament des jüdischen Glaubens. Es entstehen grundlegende Abschnitte der Tora, der „Willensoffenbarung Gottes“.

Die alten Geschichten und Legenden um die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob werden nun zu einem neuen religiösen Gründungsmythos verbunden, der ohne Tempel und König auskommt. Hier geht es um die Hinwendung Gottes zu den Ahnen – damit können sich auch die heimatlosen Judäer identifizieren.

In die Erzählungen weben die Verfasser religiöse Gebote ein, die den Bund mit Gott symbolisieren und bekräftigen.

Die Bücher „Samuel“ und „Könige“, deren Verfasser von der Geschichte des Königtums berichten, retten das Bild vom lenkenden Gott: Jahwe habe den Untergang der Königreiche nicht ohnmächtig geschehen lassen (weil etwa die Götter Babylons mächtiger wären), sondern ihn als gerechte Strafe für die Verfehlungen seines untreuen Volkes geschickt.

Schließlich schreiben die Autoren die Worte der Propheten nieder: Die düsteren Gerichtsreden des Jeremia und der anderen Gottesmänner, deren Vorhersagen sich bitter bewahrheitet hatten, aber auch die Hoffnungsbotschaften der Heilspropheten, welche die Einzigartigkeit und die Gnade Jahwes verkünden sowie die Heimkehr ins Heilige Land versprechen.

Denn das babylonische Reich wird mittlerweile von inneren Unruhen erschüttert – und aus der Ferne kündigt sich eine neue Großmacht an.

Babylon, im Oktober 539 v. Chr.: Kyros, König der Perser, erobert die Stadt. Der neue Herrscher gibt den Judäern bald ihre Tempelgeräte zurück und erlaubt ihnen, in die Heimat zurückzukehren. Viele haben da jedoch längst Wurzeln in Babylonien geschlagen und bleiben – als erste große jüdische Gemeinde der Diaspora.

Jene aber, die heimwärts ziehen, tragen die religiöse Revolution der Exilzeit ins Heilige Land zurück. Von nun an ist die Tora vielen ebenso wichtig wie der Tempel, der wieder aufgebaut wird.

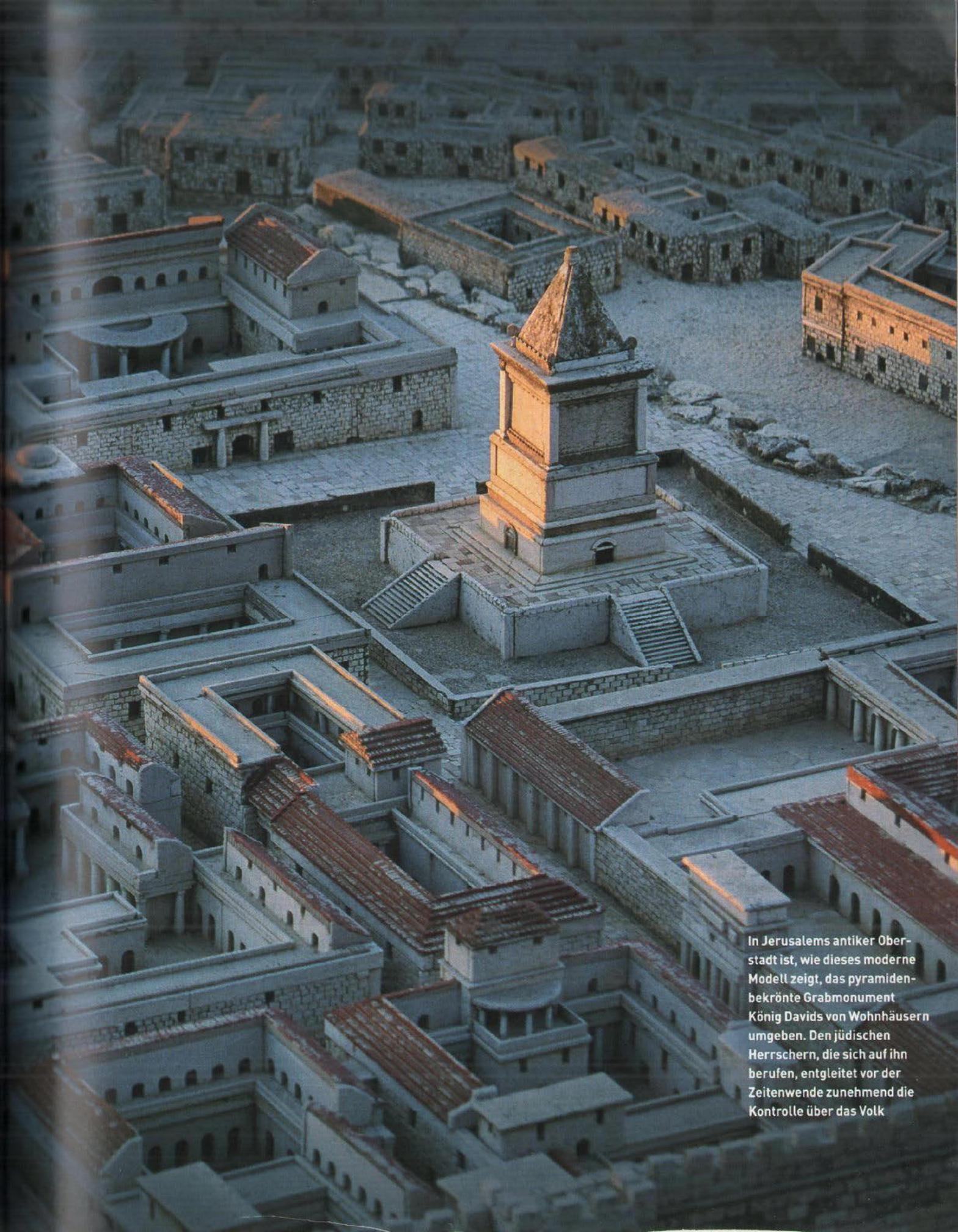
Das Volk Israel wird seither durch eine Religion zusammengehalten, die alle Landesgrenzen überschreiten kann. □

Die Historikerin Insa Holst, 28, ist freie Journalistin in Hamburg.

Das Heilige Land um die Zeitenwende: Eine unbezähmbare religiöse und politische Unruhe erschüttert die Menschen. Die Sekte der Essener, zu deren Zentren wahrscheinlich der geheimnisvolle Wüstenort Qumran am Toten Meer gehört, wähnt die Welt unmittelbar vor ihrem Untergang. Und sie sind nicht die Einzigen, deren Glauben nun immer radikaler wird. Auch andere Gruppen und Propheten kündeten vom Ende der alten Zeit und dem Anbruch der Gottesherrschaft – unter ihnen ein Mann aus Nazareth, den seine Anhänger als Messias verehren

Am Vorabend des

Weltenbrandes



In Jerusalems antiker Oberstadt ist, wie dieses moderne Modell zeigt, das pyramidenbekrönte Grabmonument König Davids von Wohnhäusern umgeben. Den jüdischen Herrschern, die sich auf ihn berufen, entgleitet vor der Zeitenwende zunehmend die Kontrolle über das Volk



Gut 400 Meter hoch ragen die Berge hinter dem Westufer des Toten Meeres auf, unzählige Kavernen durchziehen den Mergel. Zwischen 1947 und 1956 werden hier insgesamt elf Höhlen entdeckt (die Öffnungen Mitte links gehören zur Höhle 4Q), in denen einst Hunderte antiker Schriftrollen versteckt wurden. Wahrscheinlich stammen sie aus Qumran, der klosterähnlichen Siedlung der Essener-Sekte an den Ausläufern dieser Berge. Ein endgültiger Beweis für diese Hypothese jedoch fehlt

VON WALTER SALLER

Die Welt ist aus den Fugen geraten und der Tag des Gerichts nahe. So wie es Jesaja, Ezechiel und Daniel vorausgesagt haben. Sie sind die Großen unter den Propheten der Apokalypse, und sie beschwören gespenstische Visionen herauf. Vom letzten Kampf der Finsternis gegen das Licht, vom Stillstand der Zeit und von der Ankunft eines Messias. Und mit seinem Erscheinen endet die Geschichte der Menschen. Die Erde bricht auf, und die Toten erheben sich aus ihren Gräbern. Um das Urteil Gottes zu empfangen. Und um erlöst zu werden durch Seine Gnade. Oder zermalmt von Seiner Rache.

Es ist eine ein baldiges Friedensreich erhoffende, fiebrige Religiosität, die das hellenistische und auch das römische Palästina beherrscht. Denn in der Zeitspanne von etwa 150 v. Chr. bis 100 n. Chr. verbreiten sich in dem schmalen Streifen Land apokalyptische Ideen in einem beispiellosen Ausmaß.

Das Durcheinander endzeitlicher Vorstellungen ist gewaltig. Doch in ihrem Dualismus zwischen Licht und Finster-

nis, Wahrheit und Lüge, Verdammung und Heil sind sich die Prophezeiungen einig. Ebenso im unbeirraren Glauben an die kosmische Katastrophe, an der die Geschichte selbst zugrunde geht.

Und das vielleicht bedeutendste Zentrum jüdischer Apokalyptiker ist Qumran, eine kleine Siedlung am Rand von Judäa.

Dorthin, einen Tagesmarsch östlich von Jerusalem und unweit des Toten Meeres, haben sich die „Kinder des Lichts“ zurückgezogen – eine kleine, aber ungemein rege jüdische Sekte. Dort warten sie. Auf den königlichen Messias, den „Gesalbten“ aus dem Hause David. Auf das Ende der Zeit und die Auferstehung der Toten. Auf den Weltuntergang.

„CHIRBET QUMRAN“ nennen die Araber den Ort heute. Die Trümmerstätte von Qumran. Die Ruinen liegen mehr als 300 Meter unter dem Meeresspiegel – tief in der Senke des Jordangraben, auf einer Terrasse aus weißem Mergel und umgeben von nackten Bergen, in die sich die Fluten der seltenen, aber heftigen Regenfälle zerklüftete Wadis gegraben haben. Etwa zwei Kilometer sind es bis zum Ufer des Toten Meeres.

Die Luft über Qumran ist heiß und schwer. An den meisten Tagen des Jahres brennt die Sonne wie ein Feuer über den Ruinen. Und angesichts der aufgewühlten Erde, der Steinhäufen und der geborstenen und eingestürzten Mauern, die sich inmitten einer Mondlandschaft aus blendendem Licht und bleichen Farben erheben, muss man tatsächlich an den Weltuntergang denken.

Doch kein Messias hat die „Kinder des Lichts“ je erlöst. Noch immer ruhen die Toten von Qumran in ihren Gräbern. Und ohne die Höhlen in der Nähe der Trümmerstätte würde niemand den Mauerresten und den Friedhöfen, die sie umgeben, große Beachtung schenken. Denn nicht in Qumran, sondern in den Höhlen sind Beduinen 1947 auf einen der bedeutendsten archäologischen Funde überhaupt gestoßen.

Die oft erzählte Geschichte der Entdeckung der Schriftrollen vom Toten Meer hat nach und nach die Züge einer biblischen Legende angenommen. Und die populärste Version lautet etwa so: Muhammad adh-Dhib, ein arabischer Hirtenjunge, begibt sich Anfang des Jahres 1947 bei Qumran auf die Suche nach

einer verlorenen Ziege. Das Tier findet er nicht. Aber Löcher in einer Felswand.

Er schleudert einen Stein durch eine der Öffnungen und hört das Geräusch zersplitternder Keramik. Das weckt seine Neugier, und er zwingt sich in die Höhle. Dort entdeckt er die ersten der Schriftrollen vom Toten Meer. Sorgfältig verpackt in Leinen, ruhen sie in einem verschlossenen Krug aus Ton.

Die Geschichte des Schäfers Muhammad erinnert an den jungen Saul der Bibel, der auszieht, um die entlaufenen Eselinnen seines Vaters zu suchen. Und der dabei, beiläufig und fast versehentlich, den Reichtum eines ganzen Königreiches gewinnt.

Doch von Zufall kann bei den Funden am Toten Meer kaum die Rede sein. Denn in Wirklichkeit sind viele der Beduinen am Toten Meer zu jener Zeit eher Schmuggler und Raubgräber als Hirten. Und ganz gezielt suchen sie nach Höhlen. Um Waffen oder Munition für den arabischen Widerstand in Palästina zu verstecken. Oder um nach antiken Münzen und altem Schmuck zu graben. Und vermutlich forscht auch Muhammads Clan vor allem deshalb nach Höhlen in den steilen Kliffs.

Von dem unermesslichen Wert und der überragenden Bedeutung der Schriftrollen ahnen die Beduinen nichts. Im Gegenteil. Über Wochen baumeln die Pergamente in einem Beutel am Pfosten eines ihrer Zelte. So verliert eine Rolle ihre Hülle, eine andere zerbricht in zwei Teile, und man vermutet sogar, dass die Beduinen kleinere Pergamentfetzen zum Feuermachen benutzen.

Im März 1947 tauchen die Rollen in Bethlehem auf. Bei einem Händler. Der behält sie mehrere Wochen und gelangt dann zu der Überzeugung, dass die Pergamente nichts als alte Torarollen sind, gestohlen aus einer Synagoge. Er gibt die Manuskripte, die er für wertlos hält, zurück an die Beduinen.

Und so gelangen sie schließlich am 19. Juli 1947 in die Hände von Athanasius Jeschua Samuel, dem Jerusalemer Metro-

politener der syrisch-orthodoxen Christen. Durch die Vermittlung eines Antiquitätenhändlers, der den Beduinen dafür umgerechnet 64 Dollar bezahlt.

Der syrische Erzbischof erwirbt vier Rollen. Die längste, gut sieben Meter lang, ist eine lückenlose hebräische Kopie des Buches Jesaja. Die anderen drei Rollen sind: eine Fortschreibung des 1. Buch Mose, ein Kommentar zum Propheten Habakuk und die so genannte Sektenregel – eine Sammlung detaillierter religiöser Vorschriften –, die im Zelt der Beduinen zerbrochen ist. Zum Zeitpunkt des Kaufes aber kennt der Metropolit weder den Inhalt der Manuskripte noch ihr Alter.

Erst im März 1948 datieren Wissenschaftler der American School of Oriental Research in Jerusalem die Jesaja-Rolle aufgrund paläographischer Vergleiche ins 1. vorchristliche Jahrhundert. Eine Sensation. Denn damit ist die Rolle etwa 1000 Jahre älter als jede andere bislang bekannte vollständige Abschrift des Buches Jesaja. (Später bestätigen Untersuchungen mit der C-14-Radiokarbonmethode das Alter.)

Wie viele Schriftrollen die Beduinen in der Höhle tatsächlich gefunden haben, lässt sich nicht mehr rekonstruieren.

Die dramatische Entdeckung der Schriftrollen gleicht einer biblischen Legende

Denn als am 15. Februar 1949 die ersten Archäologen den Ort inspizieren, ist die acht Meter lange und fast zwei Meter breite Höhle ausgeplündert. Der Boden ist aufgewühlt, und ein wirres Mosaik aus Stoffresten, Tonscherben, Papyruschnitzeln, Holzsplittern und Hunderten von beschrifteten Pergamentfetzen bedeckt die Erde.

Ungefähr 600 beschriebene Pergamentfragmente scharren und sieben die Archäologen aus dem Schutt der Höhle, manche kaum größer als eine Briefmar-

ke. Und die Menge der Scherben entspricht nach Schätzung von Roland de Vaux – der die Keramik zunächst in das 2. vorchristliche, später aber in das 1. Jahrhundert nach Christus datiert – etwa 50 Tongefäßen. 50 Krügen wie jenem, in dem sich allein drei der Rollen des syrischen Erzbischofs fanden. So bleibt reichlich Raum für Spekulationen, wie viele Manuskripte wohl bei der Raubgrabung der Beduinen zerstört wurden oder für wenige Dollar in Privatsammlungen verschwanden.

Roland de Vaux ist einer der Archäologen in der Höhle. Schon bald wird der Dominikanerpater von der École Biblique et Archéologique Française in Jerusalem der Erste sein, der sich wissenschaftlich mit den Ruinen von Qumran befasst. Von November 1951 an leitet er gemeinsam mit Gerald Lankester Harding vom jordanischen Amt für Altertümer die Ausgrabung der Siedlung. Bis 1956 wird sie vollständig freigelegt.

Im Februar 1952 stoßen Beduinen auf eine weitere Höhle. Doch in ihr finden sich nur Textfragmente. Um selber mögliche Verstecke weiterer Manuskripte aufzuspüren, schwärmen nun auch die Archäologen aus, zusammen mit Beduinen. Und wirklich, am 14. März entdecken sie eine dritte Höhle in der Umgebung von Qumran.

Zum ersten Mal sind die Wissenschaftler vor den Raubgräbern in einer Höhle mit Schriftfunden. Behutsam bergen sie die Überreste von 14 Manuskripten sowie etliche Tonkrüge und eine Rolle

aus Kupfer, die in zwei Teile zerbrochen ist. Schriftzeichen sind ins Metall graviert, doch das dünne Blech ist derart oxidiert und mürbe, dass man es nicht entrollen kann.

Heute ist die so genannte Kupferrolle weltberühmt. Denn als sie über drei Jahre nach ihrer Entdeckung in einem Labor in Manchester aufgeschnitten wird, erweist sie sich als die Inventarliste eines gewaltigen Schatzes: Gold, Silber, Sakralgefäße, Schriftrollen – verteilt auf 64 Verstecke.

Doch die ins Kupfer geritzten Hinweise sind rätselhaft und vieldeutig. Wo zum Beispiel soll man die „65 Goldbarren“ suchen, von denen es heißt, sie seien „in der Höhlung des alten Hauses des Tributs auf der Ebene der Kette“? Angesichts solch vager Ortsangaben ist es kein Wunder, dass bis heute niemand etwas gefunden hat vom Schatz der Kupferrolle.

Im September 1952 versuchen Beduinen in Jerusalem Tausende von Pergamentstücken zu verkaufen. Offenbar räumen sie gerade eine neue, unglaublich reichhaltige Höhle aus. Illegal.

Denn sowohl nach israelischem wie nach jordanischem Recht gehören archäologische Funde dem Staat. Auch de Vaux bieten sie Teile ihres Raubes an, und der informiert seinen Kollegen Gerald Harding vom Amt für Altertümer.

Harding fahndet nach den Plünderern und spürt sie auf. In der Höhle Nr. 4 (oder „4Q“, wie sie in Fachkreisen genannt wird). Sie birgt das größte Ar-

chiv an Handschriften aller Höhlen von Qumran.

Insgesamt werden bis 1956 elf Höhlen mit Manuskripten entdeckt. Etwa ein Drittel der Funde sind Bücher der hebräischen Bibel, ein weiterer Teil biblische Nacherzählungen und Erweiterungen biblischer Stoffe. Der Rest: apokalypti-

Kein christlicher Text ist je in der Bibliothek der Essener entdeckt worden

sche Schriften, kalendarische Berechnungen und weitere theologische Traktate.

Alle Texte sind jüdisch, frühchristliche sind nicht darunter. Die meisten Rollen sind in Hebräisch abgefasst, einige in Aramäisch. Nur in einer Höhle finden sich griechische Fragmente. Doch erst seit kurzem, fast 50 Jahre nach Entdeckung der letzten Höhle, sind alle Funde veröffentlicht.

An die 600 verschiedene Manuskripte lassen sich allein in „4Q“ identifizieren. Doch die Rollen sind allesamt zerfetzt und zerfallen. Große Abschnitte fehlen, und die Überreste, oft kaum mehr als Flicker und Fetzen, sind durcheinander gewirbelt wie Haufen Laub. Es dauert Jahre, die Myriaden von Teilchen des vielleicht kompliziertesten Puzzles der Welt zu ordnen.

Mindestens ebenso bedeutend wie ihr gigantischer Reichtum an Pergamenten aber ist in den Augen von Forschern wie de Vaux die Lage von „4Q“. Denn sie ist den Ruinen von Qumran sehr nahe, und um sie zu erreichen, muss man praktisch die Siedlung passieren.

Schon vor der Entdeckung von „4Q“ hat de Vaux an eine Verbindung zwischen den Höhlen und den Ruinen gedacht – nun nimmt er eine enge Beziehung an. Und im Verlauf der Grabungen, bei denen die Siedlung freigelegt wird, gelangt er zu der Überzeugung: In Qumran lebten jene Menschen, die auch die Rollen in



den Höhlen verbargen. Dafür spricht auch, dass dort die gleiche Art von Keramik zu finden ist wie in den Höhlen.

DOCH WER WAREN diese Menschen, die vor 2000 Jahren in Qumran lebten? Haben sie selbst die Pergamente beschrieben? Und warum finden sich in den Höhlen auffällig viele messianische und apokalyptische Texte? Und Schriften über Aufnahme-rituale, Reinigungszeremonien, Gemeindefregeln? War Qumran eine Art jüdisches Kloster? Das Refugium einer Endzeitsekte? Bewohnten Häretiker die Siedlung? Priester? Antirömische Militante?

Der israelische Archäologe Eliezer Lipa Sukenik setzt als Erster die Schriftrollen von Qumran in Beziehung zu den Essenern. Bereits 1948 hat er die Gelegenheit, die Manuskripte einzusehen, die der syrische Metropolit aus der Höhle „IQ“ erworben hat. Und vor allem die so offensichtlich auf eine Kultgemeinschaft ausgerichtete Rolle der Sektenregel bringt ihn auf die Idee, nach einer Gruppe als Verfasser der Rollen zu suchen.

Doch warum denkt er dabei an die Essener? Die sind eine jüdische Gruppe, die nur aus der antiken Literatur bekannt ist. An zahlreichen Stellen im Werk des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus (ca. 37 bis 100 n. Chr.), in der „Naturalis Historia“ des römischen Universalgelehrten Plinius des Älteren (23 bis 79 n. Chr.) und in zwei Abhandlungen des jüdischen Philosophen Philon von Alexandria (um 15 v. Chr. bis mindestens 40 n. Chr.) finden sich Nachrichten über die Essener.

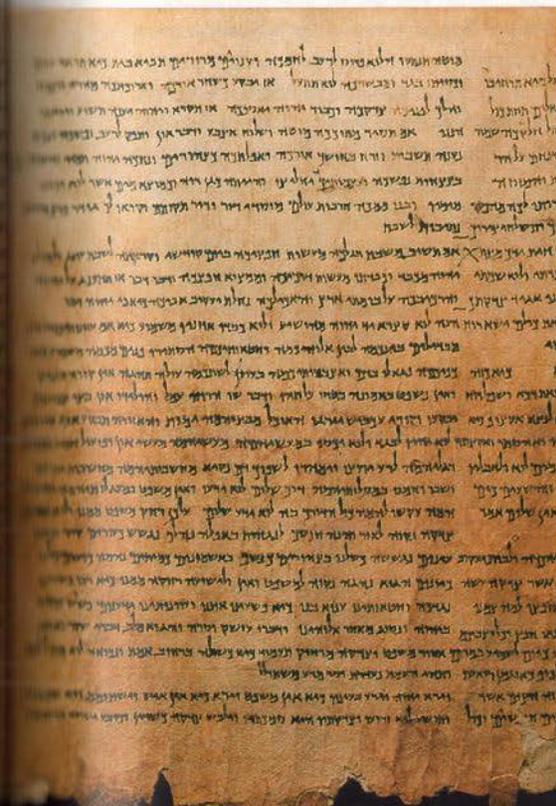
Es ist eine ganz bestimmte Passage über das Tote Meer in der „Naturgeschichte“ des Plinius, der Eliezer Sukenik den entscheidenden Anknüpfungspunkt entnimmt. „Auf der Westseite, soweit das Ufer nicht ungesund ist“, schreibt Plinius, „wohnen die Essener. Ein einsiedlerischer und sonderbarer Menschenschlag. Sie leben ohne alle Frauen, haben der Liebe völlig entsagt, sind

ohne Geld und stets in der Nähe von Palmen.“

Ein paar Zeilen weiter fährt er fort. „Unterhalb von ihnen (den Essenern; *Red.*) lag die Stadt En-Gedi, an Fruchtbarkeit und Palmenpflanzungen die zweite nach Jerusalem.“

Die für die Antike recht präzise Ortsangabe passt exakt auf Qumran. Und auch zwischen den von Josephus, Plinius und Philon porträtierten Essenern und der religiösen Kultgemeinde Jachad, wie sie einer der theologischen Texte von Qumran beschreibt, gibt es bemerkenswerte Übereinstimmungen.

Beide Gruppen sind jüdisch und leben etwa zur selben Zeit in gemeinschaftlichen Siedlungen. Beide teilen ganz ähnliche religiöse Überzeugungen. Den strikten Dualismus zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis ebenso wie den Glauben an die Macht des Schicksals, die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung der Toten. Auch die Zeremonien der Reinigung und die rituellen Mahlzeiten sind ihnen gemeinsam. Und die Apokalypse spielt da wie dort eine



Die Essener wähen das Reich Gottes nah. Nur wer ihrer Sekte folgt, wird, so ihr Glaube, errettet werden. Sie kopieren Hunderte Texte, um die ihnen heiligen Schriften zu studieren. Als 68 n. Chr. Roms Legionen nach Qumran marschieren, verstecken sie die Schriftrollen in Höhlen, manche ungeschützt, andere verstaut in Tonkrügen (oben). Viele Manuskripte verrotten über die Jahrhunderte, wenige bleiben gut erhalten – etwa die rund sieben Meter lange Lederrolle mit dem hebräischen Buch Jesaja (links). Schwer zu deuten hingegen ist der Text auf der einzigen entdeckten Kupferrolle (rechts ein Teilstück). Sie ist ein Verzeichnis versteckter Schätze

zentrale Rolle. Denn unter den Frommen beider Gruppen lodert das Feuer messianischer Erwartungen.

So verknüpft Eliezer Lipa Sukenik die Schriftrollen über die Gemeinde Jachad mit der Gemeinschaft der Essener. Roland de Vaux aber verbindet im Verlauf seiner archäologischen Grabungen die Höhlen immer enger mit den Ruinen.

Noch heute vertritt die Mehrheit aller Qumranforscher die Grundtheorie von Sukenik und de Vaux: Qumran ist eine Siedlung jüdischer Essener, gegründet spätestens um 100 v. Chr. Diese Essener, die sich selbst „Kinder des Lichts“ nennen, verfassen die meisten der Rollen in der Zeit vom 1. Jahrhundert v. Chr. bis zum frühen 1. Jahrhundert n. Chr.

Unumstritten ist diese so genannte Qumran-Essener-Hypothese nicht, sie hat sich jedoch bislang als die plausibelste Erklärung der Funde in und bei Qumran erwiesen. Aber auch unter ihren Anhängern wird weiter gestritten. Und dabei geht es keineswegs nur um Marginalien, sondern um eine Fülle ganz zentraler Fragen:

Lebten die Essener tatsächlich asketisch, friedfertig, zölibatär in Qumran? Waren sie isoliert von den sozialen und politischen Hauptströmungen in Judäa? Wer war ihr Anführer? Wie war ihre Gemeinschaft organisiert? Wovon lebten sie? Wie sah ihre Siedlung in Qumran aus? Weshalb ließen sich die Essener dort überhaupt nieder? Und wieso verschwanden sie so plötzlich?

DIE GESCHICHTE der Essener beginnt in Jerusalem um 150 v. Chr. Die Hasmonäer regieren das Land, eine Dynastie jüdischer Herrscher. Doch das Leben wird, wie überall entlang des östlichen Mittelmeeres, von griechischer Kultur geprägt: Griechische Händler, griechische Waren, griechisches Geld strömen ins Land. Viele Männer und Frauen kleiden sich wie die Bürger Athens, sie lernen Griechisch und lesen Homers Epen und die philosophischen Werke von Platon und Zenon.

Im Widerstand gegen die als bedrohlich empfundene Hellenisierung des Ju-

dentums tritt in dieser Zeit eine asketische Gemeinschaft auf: die der Essener. Philon von Alexandria übersetzt den Begriff als „Heilige“, andere bevorzugen „Fromme“ oder „Reine“. Bald gründen die Essener Gruppen in ganz Palästina.

Gründer der monastischen Gemeinschaft in Qumran ist mutmaßlich ein ehemaliger Hohepriester des Jerusalemer Tempels. Unter den Qumran-Essenern (folgt man der Theorie von Sukenik und de Vaux) trägt er den Titel „Lehrer der Gerechtigkeit“. Und vielleicht ist er identisch mit jenem Hohepriester, den der Hasmonäer Jonathan im Jahr 152 v. Chr. vertreibt, um selbst das Amt zu übernehmen. Jonathan aber wäre dann der von den „Kindern des Lichts“ als „Frevelpriester“ geschmähte Gegenspieler der Essener.

Diese Sekte jedenfalls zeichnet sich durch eine radikale Feindschaft gegenüber dem Tempel zu Jerusalem aus, der für sie von Gesetzlosen und Unreinen regiert wird. Sich selbst verstehen die Essener als das einzig wahre Volk Gottes. Als „Gemeinde des neuen Bundes“.

So geraten die Essener in einen scharfen religiösen und politischen Gegensatz zur eher pragmatisch und hellenistisch orientierten Priesterschaft des Jerusalemer Tempels. Diese Priester bilden die jüdische Aristokratie, und in antiken jüdischen und christlichen Schriften werden ihre Parteigänger Sadduzäer genannt.

Der namenlose »Lehrer der Gerechtigkeit« führt die Essener

Die andere Kraft, die im Hellenismus eine Gefahr für das Judentum sieht, sind die Pharisäer. Gemeinsam mit den Essenern bekämpfen sie die Verbreitung griechischer Vorstellungen in Palästina. Im Gegensatz zu den Sadduzäern erhoffen die Pharisäer die Auferstehung der Toten. Genau wie die Essener.

Das Essener-Ideal eines asketischen und klösterlichen Lebens, das ohnehin

im Judentum ihrer Zeit einzigartig ist, lehnen die Pharisäer aber ebenso ab wie deren Erwartung eines baldigen Weltendes. Stattdessen studieren sie die Tora und legen die Heiligen Schriften auch in Fragen des Alltags aus. Bald sind diese „Schriftgelehrten“ in vielen Städten und Dörfern zu finden, und immer größer wird ihre Autorität im Volk.

Pharisäer, Sadduzäer und Essener sind die drei wichtigsten jüdischen religiösen Gruppierungen im hellenistischen Jerusalem. Doch ein Teil der Essener kehrt der Tempelstadt den Rücken und lässt sich am Toten Meer nieder. Auf der weißen Terrasse von Qumran und in einer Art Männerkloster, das spätestens 100 v. Chr. aus Lehm und Steinen errichtet wird.

ES IST DIE WÜSTENLAGE, die bei der Erwähnung von Qumran meist betont wird. Um so das Spirituelle und das Mystische der Landschaft hervorzuheben, in der die Essener wie Heilige der letzten Tage leben. In einer Wüste, die an einem Meer der Giftsalze und Schwefeldämpfe endet, an dessen Ufer nach biblischer Überlieferung einst Sodom und Gomorra lagen. Die Städte der Sünde, die der Gott der Juden durch einen alles vernichtenden Feuerregen ausgelilgt hat.

Das Wüstenbild ist stimmig. Aber nur für Besucher von heute. Denn in der Zeit der Essener war die Region offenbar dicht besiedelt und intensiv genutzt.

Plantagen von Dattelpalmen säumten das Tote Meer, Tamarisken, Ölbäume und die Bäume des Balsam. Der Dattelanbau war lukrativ in Palästina, und die Balsambäume lieferten ein duftendes und wertvolles Harz für Heilmittel und Kosmetik. Der Naturasphalt aus den reichen Vorkommen am Toten Meer und dessen Salz waren hoch begehrt in der antiken Welt, und auf dem Meer selbst herrschte reger Schiffsverkehr. Und gewiss kultivierten auch die Essener den Boden, und wahrscheinlich beteiligten sie sich ebenso am Geschäft mit Datteln, mit Salz, Harz und Asphalt.



König Herodes baut ab 21 v. Chr. den Tempel von Jerusalem – hier das zentrale Heiligtum – zu einem der größten Sakralbauten der Antike aus. Doch der Herrscher gilt vielen Juden als Marionette der heidnischen Großmacht Rom. Und selbst die jüdischen Tempelpriester sind in den Augen etwa der radikalen Essener nicht mehr würdig, Gott zu dienen

Die Siedlung von Qumran selbst ist nicht sehr beeindruckend. 100 Meter misst sie in der Länge, 80 Meter in der Breite. Und eine archäologische Rekonstruktion zeigt, wie sie im Jahr 100 v. Chr. ausgesehen haben könnte: Ein plumper, festungsartiger Turm beherrscht die Anlage, und dahinter scharen sich um ein zweistöckiges Gebäude niedere und langgezogene Bauten. Dazwischen kann man Höfe erkennen und Wasserbecken mit Treppen und auch Zisternen. Kanäle schneiden durch die Klosteranlage, und Mauern in den blassen Farben des Qumraner Steins schließen sie ein.

Die Lage auf der Terrasse über dem zerklüfteten Land aber und die Wasserbautechnik der Essener sind grandios. Im Nordwesten der Siedlung kann man den Zufluss des Aquädukts sehen. Das Wasser kommt aus dem Wadi Qumran. 800 Meter wird es kunstvoll durch die Felsen dirigiert und in der Siedlung verteilt auf das Netz der Kanäle.

Fließendes, rinnendes, „lebendes“ Wasser speist die Becken, die Zisternen. Plätschernd und glucksend. Und wahrscheinlich sind die meditativen Klänge von Wasser charakteristisch für Qumran.

Nach Auslegung vieler Archäologen erstreckt sich entlang der Südseite der Siedlung der große Versammlungssaal der Essener. 22 Meter ist er lang, 4,50 Meter breit. Seine Erbauer haben ihn nach Jerusalem ausgerichtet. Das Fehlen von Bänken legt nahe, dass die Männer von Qumran in Proskynese beten. Auf den Knien und tiefgebeugt wie im Tempel zu Jerusalem.

Die vielen Becken mit ihren Treppen interpretieren die meisten Wissenschaftler als Ritualbäder. Denn für die Essener ist ständige kultische Reinheit – mehr noch als für andere Juden – das zentrale Gebot. Doch es gibt auch Forscher, die glauben, zumindest einige der Becken seien Wannen zum Bearbeiten von Pergamentleder.

Die untere Etage des zweistöckigen Gebäudes wird von manchen als Werkstatt zum Zurechtschneiden der Pergamente gedeutet. Gleich daran schließt sich die Bibliothek der Essener an. Eine Kammer mit umlaufender Sitzbank ist ihr vorgelagert, und eine Art Durchreiche verbindet den Vorraum mit der Bibliothek, wo die Manuskripte lagern und auf einem Tisch aufgerollt werden.

Die obere Etage, zu der wohl eine Außentreppe führt, könnte das Skriptorium sein. Dort werden wohl viele der Rollen aus den Höhlen geschrieben. Und dort verleihen die Schreiber dem Wort ihres Gottes und den Drohungen ihrer Propheten Dauer. Mit schwarzer Tinte aus Ruß, Öl und Wasser und auf den geglätteten Häuten von Tieren. Mehr als 100 verschiedene Handschriften lassen sich identifizieren auf den Rollen von Qumran.

Als Beweis für die geradezu besessene Arbeit der essenischen Schreiber gilt der Fund von Öllampen und von vier Tintenfassern. Eine außergewöhnlich hohe Anzahl. Denn in ganz Jerusalem zum Beispiel hat man bislang nur ein einziges Tintenfass aus der Zeit vor 70 n. Chr. entdeckt. Inschriftenfunde gibt es ebenfalls in Qumran. Auf Krügen und Tonscherben, darunter eine Schreibübung mit allen Buchstaben des Alphabets.

Auch den Küchentrakt, eine Töpferwerkstatt mit Brennofen, eine Mühle, die Wäscherei, Lagerräume und vielleicht sogar Ställe identifizieren Archäologen.

Doch es gibt auch andere Deutungen mancher Bauten und ihrer Funktionen. So vermuten zum Beispiel einige For-

scher, dass in den Becken nicht Pergament hergestellt wird, sondern Datteln zu Wein vergären.

Nur gut 50 Meter entfernt von der Ostmauer Qumrans beginnt ein ausgedehnter Friedhof mit über 1000 Gräbern. Die Nähe der Toten ist ungewöhnlich für eine jüdische Gemeinschaft unter Führung von Priestern. Tote gelten als verunreinigend, und ein Jude, der in Kontakt gerät mit ihnen, muss sich einer rituellen Reinigung unterziehen, bevor er wieder kultfähig wird. Auf anderen Gräberfeldern in der Nähe finden sich auch die Skelette von Frauen und Kindern. Aber vielleicht entstammen manche der Toten einer ganz anderen Zeit, wie Forscher spekulieren.

Niemand weiß genau, wie viele Essener Qumran bewohnen, doch spricht manches dafür, dass es zwischen 100 und 200 sind. Wahrscheinlich leitet ein Rat aus drei Priestern und zwölf Männern die Gemeinde. Die Männer von Qumran führen ein karges Leben. Archäologische Indizien legen dies nahe: schlichte Keramik, Becher aus Stein, schmucklose Holzkämme. Den Schriften zufolge verzichteten sie auf persönlichen Besitz, leben

im Gehorsam gegen Gott und ehelos. Frauen sind in der Welt der essenischen Elite, die nur Priester, Leviten und männliche Laien kennt, nicht vorgesehen.

Die enge Verbindung von liturgischer Ordnung, Priesterdienst und eigenem Kultkalender prägt Qumran. In jedem Augenblick will man bereit sein für das Hereinbrechen der Herrschaft Gottes und das Ende der Welt.

Den Angriff Roms überstehen die Essener nicht

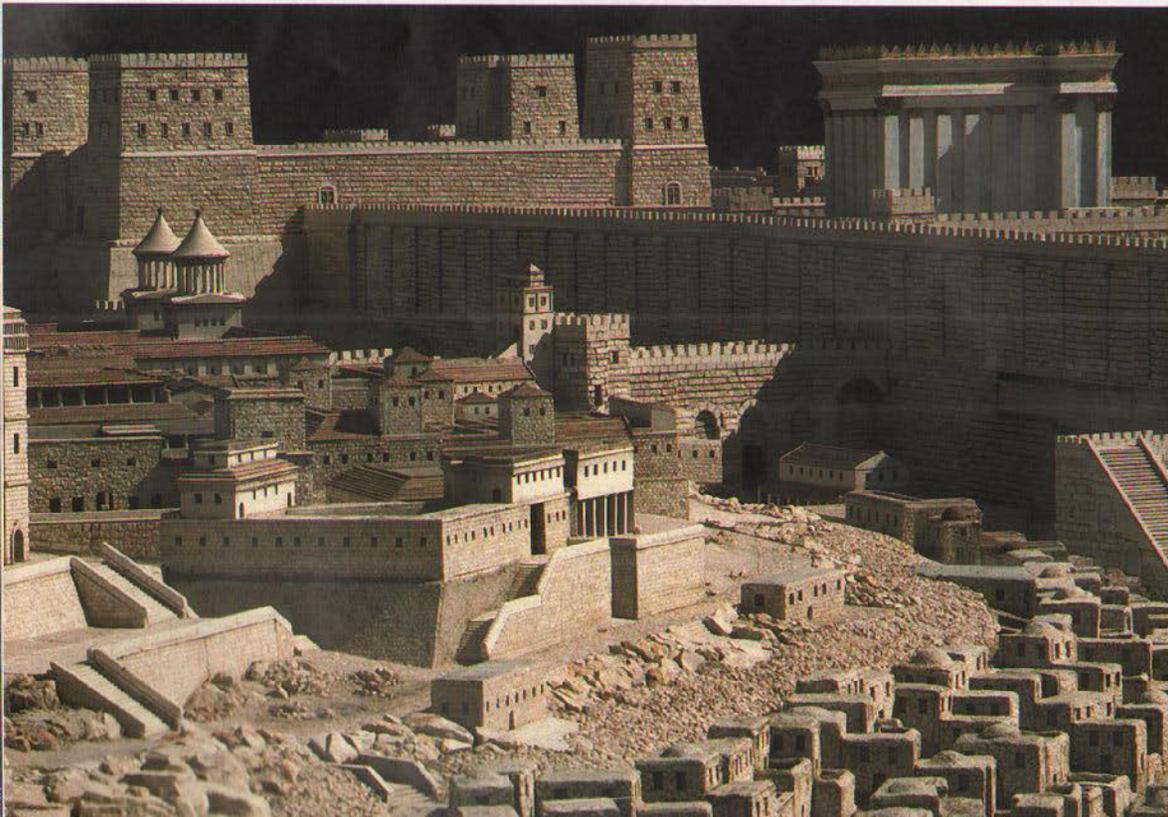
Im Mittelpunkt des täglichen Lebens stehen zwei Rituale: die Waschungen, denn vor jedem Gebet und vor jedem Gottesdienst tauchen die Männer vollständig unter in den Wasserbecken; und die kollektiven Mahlzeiten, die wie eine Art symbolische Tischgemeinschaft wirken. Manches von all dem erinnert an die Christen. Und in gewisser Weise sind die Essener tatsächlich die Vorläufer eines Mönchtums, wie es später einmal die Christen pflegen werden.

So lebt die Elite der Essener vermutlich abgeschieden in der Senke am Toten Meer, betet und schreibt. Und wartet auf die Entfesselung der apokalyptischen Chaosmächte, wie sie angekündigt ist in den Fassungen der „Kriegsrolle“ aus den Höhlen „1Q“ und „4Q“.

UND DER KRIEG RÜCKT NÄHER. Im Jahr 63 v. Chr. zerschlägt der römische Feldherr Pompejus das Reich der Juden. Doch noch scheut sich Rom, die bereits für ihre Unruhe bekannte Region in eine Provinz zu verwandeln. Lieber setzt der Senat Klientelkönige ein, Herrscher von Gnaden Roms.

Herodes der Große wird zum wichtigsten dieser Klientelfürsten. Und zum berichtigsten. Im Jahr 40 v. Chr. erklärt der römische Senat den 33-Jährigen zum König von Judäa. Herodes, der Sohn eines Idumäers und einer Nabatäerin, gilt den meisten Juden nicht als ihresgleichen, sondern als halber Heide. Doch mit Geschick und Gewalt hält er sich gut 35 Jahre auf dem Thron.

Nach dem Tod des Gewaltfürsten eskaliert die Situation in Palästina: Rom teilt das Reich des Herodes unter seinen



Rund 40 000 Einwohner hat Jerusalem um die Zeitenwende. König Herodes und nach ihm Roms Statthalter stationieren zwar in der Festung Antonia (im Hintergrund links neben dem Tempel) Truppen, fürchten jedoch beständig, dass radikale Prediger das Volk in der Metropole aufhetzen könnten. Deshalb misstrauen sie den Essenern, richten Johannes den Täufer hin – und lassen auch Jesus ans Kreuz schlagen

überlebenden Söhnen in kleinere Herrschaftsgebiete auf, die Tetrarchien.

Bald darauf schlägt die Stunde der Zeloten. Auch sie sind fromm wie die Pharisäer, doch beschränken sie sich nicht darauf, die Schriften zu studieren: Sie greifen zur Waffe. Der Aufstand ist ihr Ziel und die Wiedererrichtung eines jüdischen Reiches, das frei ist von Rom und allen heidnischen Mächten.

Die politischen Spannungen fachen die apokalyptischen Erwartungen unter den Juden noch zusätzlich an. Im Land entstehen verschiedene Täufergruppen und predigen das Ende der Tage.

Einer der Prediger ist Johannes der Täufer, der am Unterlauf des Jordan vom Zorngericht Gottes kündigt. Anhänger scharen sich um ihn, doch niemals gründet Johannes eine eigene Organisation. Trotzdem verbreitet sich seine Botschaft im Land – vielleicht auch bis zu den Qumran-Essenern, liegt doch ihre Ansiedlung nur wenige Kilometer weiter südwestlich, auch wenn sich in ihren Schriften kein Hinweis auf den Täufer findet.

Herodes Antipas, ein Sohn und Erbe Herodes des Großen, lässt Johannes den Täufer schließlich hinrichten, weil er fürchtet, dessen Lehren könnten die auf-rührerische Stimmung im Land bis zur offenen Revolte anheizen.

Kurz zuvor ist erstmals in den Hügeln Galiläas ein Mann aufgetreten, der wahrscheinlich eine Zeit lang Anhänger des Täufers gewesen ist: Jesus von Nazareth.

Manche moderne Forscher werden in ihm einen Essener sehen, der seiner Gemeinschaft den Rücken gekehrt hat. Und tatsächlich gibt es Gemeinsamkeiten zwischen dem, was Jesus lehrt, und dem, was die Essener verkünden. Doch weitaus größer noch sind die Unterschiede. Zudem findet sich in den Schriften der Essener kein direkter Hinweis auf den Mann von Nazareth.

Jesus predigt von Liebe und Hoffnung. Doch er achtet viele jüdische Traditionen gering – etwa die Heiligung des Sabbats (was kein Essener je wagen würde). Er kündigt von einem Herren, der mächtiger ist als Herodes Antipas, als Roms Statthalter, als der Kaiser selbst.

Er kümmert sich wenig um die Autorität der Priester im Jerusalemer Tempel.

Und: Er wird von manchen im Volk als Messias verehrt, als „Gesalbter des Herrn“. Mit dem aber, verkünden Propheten nun seit vielen Jahrzehnten, bricht eine neue Zeit an. Die Herrschaft Roms und seiner Klientelfürsten wäre vorüber.

Deshalb wohl wird Jesus während des Passafests des Jahres 30 von den Tempelpriestern angeklagt und vom römischen Präфекten Pontius Pilatus gekreuzigt.

Doch seine Anhänger, die sich bald „Christen“ nennen werden, lassen sich in ihrem Glauben nicht entmutigen. Und Kreuzigungen wie jene des Jesus, die in Judäa schon lange zur Tagesordnung gehören, schrecken auch die aufständischen Zeloten nicht.

66 n. Chr. bricht der Krieg aus. Und zwei Jahre darauf nähern sich römische Truppen dem Toten Meer (siehe Seite 56).

Die Essener von Qumran sind über deren Vormarsch wohl gut informiert. Denn zunächst, sehr umsichtig, beginnen sie mit der Rettung ihres wertvollsten Besitzes: der Schriftrollen der Bibliothek. Jedes Manuskript verpacken sie in Schichten von Leinen, und dann werden die Rollen in zylindrischen Tongefäßen versenkt. 60 Zentimeter hoch und 25 Zentimeter im Durchmesser. So werden die Beduinen in der Höhle „1Q“ die Rolle des Jesaja finden, den Kommentar des Habakuk und die Gemeinderegel.

Dann plötzlich geht alles sehr schnell. Offenbar hastig füllen die Essener nun viele Höhlen mit Schriftrollen. Ohne Leinen und oft auch ohne Tonkrüge. Kurz darauf zerstören die Römer Qumran im Jahr 68 n. Chr.

Stets haben die „Kinder des Lichts“ auf das Ende der Welt gewartet. Mit dem Eingreifen Gottes haben sie gerechnet – mit dem der Römer nicht. Diese Katastrophe überleben die Essener als Gruppe nicht. Denn die Zeitenwende ist nicht angebrochen, und ein Messias hatte sich auch nicht offenbart. □

Walter Saller, 49, Autor in Berlin, befasst sich nicht zum ersten Mal mit dem Tempel zu Jerusalem: Für GEO (Nr. 2/2004) berichtete er über die schwierige Arbeit der Archäologen auf dem Tempelberg.



296 Seiten mit 24 Abb., € 19,95
ISBN 3-8319-0227-5



304 Seiten mit 31 Abb., € 19,95
ISBN 3-8319-0228-3
In Zusammenarbeit mit GEO Epoche



168 Seiten mit 10 Abb., € 14,95
ISBN 3-8319-0197-X
In Zusammenarbeit mit GEO

Kultur, Politik und Religion:
In drei neuen Sachbüchern eröffnen renommierte Autoren neue Sichtweisen auf das Dritte Reich, die Entwicklung der bundesdeutschen Demokratie und den Nahen Osten zur Zeit Christi.

Gut ein Jahrhundert währt Roms Herrschaft in Palästina bereits, als sich **die Juden erheben**, anfangs erfolg

Krieg um die Heilige Stadt

VON RALF BERHORST

Wie ein schneebedeckter Hügel leuchtet Jerusalems Tempelberg viele Kilometer weit – die römischen Soldaten haben ihr Ziel schon lange vor Augen. Es ist eine imponierende Streitmacht, die der Feldherr Titus im Frühjahr des Jahres 70 n. Chr. von Norden her auf die Stadt zuführt: vier Legionen mit Reitern und schwerem Belagerungsgerät, dazu Hilfstruppen und Kontingente der Verbündeten, insgesamt 80 000 Mann.

Seit fast vier Jahren tobt in Palästina, in der Provinz Judäa, ein Aufstand; inzwischen haben die Römer aber nahezu das ganze abtrünnige Land wieder unter ihre Kontrolle gebracht. Nun soll auch Jerusalem fallen, das Zentrum des jüdischen Widerstands.

Die Stadt liegt auf mehreren Hügeln; nach Süden, Osten und Westen ist sie durch Schluchten geschützt. Nur von

Norden her wäre sie einzunehmen. Doch dort bieten drei hintereinander gestaffelte Festungsmauern Schutz vor Angreifern. Und hoch über der Stadt thront die mächtige Tempelanlage – Zwingburg und Heiligtum der Juden zugleich.

Die Stadt ist überfüllt, denn es ist kurz vor dem Passafest. Wie immer um diese Zeit haben sich Juden von überall her auf den Weg nach Jerusalem gemacht – noch vor den heranrückenden Römern. Zehntausende Pilger strömen hinauf zum Tempel.

Seit den Tagen König Davids gilt Jerusalem den Juden als Stadt Gottes. Davids Sohn Salomo hat Jahwe einen Tempel errichten lassen, einen Ort der Gegenwart Gottes inmitten seines Volkes. Doch 587 v. Chr. ist dieser erste Tempel von den Babyloniern niedergebrannt worden.

Jahrzehnte später begann man, einen neuen Sakralbau zu errichten. Dieser zweite Tempel wurde während der Regierungszeit von Herodes dem Großen (37–4 v. Chr.) prächtig ausgebaut. Der König Judäas ließ die Fläche des Tempelbergs beträchtlich erweitern, säumte sie mit einer Umfassungsmauer und schuf mit den prächtigen Säulenhallen, Durchgangstoren und Mauertürmen eines der be-

eindruckendsten Heiligtümer der Antike. Das monumentale Hauptgebäude ragt 46 Meter in die Höhe.

Der Zutritt zum inneren Vorhof des Tempels, durch eine Balustrade abgetrennt, ist Ungläubigen bei Androhung des Todes verboten. Pilger gelangen zunächst in den „Vorhof der Frauen“, von dort führen die 15 Stufen des Nikanor-Tores in den „Hof der Israeliten“. Dahinter liegt der „Hof der Priester“ mit dem Brandopferaltar und einer knapp 30 Meter hohen Halle: dem Heiligtum.

Hier werden die Menora (der siebenarmige Leuchter), der Schaubrot-Tisch, auf den an jedem Sabbat zwölf Brotkuchen vor das Angesicht Gottes gelegt werden, und der Räucheraltar, auf dem die Priester wohlriechende Kräuter und Harze verbrennen, verwahrt.

Hinter einem kostbar gewirkten Vorhang schließlich liegt das „Allerheiligste“ – der leere Raum darf nur am Versöhnungstag vom Hohepriester betreten werden. Im ersten Tempel war im Allerheiligsten die Bundeslade gehütet worden, die bei der Zerstörung des Gebäudes verloren ging.

Jeden Morgen und jeden Nachmittag wird nach exakten Vorschriften im Tempel ein Opfertagesdienst abgehalten. Hunderte Priester stehen bereit, um aus der Hand der Pilger die gekauften Opfertiere entgegenzunehmen. Jede

Gabe dient der Entsöhnung des Einzelnen wie auch des gesamten jüdischen Volkes. Brand- und Weihrauchgeruch liegt in der Luft, dazu ertönt der Gesang des Tempelchores.

Doch vor dem Passafest des Jahres 70 ist alles anders: Pfeile und Steine strecken in den Höfen des Tempels Priester und Pilger zu Boden. Denn es herrscht nicht nur Krieg mit den Römern – die Juden bekämpfen sich inzwischen auch untereinander.

Die Aufständischen haben sich im Streit darum, wer die Revolte anführen soll, in drei Parteien gespalten, die nun unterschiedliche Viertel Jerusalems kontrollieren. Während der Kämpfe gehen große Getreidevorräte, angelegt in Erwartung der römischen Belagerung, in Flammen auf. Und auch der Tempelberg wird zum Kriegsschauplatz.

Erst als die Legionen des Titus vor der Stadt zum Angriff rüsten, schließen die Bürgerkriegsparteien einen brüchigen Frieden miteinander – und wenden sich wieder gegen die Römer.

Die jüdische Erhebung ist ein verzweifelter Kampf um Unabhängigkeit. Seit Jahrhunderten wird das Land fast ohne Unterbrechung von fremden Großmächten beherrscht. Auf die Assyrer, die Babylonier und die Perser



Römische Münze: Vor Kaiser Titus kniet eine Frau – Symbol des unterworfenen Judäa

reich. Doch dann stehen die Legionen wieder vor Jerusalem – und setzen an zum Sturm auf den Tempel



»Die Zerstörung des Tempels«, Gemälde von Francesco Hayez (1867): Der Feldherr und spätere Kaiser Titus (Mitte, in der roten Toga) verwüstet das Heiligtum der Juden und entmacht damit auch deren Elite, die Priester

folgten im 4. Jahrhundert v. Chr. die Heere Alexanders des Großen.

Und aus den jahrzehntelangen Machtkämpfen um den Nahen Osten nach dem Tod des griechisch-makedonischen Herrschers gingen schließlich um 200 v. Chr. die in Syrien beheimateten Seleukiden als Sieger hervor.

Als deren König Antiochos IV. 168 v. Chr. versuchte, den Juden einen heidnischen Kult aufzuzwingen, wagte bald darauf ein Teil der jüdischen Elite unter Führung der Priesterfamilie der Hasmonäer (auch Makkabäer genannt) einen Aufstand. Sie siegten und gründeten erneut einen eigenen Staat.

Das Reich der Hasmonäer war eine Theokratie, in welcher der Hohepriester zugleich weltlicher Herrscher war. Doch ihre Dynastie wurde durch innere Wirren geschwächt, und so eroberte der römische Feldherr Pompejus im Jahr 63 v. Chr. Jerusalem.

Einige Jahrzehnte lang regierte Rom Palästina mithilfe von Klientelfürsten – Herr-

schern von Gnaden Roms, die vor allem für Ruhe sorgen sollten. Im eigenen Volk galten diese Regenten als Vasallen des römischen Kaisers. Ab 6 n. Chr. wurde das Land der Juden als Provinz Judäa unmittelbar von römischen Präфекten geführt. Die Römer pressten das tributpflichtige Land aus und schlugen jeden Widerstand nieder.

Kleinere Erhebungen gab es dennoch immer wieder. Sie nährten sich aus dem Hass auf die korrupten und gierigen Präфекten (seit 44 n. Chr. Prokuratoren) der Römer.

Die Besatzer erregten den Zorn der Frommen, weil sie Glauben und heilige Stätten der Juden missachteten: So kam es in Jerusalem zu wütenden Protesten, als Kaiser Caligula 40 n. Chr. auf die Idee verfiel, eine Statue seiner selbst im Jerusalemer Tempel aufzustellen.

Nach einer dieser Revolten ließ der römische Statthalter in Syrien, Quintilius Varus, angeblich 2000 Aufständische

in Jerusalem ans Kreuz schlagen. Doch diese Strategie der Härte schuf nur neue Gegner. So wuchs allmählich eine Untergrundbewegung: die Zeloten.

Um das Jahr 60 n. Chr. beherrschen diese Partisanen die ländlichen Gegenden, Judäa beginnt der Kontrolle der Römer zu entgleiten. Im Mai 66 werden Proteste gegen den ungewöhnlich korrupten Prokurator Gessius Florus zum Fanal des Aufstands.

Bei einer Straßenschlacht in Jerusalem ziehen sich die römischen Soldaten zurück. Die Menge besetzt den Tempelberg, und Florus flieht aus der Stadt. Seine verbliebenen Legionäre kapitulieren und werden – entgegen einer Absprache – bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Auf dem Tempelberg wird das tägliche Opfer zum Wohle des Kaisers eingestellt – eine symbolische Geste des Abfalls von Rom. Vergeblich versucht die jüdische Führungsschicht, die Revolte einzudämmen. Den Aufständischen gelten

diese Männer als Kollaborateure Roms. Um nicht selbst angegriffen zu werden, stellen die sich schließlich an die Seite der Rebellen.

Im Frühjahr darauf schlagen die Römer zurück: Feldherr Vespasian rückt an der Spitze dreier Legionen in Galiläa ein, dem nördlichen Teil der Provinz Judäa. Die Verteidiger ziehen sich in die Bergfestung Jotapata zurück und ergeben sich nach einigen Wochen Belagerung.

Im Sommer 69 beherrschen die Römer wieder fast ganz Palästina – bis auf Jerusalem. Ab Juli führt Vespasians Sohn Titus die Truppen, und die Belagerung der Heiligen Stadt wird zu seiner Bewährungsprobe.

Titus lässt Wälle errichten, dann bringen die Angreifer im Pfeil- und Steinregen der Verteidiger ihre Sturmböcke, die „Widder“, in Stellung. Nach 15 Tagen nehmen die Römer die erste der drei Verteidigungsmauern ein. Die Verteidiger ziehen sich hinter die zweite Befestigungslinie zurück. Die fällt nach nur fünf Tagen.

In der überfüllten Stadt ist die Lage unerträglich geworden. Die Nahrungsvorräte sind erschöpft, es herrscht Hungersnot. Zudem leidet die Bevölkerung unter dem Regime der Zeloten. Die Kämpfer dringen in die Häuser ein und durchsuchen jeden Winkel

nach Essbarem. Sie foltern die Bewohner, um verstecktes Brot oder Mehl aufzuspüren.

Auch wer heimlich in den Schluchten um Jerusalem nach Nahrung sucht und dabei von den Römern aufgegriffen wird, darf nicht auf Milde hoffen: Titus lässt die Gefangenen vor der Stadt ans Kreuz schlagen, um so die Moral der Belagerten zu zermürben.

Immerhin gelingt es den Verteidigern, die römischen Belagerungswälle vor der dritten und letzten Mauer durch unterirdische Tunnel zum Einsturz zu bringen. Daraufhin ändert Titus die Taktik. Er gibt Befehl, um ganz Jerusalem eine steinerne Ringmauer zu ziehen. Die Stadt soll ausgehungert werden.

„Die Dächer lagen voll entkräfteter Weiber und Kinder, die Gassen voll toter Greise. Knaben und Jünglinge, krankhaft angeschwollen, wankten wie Gespenster über die öffentlichen Plätze und sanken zu Boden“, schreibt der Chronist Flavius Josephus über die Eingeschlossenen. In ihrer Verzweiflung kauen die Menschen das Leder von Gürteln und Schuhen und altes Heu. Sogar zu Kannibalismus soll es gekommen sein.

Nach schweren Kämpfen nehmen die Römer die Antonia-Festung an der nordwestlichen Ecke der äußeren

Tempelmauer ein. Am 6. August 70 wird schließlich auch der Tempel zum Schlachtfeld. Selbst im Allerheiligsten verschanzen sich Aufständische.

Titus bietet durch Unterhändler an, den Tempel vor der Zerstörung zu bewahren – falls die Verteidiger aufgeben. Doch die setzen eine der äußeren Tempelhallen in Brand, um den Vormarsch der Römer zu stoppen. Nun lässt Titus Feuer an die Tore zum inneren Tempelhof legen; nur der Tempelbau selbst, so ordnet er an, soll verschont bleiben.

Als einer seiner Soldaten entgegen diesem Befehl ein Brandgeschoss in eine Kammer des Tempels schleudert, erfasst die römischen Truppen blinde Zerstörungswut, die auch ihr Feldherr nicht stoppen kann. Schließlich geht das ganze Gebäude in Flammen auf. „Der Tempelberg schien von Grund aus zu glühen“, berichtet Flavius Josephus.

Die Römer rauben die heilige Kultstätte der Juden aus: Sie tragen den siebenarmigen Leuchter und den Schaubrot-Tisch davon – die Tat ist auf dem Titusbogen in Rom dargestellt. Der Feldherr gibt Jerusalem zur Plünderung frei, und seine Soldaten machen so reichhaltige Beute, dass der Preis für ein Pfund Gold in der Region um die Hälfte sinkt.

Bis zum 26. September 70 haben die Römer auch den Rest der Stadt im Häuserkampf erobert. Jerusalem ist

eine Trümmerwüste. Titus lässt die Befestigungsmauern schleifen – bis auf drei Türme, die als Denkmal seines Sieges stehen bleiben.

Hunderttausende sind umgekommen, die Überlebenden werden zur Zwangsarbeit in die Bergwerke Ägyptens verschleppt, als Sklaven verkauft oder in die römischen Provinzen verschenkt, wo sie bei Gladiatorenkämpfen sterben.

Die jüdische Theokratie und der Tempelstaat sind ausgelöscht. Mit der Zerstörung des zweiten Jerusalemer Tempels, der über ein halbes Jahrtausend das spirituelle Zentrum des Judentums war, endet auch die religiöse Dominanz der Priester – und es beginnt der Aufstieg der Rabbinen.

Denn die pharisäischen Schriftgelehrten spielen nun eine zentrale Rolle: Anstelle des untergegangenen Tempels, des Ortes des täglichen Opferrituals, werden die Auslegung der Tora und das Gebet

nun endgültig zur wichtigsten Quelle der jüdischen Identität.

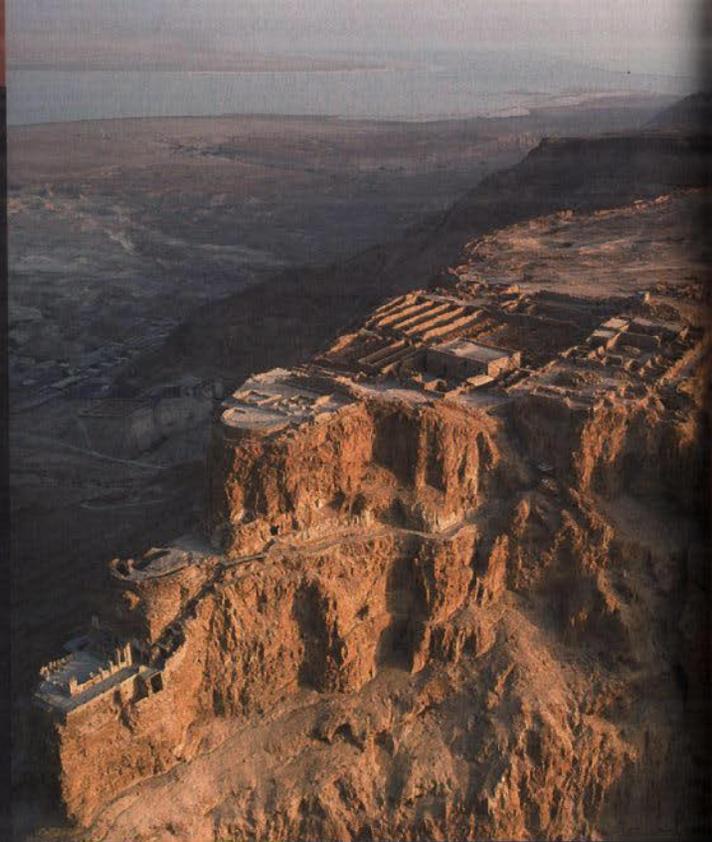
Die Römer lassen nach dem Fall Jerusalems Gedenkmünzen prägen mit der Aufschrift „Iudaea capta“ – „Judäa ist erobert“. Titus und Vespasian werden bei einem Triumphzug in Rom als Sieger gefeiert.

Tatsächlich aber halten die Aufständischen in Judäa noch eine letzte Bastion: Masada.

Die Festung am Westufer des Toten Meeres gilt als uneinnehmbar. Die Zitadelle liegt auf einem Hochplateau, das durch steil abfallende Felswände nach allen Seiten geschützt ist.

Herodes der Große hat den Felsen von Masada einst zur Zufluchtstätte für sich und seine Familie ausbauen lassen: mit einer doppelten Mauer, prachtvollen Palästen, Verteidigungstürmen und Zisternen, die insgesamt 40 Millionen Liter Wasser fassen; mit Vorrathshäusern für Getreide, Wein, Öl und Feigen; mit großen Mengen an Waffen, Eisen, Erz und Blei.

Zu Beginn des Aufstands ist es einer Gruppe jüdischer





Die Festung Masada am Toten Meer entgeht Roms Angriffen zwei Jahre länger als Jerusalem. Doch am Ende fällt auch sie – nachdem ihre letzten Verteidiger den Freitod gewählt haben

der Aufstand andernorts wieder aufflackern. Masada muss erobert werden.

Mit diesem Ziel macht sich im Jahr 72 Flavius Silva, der neue Prokurator von Judäa, mit 15 000 Mann auf den Weg zur Festung. Zunächst lässt er eine Ringmauer von 3500 Meter Länge um die Zitadelle ziehen. Masada soll völlig isoliert werden.

Wie aber den unzugänglichen Ort angreifen? Silva lässt von einer Anhöhe aus eine Rampe aus Erde und Steinen aufschütten. Der künstliche Zugang ist 196 Meter lang, etwa 55 Meter hoch und kann die schweren Belagerungsmaschinen der Römer tragen.

Nun bringen die Angreifer ihren mächtigen Sturmbock gegen die Festungsmauer in Stellung, und schon bald gelingt es ihnen, eine Bresche zu schlagen. Hastig errichten

die Verteidiger dahinter eine zweite Mauer aus Balken und Erde, die die Rammstöße elastisch abfedert. Doch als die Römer diesen Bau in Brand setzen, ist die Niederlage nah.

Da wendet sich der Anführer der Zeloten, Eleazar, an seine Kämpfer und deren Familien und fordert sie in einer leidenschaftlichen Rede auf, statt der Knechtschaft den Tod zu wählen. Und so wird Masada, folgt man der Darstellung des Flavius Josephus, zum Schauplatz einer dramatischen Selbstauslöschung.

Zuerst töten die Männer ihre Frauen und Kinder, dann werden aus ihren Reihen zehn ausgewählt, die ihre übrigen Kameraden erstechen. Schließlich wird von diesen einer per Los dazu bestimmt, die überlebenden neun Männer zu töten. Dieser letzte Kämpfer setzt die Gebäude Masadas in Brand und stürzt

sich in sein Schwert. So sterben in kurzer Zeit 960 Menschen. Nur zwei Frauen und fünf Kinder überleben, weil sie sich versteckt haben.

Als die römischen Soldaten am nächsten Morgen die Mauer überwinden, empfängt sie im Inneren der Festung eine „unheimliche Leere“, so Flavius Josephus. Damit ist der Aufstand endgültig niedergeschlagen.

Einige Jahrzehnte später, als sich die Juden in Judäa noch einmal im Bar-Kochba-Aufstand (132–135) erheben und erneut geschlagen werden, tilgt Kaiser Hadrian das jüdische Jerusalem ganz aus und setzt eine römische Stadt an seine Stelle. Den Juden wird die Rückkehr an den Ort ihrer Niederlage verboten und die Provinz Judäa in Palaestina Syria umbenannt.

Schon lange zuvor hat es bereits jüdische Gemeinden außerhalb Palästinas gegeben, in Rom, in Alexandria, in Mesopotamien. Doch erst jetzt beginnt die eigentliche Diaspora. Denn jüdisches Leben im ehemaligen Judäa ist weitgehend ausgelöscht: Die Juden haben mit der Hauptstadt auch ihren Staat verloren.

Von dem im Jahr 70 zerstörten Tempel bleiben nur Teile der Stützmauern erhalten, darunter die heutige Klagemauer. □

Kämpfer gelungen, die kleine römische Besatzung in Masada zu überrumpeln. Nun halten sich hier oben noch etwa 1000 Aufständische verschanzt. Militärisch ist die Festung kaum von Bedeutung – auch wenn die Zeloten von hier aus zu Überfällen auf die Besatzungstruppen ausschwärmen.

Gefährlicher ist Masada als Symbol des Widerstands: Dass sich dort noch immer Rebellen halten können, zeigt, dass Rom nicht endgültig gesiegt hat. Womöglich könnte



Legionäre tragen auf diesem Relief des Titusbogens in Rom die heiligen Objekte des Tempels auf ihrem Triumphzug durch Rom. Mit dem Erlöschen des Tempelkultes wird das Judentum endgültig zu einer Religion der Schrift

Ab 70 n. Chr. werden die Juden aus ihrer Heimat vertrieben – bis ans Ende der bekannten Welt. Stets begleitet vom Misstrauen der Andersgläubigen.

Wie bewahren sie in dieser Bedrängnis ihre Identität?

Julius H. Schoeps, Professor für deutsch-jüdische Geschichte, über die Kraft der Religion

Wege in die Welt

GEOEPOCHE: Herr Professor Schoeps, was bedeutet „Diaspora“ für Juden?

Prof. Julius Schoeps: Diaspora ist das griechische Wort für Verstreutheit beziehungsweise Verbannung. Auf Hebräisch sagt man *galut*. Der Begriff bezeichnet im Prinzip den Zustand des Judentums nach der Zerstörung Jerusalems und des Tempels im Jahre 70 n. Chr. Und als der Bar-Kochba-Aufstand 135 n. Chr. niedergeschlagen war, durften Juden etwa den Tempelbezirk und große Teile der Stadt nicht mehr betreten. Es kam zu Versklavung und massiven Vertreibungen durch die Eroberer. Juden lebten danach zerstreut in aller Welt – seither ein Grundmerkmal jüdischer Geschichte.

Wohin sind die Juden Palästinas damals gegangen?

Manche von ihnen blieben trotz aller Widrigkeiten dort. Andere wurden von den Römern versklavt. Wieder andere flohen: nach Osten ins Zweistromland, nach Westen längs der nordafrikanischen Küste, nach Spanien, Italien, Griechenland, manche nach Norden bis über die Alpen. Oft ging es an die Ränder des Römischen Reiches.

Gab es eine einzige große Wanderungsbewegung aus Palästina?

Nein. Es gab mindestens zwei Fluchtwellen: Unmittelbar nach der Tempelzerstörung und dann erneut 135 n. Chr., nachdem die Römer einen Aufstand jüdischer Juden unter dem Anführer Bar Kochba niedergeschlagen hatten. Dabei zerstörten die Besatzer Felder, Wälder und große Teile der Infrastruktur des Landes, sodass den Überlebenden nichts anderes übrig blieb, als ihre Heimat zu verlassen.

Ohne genau zu wissen, wohin es sie verschlagen würde?

Ja, zunächst ging es nur darum, wegzukommen. Man zog einfach los. Manche flohen auf den Fernhandelsstraßen des Imperium Romanum oder folgten den römischen Legionen. Viele Juden bestritten ihren Lebensunterhalt, indem sie für die Truppen die Verpflegung besorgten.

Die Juden unterstützten ihre Unterdrücker. Das klingt paradox.

Beide Seiten hatten dadurch Vorteile. Die Römer bekamen das, was sie benö-

tigten, und für die Juden war es eine Frage des Überlebens: Sie handelten und waren dadurch in gewisser Weise vor Übergriffen geschützt.

Und die waren dann in der Diaspora gezwungen, Handel zu treiben?

In gewisser Weise ja. Juden haben zwar im Verlauf der Jahrhunderte alle möglichen Berufe ausgeübt, bevorzugt aber den des Händlers und auch den des Geldverleihers. Das hing später sicher auch damit zusammen, dass ihnen bestimmte Zunftberufe verschlossen blieben. Im Geldverleih waren im Mittelalter neben Juden, denen die Bibel den verzinsten Verleih von Geld an Nichtjuden ausdrücklich gestattete, auch Christen tätig, trotz des kirchlichen Zinsverbots. Juden mussten aber wegen ihrer eingeschränkten rechtlichen Möglichkeiten, Schulden einzutreiben, riskanter kalkulieren und deshalb meist höhere Zinsen fordern.

Gründeten die Flüchtlinge am Ende ihrer Wanderung keine eigenen Orte, in denen sie unbehelligt wirtschaften konnten?

Nach archäologischen Funden zu urteilen, war der Bevölkerungsanteil von Juden in den Siedlungen des Römischen Reiches gering. Wahrscheinlich ließen sie sich vor allem in bestehenden Siedlungen entlang der Heerstraßen nieder.

Konnten Juden an den neuen Siedlungsorten ihren Glauben frei praktizieren?

Sie waren so gut wie immer einer nichtjüdischen Obrigkeit unterstellt. Doch die Römer gewährten ihnen meistens Religionsfreiheit, die es erlaubte, Bräuche und Riten weiter auszuüben.

Wie hat die einheimische Bevölkerung die Juden gesehen?

Für die Germanen waren Juden Fremde – wie die Römer auch –, die als solche nicht weiter unterschieden wurden. Für die meisten Römer wiederum waren die jüdischen Neuankömmlinge eine Bevölkerungsgruppe unter vielen anderen, die in ihrem Weltreich lebten. Das änderte sich erst mit dem christlichen Judenbild.



Die Juden gehen auch in den Mittleren Osten. Eine Handschrift aus Persien überliefert um 1650 die Geschichte der Esther, die ihre Glaubensbrüder rettet

Regel den wirtschaftlichen Interessen der Beschützer. Unter den Karolingern wurden Gesetze festgeschrieben, die Juden unter anderem verboten, sich in der Passions- und Osterzeit unter Christen aufzuhalten. Später hatte vor allem das Vierte Laterankonzil von 1215 verhängnisvolle Folgen für die Lebensbedingungen der Juden. So mussten sie den Kirchenzehnten von ihrem Landbesitz zahlen und Kleidung tragen, die sie von Christen unterschied.

Wie konnte es zu diesem harten Gegensatz kommen? Letztlich glauben Juden und Christen doch an den gleichen Gott.

Aber in der alten Kirche wurde, wie bereits erwähnt, die Überzeugung formuliert, dass dieser Gott die Juden verstoßen habe. Christliche Theologen konstruierten eine jüdische Gottesvorstellung, in der grausame Strenge und die Forderung nach knechtischem Gehorsam dominierten. Dabei ist der jüdische Gott ein gütiger und gnädiger Gott. Die negativen Vorstellungen über den jüdischen Gott tauchen erst bei den Kirchenvätern in der Spätantike auf – etwa bei Augustinus. Sie haben nachhaltig das Fühlen und Denken gläubiger Christen beeinflusst.

Inwiefern?

Seit Kaiser Konstantins Hinwendung zum Christentum im 4. Jahrhundert hatten die Juden ein Problem. Denn jetzt wurde das negative christliche Judenbild zur allgemeinen Maxime: Die Kirche behauptete ja, das Heil sei von den Juden auf die Christen übergegangen. Juden wurden kollektiv als Gottesmörder beschuldigt, die – von Gott verstoßen – nun Unheil verbreiten würden.

Ist also die Feindseligkeit gegenüber den in der Diaspora lebenden Juden vor allem auf das Christentum zurückzuführen?

In der Tat. Der Antijudaismus ist in der Theologie der christlichen Kirche angelegt. Das Christentum, das sich selbst zum neuen Israel erklärt hatte, definierte sich schon im Altertum durch die Ableh-

nung des Judentums. Aus dem Neuen Testament wurden immer wieder antijüdische Stereotypen abgeleitet: die Juden seien verstockt, Christismörder und Kinder des Teufels.

Und eine solche Sichtweise hatte natürlich auch Auswirkungen auf den Alltag.

Die Ausgrenzungen nahmen seit dem 5. Jahrhundert zu. Zwar gab es auch Gesetze, die Juden – vor allem Kaufleute – unter den besonderen Schutz eines Herrschers stellten. Doch die waren die Ausnahme und dienten in der

Haben diese theologischen Vorurteile auch dazu geführt, dass die christliche Bevölkerung Juden anders wahrgenommen hat?

Die einfachen Menschen haben die Juden mehr oder weniger so gesehen, wie es ihnen der Klerus von den Kanzeln gepredigt hat. Das wurde geglaubt. Es ist bemerkenswert, dass sich diese Vorurteilsbilder über Jahrhunderte gehalten haben. Sie haben immer bloß die der jeweiligen Epoche entsprechende Gestalt angenommen.

Wie haben Juden auf diese zunehmende Ausgrenzung reagiert?

Sie schlossen sich ab und verließen sich fast nur noch auf sich selbst, auf die eigene Familie und die Strukturen der Gemeinde. Außenkontakte waren deshalb vergleichsweise selten.

Zunächst suchen die Mutigen und die Klugen in der Fremde ihr Glück

Und trotz alledem vermischten sich in der Diaspora die Kulturen, die Sprachen.

Das stimmt. Ein gutes Beispiel ist das Jiddische: Es hat seinen Ursprung im Mittelalter und ist eine Mischsprache. Die phonetischen und grammatikalischen Strukturen beruhen auf mittel- und oberdeutschen Dialekten, der Wörterbestand aber setzt sich aus deutschen, hebräisch-aramäischen, romanischen und slawischen Elementen zusammen. Im Laufe der Zeit bildeten sich zwei Grundvarianten heraus: Westjiddisch, verbreitet vor allem in den deutschsprachigen Gebieten, in den Niederlanden, zeitweilig auch in Oberitalien. Und Ostjiddisch, verbreitet hauptsächlich in Litauen, Polen, Russland, Rumänien.

Zur geographischen Orientierung: Wo siedelten am Ende der Römerzeit, um 500 n. Chr., überall Juden?

Der jüdische Siedlungsraum erstreckte sich im Osten bis weit über das Zweistromland hinaus, im Westen nach Nordafrika, nach Spanien, Frankreich und hinauf ins Rheinland, wahrscheinlich sogar nach England. Wo früher römische Garnisonen lagen, wo Römer Handel trieben, waren in aller Regel auch Juden. Und in Italien entstanden aus einer Sklavenkolonie in Rom Diaspora-Siedlungen auf der ganzen Apennin-Halbinsel mit insgesamt schätzungsweise 40000 Menschen, die in Glaubensfragen eine wichtige Mittlerfunktion zwischen Nahem Osten und Europa einnahmen.

Wie groß war die jüdische Bevölkerung damals weltweit?

Etwa 1,5 Millionen Menschen, ungefähr so viel wie zu Beginn der Diaspora. Die Zahl blieb bis zur Neuzeit weitgehend konstant. In Palästina lebte nur noch ein Bruchteil – im 2. Jahrhundert n. Chr. waren das wenige tausend Menschen.

Haben sich in der Diaspora neue Zentren entwickelt, die überregional bedeutend wurden?

Ja, etwa die Kolonien im rheinischen Raum: In Mainz wurde um das Jahr 1000 die bedeutendste jüdische Hochschule

Europas gegründet. Vor allem aber auf der Iberischen Halbinsel.

Aber dort herrschten doch seit dem frühen 8. Jahrhundert Muslime.

Eben deshalb. Viele Juden kamen zusammen mit den muslimischen Eroberern nach Spanien und beide Bevölkerungsgruppen haben in der Folge relativ harmonisch miteinander gelebt. In Spanien – in Sevilla, Granada und Córdoba – entwickelte sich eine eigenständige kulturelle Tradition, das sefardische Judentum. Ebenso wie das aschkenasische Judentum nördlich der Alpen hatte es eigene liturgische Formen – Gebete und Melodien – und eigene Aussprachetraditionen des Hebräischen.

Hatten Juden in Spanien unmittelbaren gesellschaftlichen Einfluss?

Jüdische Gelehrte waren Berater, Ärzte, Lehrer, Übersetzer, Kartographen, Mathematiker und Astronomen von Kalifen. Die muslimischen Herrscher nutzten die oft sehr gebildeten Juden, um ihre politische Macht, ihre Wirtschaft und

ihre Kultur zu bereichern. Moses ben Maimon, genannt Maimonides, etwa war ein bedeutender Philosoph und Mediziner. Am Hofe des ägyptischen Sultans Saladin al-Fadil wurde er später zu einem der berühmtesten Ärzte seiner Zeit.

Waren denn Juden und Muslime gleichberechtigt?

Nein, auch im islamischen Herrschaftsbereich waren Juden abhängig vom Wohlwollen der Mehrheitsgesellschaft. Es war ihnen verboten, Waffen zu tragen, eine Muslimin zu heiraten oder muslimische Sklaven zu halten. Gegenüber Muslimen hatten sie stets Erfurcht zu erweisen. Sie waren Untertanen zweiter Klasse – aber im Vergleich zu den christlichen Ländern dennoch besser gestellt.

Worin liegen dann die späteren massiven Probleme zwischen Juden und Muslimen begründet?

Das ist in erster Linie eine Frage unserer Tage. Es sind Auswirkungen des Nahostkonflikts. Aufschlussreich ist allerdings, dass die islamische Welt christ-



Viele Juden gelangten zusammen mit Muslimen in neue Länder

liche Vorurteilsbilder übernommen hat. So finden sich heute in der arabischen Welt Übersetzungen der berühmten „Protokolle der Weisen von Zion“. Diese antisemitische Hetzschrift wurde im 19. Jahrhundert von einem klerikalen russischen Beamten verfasst und ist seither in mindestens ebenso viele Sprachen übersetzt worden wie die Bibel.

In Spanien wurde die Situation der Juden aber erst mit dem Ende der muslimischen Herrschaft unerträglich?

Ja, nach der Reconquista, der christlichen Wiedereroberung der Iberischen Halbinsel im ausgehenden 15. Jahrhundert, kam es vielfach zu gewaltsamen Übergriffen und zu Zwangstausen. Schließlich wurden die Juden aus dem Land getrieben. Sie flohen nach Nordafrika, Griechenland, Frankreich, Belgien, Holland und nach Norddeutschland. Einige gingen ganz in den Westen: Sefardische Juden aus Amsterdam gehörten zu den ersten europäischen Siedlern in der Neuen Welt.

Und im Osten kamen Juden auf der Seidenstraße bis nach China?

Das hing mit dem Handel zusammen. Jüdische Kaufleute belebten im Mittelalter, oft unter dem eigennützigen Schutz eines Fürsten oder der Kirche, den alten Fernhandel entlang dieser Route wieder. Doch die ersten jüdischen Siedler hatten sich schon viel früher im fernen Osten niedergelassen.

Wann?

Bereits in den Anfängen der Diaspora. Das waren allerdings keine europäischen, sondern orientalische Juden, zu meist aus dem Zweistromland, dem späteren Irak. Sie zogen bis nach Shanghai. Dort kam es sogar zu Überritten Einheimischer und zu Eheschließungen zwischen Juden und Nichtjuden.

Das Exil wurde also nach einer gewissen Zeit als neue Heimat akzeptiert. Wieso aber wanderten viele Juden im Mittelalter etwa aus dem Rheinland weiter in den Osten des Reiches und über dessen Grenzen hinaus?

Das hat zum einen mit den katastrophalen Erfahrungen während der Kreuzzüge zu tun, mit Verfolgung und Vertreibung. Zum anderen löste seit dem 11. Jahrhundert der rasche Bevölkerungszuwachs in Deutschland eine Wanderungsbewegung in die neu erschlossenen Gebiete im Osten aus – daran waren auch viele Juden beteiligt. Sie gingen ins spätere Polen und nach Russland, wo sie vor allem in Krakau, Lemberg und Kiew größere Gemeinden bildeten.

Eines ist nur schwer nachvollziehbar: Wie konnte sich trotz der geographisch so weit reichenden Diaspora im Judentum ein einheitlicher Glaube halten?

Ich vermute, dass hat in erster Linie mit dem Druck der Umwelt zu tun. Die Juden lebten überall isoliert und waren schon deshalb gezwungen, sich auf sich selbst zu besinnen. Es kam hinzu, dass die Umwelt ihnen diktierte, wie sie zu leben hatten, ob sie heiraten und ob sie Kinder „ansetzen“ durften, wie es später im Preußen Friedrichs II. abschätzig hieß.

Das würde ja zunächst nur begründen, weshalb der Glaube in den jeweils kleinen Gemeinden bestehen blieb. Aber wie konnte er sich über das ganze Judentum hinweg erhalten?

Das Judentum ist kein monolithischer Block, wie die Antisemiten immer meinen. Es gibt keine übergeordneten festen Strukturen oder Hierarchien, auch keine jüdische Weltregierung, wie häufig behauptet wird. Es gibt jüdische Gemeinden – und die sind autonom und in ihrer religiösen Ausrichtung mitunter sehr unterschiedlich.

Wie lässt sich dann der Zusammenhalt trotz Vertreibung und Diaspora erklären?

Mit Kommunikation. Die Gemeinden überall in der Welt haben immer untereinander kommuniziert, jüdische Kauf-

leute haben miteinander Handel getrieben, und es wurden Ehen untereinander gestiftet. Das Netz familiärer Kontakte spielte eine wichtige Rolle. Jüdische Kaufleute konnten sich auf jüdische Handelspartner verlassen, ohne dass man sich jemals von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte. Nehmen Sie beispielsweise den hebräischen Reisebericht des Benjamin von Tudela vom Ende des 12. Jahrhunderts. Dieses Werk können Sie als eine Art Branchenverzeichnis des Mittelalters lesen. Jüdische Fernhändler, die in dieser Zeit nach Rom, nach Griechenland oder nach Jerusalem reisten, wussten nach seiner Lektüre, was sie dort erwartete und an wen sie sich in welcher Branche vertrauensvoll wenden konnten.

Welche Rolle spielte Jerusalem für eine gemeinsame Identität?

Eine große. Bis in die Neuzeit hinein hat es immer wieder Versuche gegeben, in der Diaspora einen geistig-kulturellen Zusammenhang mit der Heiligen Stadt herzustellen. Wilna nannte man beispielsweise das „Jerusalem des Ostens“ und Berlin das „Jerusalem des Westens“. Das zeigt, welche magische Bedeutung dem Wort Jerusalem zugemessen wurde, und zwar bis heute.

Der Tempel hatte also nach seiner Zerstörung eine fast noch größere Bedeutung für das Judentum als zuvor?

Zugespitzt könnte man sagen: Der Zusammenhalt der Juden in der Welt, in der Diaspora, hat von Anfang an nur funktioniert, weil es einen gemeinsamen Bezugspunkt gab. Und das war Jerusalem, die Stadt des zerstörten Tempels. Jerusalem war zwar für die meisten Juden ein fiktiver Ort, den sie nie gesehen hatten, aber trotzdem – oder gerade deshalb – ein mächtiges gemeinschaftstiftendes Symbol. Und ich bin mir nicht sicher, ob es heute noch ein Judentum gäbe, wenn die Tempelzerstörung des Jahres 70 n. Chr. nicht gewesen wäre. □

Prof. Dr. Julius H. Schoeps, Jg. 1942, ist Direktor des Moses Mendelssohn Zentrums für europäisch-jüdische Studien an der Universität Potsdam. Das Interview führten Jens-Rainer Berg, Olaf Mischer und Dr. Michael Tilly.

Wie diese um 1430 vollendete Sammlung von Gebeten und liturgischen Erzählungen über die Errettung des jüdischen Volkes [»Passa-Haggada«] zeugen prachtvolle Handschriften von Bildung, Wohlstand und Glauben der Aschenasim, der nördlich der Alpen lebenden Juden. Ihre fremden Riten machen sie vielen Christen jedoch verdächtig. Und in Flugschriften (rechts oben) werden die Juden häufig beschuldigt, Bürger bei Geldgeschäften zu übervorteilen





Taufe oder Tod

Im 11. Jahrhundert sind die Städte Speyer, Worms und Mainz wirtschaftliche und geistige Zentren der mitteleuropäischen Juden, der Aschkenasim. Schon seit langem siedeln sie hier: häufig als Händler, die kostbare Waren aus dem Orient importieren, und als Gelehrte. Am Rhein entstehen die bedeutendsten Talmudschulen des Abendlandes. Doch in Sicherheit leben die Gemeinden nicht, im Gegenteil. Als der Papst zum Kreuzzug gen Jerusalem aufruft, ziehen 1096 nicht alle christlichen Streiter direkt in das Heilige Land, um gegen die Muslime zu kämpfen. Vielmehr belagert schon bald ein aufgehetzter Mob die rheinischen Metropolen – und stellt die Juden vor die Wahl: Taufe oder Tod

Ihr Gott ist der Schöpfer der Welt und der Herr der Geschichte. Er ist transzendent und unfassbar. Aber sie besitzen Gottes Wort: die Tora. Und Sein Wort, Sein Gesetz beherrscht auch das Leben der Juden am Rhein. Der Juden, die sich „Aschkenasim“ nennen. Nach Aschkenas, der hebräischen Bezeichnung für das Gebiet nördlich der Alpen.

Die ältesten Zeugnisse jüdischer Ansiedlungen am Rhein reichen zurück in die Zeit der Römer. So belegen zwei Dekrete des Kaisers Konstantin aus den Jahren 321 und 331 die Anwesenheit von Juden in Köln. In dieser Zeit gibt es wohl auch jüdische Gemeinden in anderen römischen Städten an Mosel und Rhein. In Trier, Straßburg, Bonn und Xanten, in Speyer, Worms und in Mainz. Doch für eine dauerhafte jüdische Präsenz in diesen Orten über das 5. Jahrhundert hinaus gibt es keine Quellen. Wahrscheinlich sind die jüdischen Gemeinden weggezogen oder untergegangen, als das Imperium Romanum von Germanenvölkern zerstört wurde.

Erst im 9. und 10. Jahrhundert lassen sich dann wieder Juden in der Region nieder – zunächst wohl Kaufleute im Fernhandel. Einige dieser jüdischen Händler stammen aus Spanien, die meisten sind Einwanderer aus Frankreich und Italien.

Die wahrscheinlich älteste und bedeutendste mittelalterliche Ansiedlung von Aschkenasim am Rhein ist Mainz. Die erste sichere Nachricht über dort ansässige

Juden datiert aus dem frühen 10. Jahrhundert. Und aus der Zeit um 938 ist eine Anfrage des Mainzer Erzbischofs Friedrich bekannt, in der er den Papst um Rat bei der Judenmission bittet.

Die Bekehrung der Juden, so die Weisung von Leo VII., sei wünschenswert. Doch Zwangstaufen verbietet der Heilige Vater. Das heißt: Der Papst will seine Herde zwar vergrößern. Aber zum Christentum Konvertierte, die aus nackter Angst vor dem Schwert ihrem alten Glauben abschwören, die will er nicht.

„Magenza“ nennen die Juden ihr Mainz. Dessen Blütezeit beginnt im späten 10. Jahrhundert. Mit der Familie Kalonymos, die aus dem italienischen Lucca zugewandert ist. Moses ben Kalonymos der Ältere bringt die reiche und in Palästina wurzelnde Tradition der liturgischen Dichtung nach Mainz. Und um diese Zeit wird in der Stadt auch die erste Jeschiwa gegründet. Mit dieser religiösen Hochschule nimmt in der Welt der Aschkenasim das systematische Studium des Talmuds seinen Anfang.

Rasch verbreitet sich der Ruf der Jeschiwa zu Mainz. Ihr Ansehen wächst, und der Mainzer Rabbi Gerschom ben Jehuda, der den Ehrentitel „Leuchte des Exils“ trägt, wird erst am Rhein und dann in ganz Aschkenas zum einflussreichsten Lehrer des Talmuds. Der Rabbi entscheidet, wie das jüdische Recht im Alltag der Gemeinden anzuwenden ist. Er erlässt Verordnungen zu den Religionsgesetzen;

so untersagt er etwa die Polygamie und die Ehescheidung gegen den Willen der Frau. Unermüdlich kommentiert er die heiligen Schriften, verfasst liturgische Werke, und die Idee seines Gottes, der nah ist und fern zugleich und kein Abbild seiner selbst duldet, muss in ihm brennen wie ein lodernes Feuer

Unter Gerschom ben Jehuda entwickelt sich das jüdische Mainz zu einem Zentrum der rabbinischen Gelehrsamkeit, der Freude am Studium der heiligen Schrift und der Lust am Streit um ihre Anwendung. Damit machen sich die Aschkenasim unabhängig von der Auslegung des Talmuds durch Gelehrte in Babylonien, dem bis dahin wichtigsten Zentrum jüdischer Lehre. Der Rabbi stirbt vermutlich 1028, vielleicht auch erst 1040. Ein grob behauener Gedenkstein auf dem „Judensand“ in Mainz, dem ältesten bekannten jüdischen Friedhof in Europa, erinnert an ihn.

SCHÜLER DES GERSCHOM BEN JEHUDA gründen in Speyer und Worms weitere religiöse Hochschulen. An der Wormser Schule beendet etwa Salomo ben Isaak aus dem französischen Troyes sein in Mainz begonnenes Studium. Er wird später unter dem Namen „Raschi“ (Rabbi Schelomo ben Iizchaki) berühmt – als einer der bedeutendsten jüdischen Gelehrten überhaupt und als richtungweisender Kommentator der Tora und des Babylonischen Talmuds.



Speyer ist Heimat einer großen aschkenasischen Gemeinde. Deren Verbindungen zu Worms und Mainz sind so eng, dass die drei Städte von vielen Juden mit einem einzigen Namen belegt werden: »Schum«. Die Bezeichnung ist aus den Anfangsbuchstaben der hebräischen Namen dieser drei Metropolen zusammengesetzt



Geflügel und Ochsen werden nach strenger Vorschrift geschächtet und zum Verkauf angeboten, wie diese jüdische Illustration aus dem Jahr 1435 zeigt. Ohne Betäubung Tiere zu schlachten, die danach ausbluten, ist im Mittelalter generell Sitte: bei Juden, Muslimen – und Christen

Schritt für Schritt treten die Juden am Rhein so aus dem Schatten der alten jüdischen Zentren im Orient und in Italien und begründen ihre eigene, die aschkenasische Kultur.

Wenigstens 5000 Juden leben Anfang des 11. Jahrhunderts im Deutschen Reich, gegen Ende des Jahrhunderts sind es etwa 20000. Die meisten von ihnen haben sich in den Städten entlang der bedeutenden Wasserstraßen Rhein, Main, Donau, Saale oder Elbe niedergelassen. Denn diese Städte sind wirtschaftliche Zentren, und vor allem jüdische Kaufleute sind auf urbane Strukturen angewiesen, auf Märkte und auf Flüsse als Handelswege.

Nach Schätzungen heutiger Forscher hat Mainz im frühen 11. Jahrhundert mindestens 6000 bis 7000 Einwohner, darunter etwa 600 oder 700 Juden. Als Fernkaufleute haben die Mainzer Juden über ihre Glaubensbrüder im islamischen Teil Spaniens, in Sizilien, in Nordafrika und im Nahen und Mittleren Osten Zugang zu den großen Handelsrouten des Orients – zur Seidenstraße nach Indien und China und zur Weihrauchstraße, die vom Mittelmeer nach Südarabien führt. Also in den Jemen und nach Oman, wo jene Bäume wachsen, deren kostbares Harz die Christen in ihren Kirchen als Weihrauch verbrennen.

So versorgen die jüdischen Kaufleute das Rheinland mit den Luxuswaren des Orients. Mit Perlen, Seide und Brokat, mit Weihrauch und exotischen Gewürzen. Sie dominieren den Fernhandel so sehr, dass sich in christlichen Dokumenten der Zeit oftmals die Wendung findet: *judaei et ceteri mercatores*: „Juden und andere Kaufleute.“

Doch längst nicht alle Juden sind Händler; manche stehen etwa als Lehrer oder Schreiber im Dienste ihrer Gemeinde, andere arbeiten als Arzt oder Viehdoktor. Wieder andere sind Gehilfen reicher Kaufleute, koschere Schlachter, Winzer

Jüdische Männer und Frauen können **lesen** und **schreiben** – anders als die meisten Christen

oder Bäcker – oder sie üben in Städten, wo sie nicht durch Verbote gehindert werden, ein anderes Handwerk aus.

Viele der jüdischen Händler zu Mainz sind wohlhabend. Manche sogar so reich, dass sie in der Art von Bankiers Geld gegen Zinsen zur Finanzierung aufwendiger kirchlicher und weltlicher Bauten zur Verfügung stellen.

Im Gegensatz zur überwältigenden Mehrheit der christlichen Bevölkerung können fast alle Juden, Männer wie Frauen, lesen und schreiben. Einige beherrschen überdies mehrere Sprachen.

Vom Mainzer Erzbischof, dem Herrn ihrer Stadt, sind die Juden als Gemeinde

anerkannt. Ihr Viertel liegt im Herzen der Ortschaft, mitten zwischen Kirchen, Klöstern und Märkten. Es trägt den Namen „Unter den Juden“. An den rechten Türpfosten der jüdischen Häuser sind kleine Kapseln mit winzigen Pergamentrollen angebracht – beschrieben mit Versen aus dem fünften Buch des Moses. „Und du sollst sie auf deines Hauses Pfosten schreiben und an die Tore.“

Im Judenviertel mit seinen kleinen Häusern stehen die Synagoge, die Jeschiva des Rabbi Gerschom ben Jehuda und das Wohnheim für Talmudstudenten. Es gibt ein kaltes Tauchbad zur rituellen Reinigung und ein Warmbad für die körperliche Hygiene. Dazu ein Hospital, das Schlachthaus zum Schächten der Tiere, die Bäckerei und das Tanzhaus für Familienfeiern und Feste der Gemeinde.

Das jüdische Viertel zu Mainz ist praktisch eine Stadt in der Stadt. Selbstverwaltet von einem Ratsgremium, das meist aus zwölf Mitgliedern besteht und in der Regel von allen jüdischen Männern gewählt wird. Den Vorsitzenden der Gemeinde bestimmen die zwölf Ratsvertreter aus ihrer Mitte – ebenso die Richter, welche über die innerjüdischen Rechtsfälle zu entscheiden haben. Darüber hinaus ist das Gremium verantwortlich für das Entrichten der Steuern an die christliche Obrigkeit von Mainz.

Anders als bei den Christen leben in den jüdischen Häusern selten mehr als zwei Generationen unter einem Dach.

Land gibt es wenig zu vererben unter den Juden, und eine frühe Ehe wird unterstützt. Jungen heiraten mit 15 oder 16 Jahren, Mädchen oft schon im Alter von 13 oder 14.

Direkt an das Mainzer Judenviertel schließt ein Stadtteil an, der überwiegend von christlichen Händlern bevölkert wird und bis ans Rheinufer reicht. Doch auch im Judenviertel wohnen Christen. Denn im 11. Jahrhundert gibt es keine Ghettos, deren Mauern die Juden hermetisch ab-

schließen von den Christen. Erst im Jahr 1310 wird ein Mainzer Konzil festsetzen: „Christen dürfen nicht bei Juden wohnen.“

Im 11. Jahrhundert müssen Juden auch keine diskriminierende Kleidung tragen. Sie sind weder besonderen Handelsbeschränkungen unterworfen, noch ist es ihnen verboten, Grund und Boden zu erwerben. Und zwischen Juden und Christen gibt es über viele Jahre zahllose Kontakte.

Christen kaufen die Waren des Orients bei Juden. Juden Dinge des täglichen Bedarfs bei Christen. In jüdischen Haushalten arbeiten christliche Diener, jüdische Ärzte kurieren Christen, und auf den Straßen gehören Juden zum alltäglichen Bild – zumindest in den drei Bischofsstädten Mainz, Speyer und Worms.

Doch sind sie praktisch rechtlos jeder fürstlichen Willkür ausgesetzt. So ordnet

König Heinrich II. im Jahre 1012 an, diejenigen Mainzer Aschkenasim zu vertreiben, die sich nicht taufen lassen wollen. Heinrichs Gründe sind nicht überliefert – möglicherweise aber bestraft er die ganze jüdische Gemeinde, weil ein Priester namens Wezelin zum Judentum konvertiert ist.

Den Vertriebenen wird zwar bald die Rückkehr gestattet. Aber manche Mitglieder der jüdischen Gemeinde haben sich dem massiven Druck des Monarchen gefügt und die Taufe auf sich genommen. Darunter sogar ein Sohn von Rabbi Gerschom ben Jehuda.

Solche Akte der Willkür führen den Juden eindringlich vor Augen, dass sie einer kleinen und nur geduldeten Minderheit angehören, der gelegentlich offener Hass entgegenschlägt. Woher rührt dieser Hass? Und was befeuert ihn?

Ist es die christliche Vulgärpropaganda, die behauptet, die Juden – alle Juden – seien die Mörder Gottes? Oder mehr die beharrliche Weigerung der Juden, Jesus Christus als Messias und Gottes Sohn anzuerkennen? Ist es ihre unerschütterliche Gewissheit, das von Gott auserwählte Volk zu sein? Die Tatsache, dass sie in manchen ihrer polemischen Schriften Christus als „gehängten Bastard“ bezeichnen, die Kirche als „Haus der Unreinheit“ und die Taufe als „Beschmutzung“? Oder einfach der Umstand, dass viele von ihnen reicher sind als die meisten der Christen und auch gebildeter?

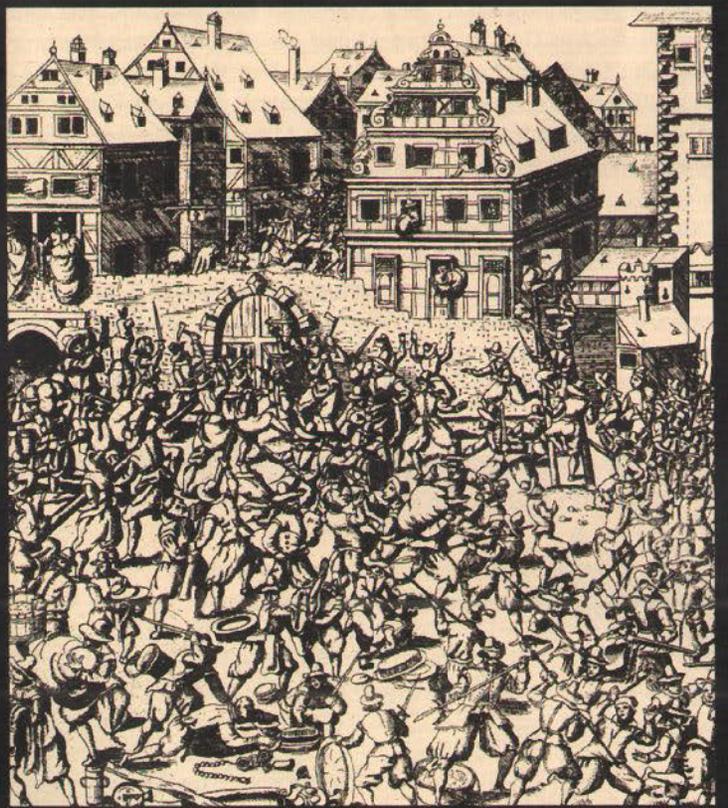
All dies mag den Hass mancher Christen zwar entzünden – doch wie ein Sturm das Feuer facht den Hass vermutlich vor allem die Tatsache an, dass die Juden in der geschlossenen Welt der Christen das Fremde schlechthin verkörpern. Das Unbekannte. Das Bedrohliche.

DIE JUDEN BETEN angeblich zu einem anderen Gott als die Christen, einem älteren Gott, dessen Namen sie niemals aussprechen. Sie haben eine andere Zeitrechnung und leben bereits am Ende ihres fünften Jahrtausends. Ihr Jahr, das im Herbst beginnt, berechnen sie nach den Mondphasen und dem Lauf der Sonne zugleich. Und ihre Monate tragen archaische babylonische Namen wie Tischri, Siwan, Kislew oder Tammuz.

Sie feiern auch andere Feste als die Christen. Jom Kippur, Sukkot, Chanukka, Passa. Unbeirrbar heiligen sie den Sabbat und nicht den Sonntag. Sie meiden vielerlei Nahrung der Christen, schächten ihr Schlachtvieh und trennen ihre Küche nach Milch und Fleisch. Sie schreiben auch in einer anderen Schrift – und das von rechts nach links.

Wahrscheinlich empfinden im 11. Jahrhundert selbst gebildete Christen die Juden nicht zuletzt deshalb als fremd und als bedrohlich, weil sich deren Religion, ihr Geist und ihre Ideen in Zeichen äußern, welche die Christen nicht zu entziffern vermögen.

Die Juden werden zunächst wohl gelegentlich verspottet, verlästert und verleumdet: Sie stinken angeblich, sind, so



Ein schwer bewaffneter Mob verwüstet am 23. August 1614 die Judengasse in Frankfurt am Main. Doch die blutige Tradition der Juden-Pogrome beginnt in Deutschland schon weit mehr als 500 Jahre früher, zur Zeit der Kreuzzüge



Die Texte in der »Passa-Haggada« werden am Vorabend dieses Festes der ungesäuerten Brote in der Familie gelesen und gesungen. Das spanische Exemplar aus dem 14. Jahrhundert zeigt Posaunen-

bläser, Musikanten spielen auf – dem fröhlichen Anlass der Feier angemessen, die an die Befreiung aus der ägyptischen Knechtschaft erinnert. Die in Zeiten der Bedrängnis aber auch Hoffnung gibt

erzählt man, falsch, treulos, hässlich, verschlagen, hinterhältig oder geldgierig.

Vielleicht raunen sich manche Christen im 11. Jahrhundert auch schon zu, dass die Juden ihre Brunnen vergiften würden. (Andere Schauerfabeln, dass etwa die Juden Christenkinder schächten würden, um ihr Blut für barbarische Riten zu verwenden, und dass sie Hostien schänden, werden dagegen erst in den folgenden Jahrhunderten erfunden.)

So leben die Juden von Mainz als Fremde im Rhythmus ihrer religiösen Feste. An Rosch ha-Schana, dem ersten Tag des neuen Jahres, blasen sie das Schofar, das aus dem Horn eines Widders gefertigt wird. Am Abend vor Jom Kippur, dem heiligsten aller Feiertage, stimmen sie das aramäische Gebet „Kol Nidre“ an, mit dem der Tag der Sühne und der Versöhnung beginnt; an Jom Kippur selbst fasten sie. An Sukkot, dem jüdischen Fest der Laubhütten, schütteln sie im Gottesdienst Zitrusfrüchte, Palmwedel und Zweige von Myrthen und Weiden. An Chanukka, den acht Tagen der Tempellichter, zünden sie Kerzen an: eine am ersten, zwei am zweiten – acht am letzten Tag. Und an Passa, das an den Auszug der Kinder Israels aus Ägypten erinnern soll und an das Ende der Knechtschaft unter Pharao, verzehren sie ungesäuertes Brot.

Ausdauernd und an allen Tagen beten sie. Sie beten am Morgen. Sie beten am Nachmittag. Sie beten am Abend. Und die „Amida“, die aus 18 Lobpreisungen und

Bitten besteht, sprechen sie stehend und in Richtung Jerusalem. Denn dort erhebt sich mitten in der Stadt Har ha-Bajit. Der Berg des Gotteshauses.

Der Tempelberg ist der zentrale Ort der jüdischen Erinnerung. Deshalb sehnen sich auch die Juden von Mainz nach Jerusalem, dem Symbol ihrer heilvollen Vergangenheit und zukünftigen Erlösung.

Ausgerechnet im fernen Jerusalem spielen sich im 11. Jahrhundert dramatische Ereignisse ab. Mit katastrophalen

berücksichtigen. Denn nur so kann er die Risiken für sein Leben und für seine Unternehmungen abwägen. Und Großkaufleute sowie deren Gehilfen haben den Mainzer Juden mit Sicherheit von den politischen Verhältnissen und brisanten Vorfällen im Orient berichtet.

DENN IM SEPTEMBER des Jahres 1009 ereignet sich in Jerusalem Ungeheuerliches: Die Grabeskirche wird auf Befehl des Kalifen al-Hakim geplündert und

Die Juden leben seit Generationen am Rhein und bleiben in Deutschland doch **Fremde**

Folgen für die Juden von Aschkenas. Aber was wissen zum Beispiel die Juden in Mainz von den Vorgängen im Orient? Von den Kämpfen? Den Ketzereien?

Die jüdischen Kaufleute im Fernhandel sind angewiesen auf zuverlässige Nachrichten aus aller Welt. Auf aktuelle Botschaften über bedeutsame Vorfälle und neue Entwicklungen. Und auf politische Analysen, überbracht von Boten, ankommenden Reisenden, Verwandten, Geschäftspartnern. Er muss wissen: Welche Pfade, Bergpässe, Furten, Seewege sind sicher? Wo lauern Diebe, Wegelagerer, Marodeure oder Piraten? Wo toben Kriege? Und welcher König, welcher Stammesfürst ist den Juden gewogen?

All das muss ein Händler auf den Routen der Seiden- und der Weihrauchstraße

mitsamt dem Felsengrab Christi zerstört. Al-Hakim, ein strenggläubiger Muslim, residiert in Kairo und stammt aus der schiitischen Dynastie der Fatimiden, die nicht nur am Nil herrschen, sondern auch in Palästina und in Syrien.

Der Kalif hat den Christen in seinem Reich alle öffentlichen Prozessionen und das öffentliche Begehen ihrer religiösen Feste untersagt und ihnen das Läuten von Glocken und das Zeigen von Kreuzen verboten. Darüber hinaus sollen die Christen von nun an besondere Gürtel tragen und schwarze Turbane oder Kopftücher, damit man sie jederzeit erkenne unter den Muslimen. Und bereits im Jahr zuvor hat der Kalif damit begonnen, Kirchen, Klöster und auch Synagogen zu zerstören und zu plündern (denn er



Wie in vielen deutschen Städten des 11. Jahrhunderts leben die Juden von Worms lange in friedlicher Nachbarschaft mit den Christen. Seit 1034 steht hier eine Synagoge, Herz und Symbol einer großen Gemeinde (kolorierter Kupferstich um 1600)

benötigt Geld – vor allem, um seine Armee zu bezahlen, aber auch um zerfallene Moscheen wiederaufzubauen). Schon damit beging al-Hakim Unrecht.

Weshalb provoziert der Kalif jetzt auf diese unerhörte Weise die Christen? Die lateinischen in Rom ebenso wie die griechischen zu Byzanz und die koptischen in seinem eigenen Reich.

Historiker haben auf diese Frage bis heute keine befriedigende Antwort gefunden. Lange Zeit galt ihnen al-Hakim als „verrückter Kalif“. Für muslimische Chronisten ist er ein Ketzler. Denn in Kairo entsteht eine Sekte, die in al-Hakim eine Inkarnation Gottes sieht (sie existiert noch heute, vor allem im Libanon: Es sind die Drusen). Christliche Autoren beschreiben ihn als fürchterlichen Tyrannen und bösartigen Verfolger.

Andererseits sind unter den höchsten Beamten seines Hofstaates manche Christen – etwa sein Kanzleichef (der das Dekret zur Zerstörung der Grabeskirche ausgefertigt hat). Zudem stellt der Kalif die Plünderung von Gotteshäusern bald wieder ein und gibt geraubtes Kirchengut an die Gemeinden zurück.

Aber die Demütigung durch die Muslime sitzt tief im Bewusstsein der Christen. Und die Nachricht über die Zerstörung ihrer heiligsten Kirche gelangt mit heimkehrenden Pilgern aus Jerusalem und durch jüdische Fernkaufleute zu den Christen am Rhein. Zweifellos ausgeschmückt mit Gräueltatsgeschichten.

Zudem stoßen um diese Zeit arabische Stämme entlang der Südküste des Mittelmeers vehement nach Westen vor. Dabei arabisieren sie Nordafrika. Das Kreuz muss dem Halbmond weichen, die lateinischen Dialekte der Christen der Sprache des Propheten. Von den um das Jahr 1000 bezeugten 47 nordafrikanischen Bistümern sind um die Mitte des 11. Jahrhunderts nur noch fünf geblieben.

Etwa gleichzeitig mit der arabischen Expansion am Südrand des Mittelmeers erhebt sich auch im Osten ein gewaltiger Sturm. Kriegerische Nomaden stürmen in Richtung Kleinasien heran: Türken, angeführt von der Sippe der Seldschuken. Die Turkvölker haben bereits ganz Zentral-



Der »More Nevuachim« (»Führer der Unschlüssigen«) gehört zu den Hauptwerken des jüdischen Religionsphilosophen Moses Maimonides (1135–1204). Bei der Deutung der jüdischen Tradition beruft sich Maimonides auf den antiken Denker Aristoteles, der auch von christlichen Gelehrten geschätzt wird – und steht trotzdem in der Kritik der Kirche

asien erobert und in den 30er Jahren des 11. Jahrhunderts auch den Osten Persiens.

Unaufhaltsam drängen die Türken nach Westen vor. Im August 1071 besiegt das Heer der Türken die Truppen des byzantinischen Kaisers. Nun ist das christlich-orthodoxe Kleinasien offen für die türkische Eroberung. Und 1077 erobern die Seldschuken Jerusalem.

Die lateinischen Christen sind nicht unmittelbar gefährdet durch die Kriege und Machtkämpfe im Orient. Aber die Gerüchte und Nachrichten über die niedergerissene Grabeskirche, über drangsalierete Glaubensbrüder und den Ansturm von Türken und Arabern erzeugen in Europa ein Gefühl der kollektiven Bedrohung. Der Ohnmacht und der Verwundbarkeit.

DIE PSYCHOLOGISCHE WIRKUNG dieser Empfindung muss gewaltig sein. Und das veränderte Christusbild, das im Verlauf des 11. Jahrhunderts in Europa entsteht, spiegelt dies eindringlich. Denn jetzt rückt unter den römischen Christen der Mensch gewordene Gottessohn in den Vordergrund. Der von den Heiden Verfolgte, der Gemarterte, der Gekreuzigte.

Für das Martyrium und den Tod Christi aber werden nun radikaler als jemals zuvor die Juden verantwortlich gemacht.

So entsteht – aus Angst vor den Muslimen und aus Hass auf die Juden – die Idee der Kreuzzüge. Urban II., dessen Pontifikat 1088 beginnt, ist ihr Mentor.

Für den Papst, der aus dem französischen Châtillon-sur-Marne stammt, ist der Kreuzzug nach Jerusalem und zur Befreiung der heiligsten Stätten des Christentums ein Heiliger Krieg. Und diese Vorstellung trägt er unter die lateinischen Christen. In den Gottesdiensten werden nun verstärkt Ritter, die das Christentum gegen die Ungläubigen verteidigen sollen, einbezogen in die Gebete. Schwerer werden geweiht.

Doch wie nehmen die Juden im Reich die Ereignisse im Orient wahr? Spüren sie den zunehmenden Judenhass der Christen, die religiösen Spannungen, die Kriegsstimmung? Fühlen sie sich besonders bedroht?

Den wachsenden Hass ihrer Nachbarn bemerken sie wohl. Viel bedrückender für sie sind wahrscheinlich aber die Nachrichten aus Orléans und anderen französischen Städten, die sich jetzt mehren:

Dort werden Glaubensbrüder, welche die Taufe verweigerten, vom christlichen Pöbel bedrängt, vertrieben oder ermordet. Aber in akuter Gefahr wähnen sich die Juden am Rhein offenbar nicht. Jedenfalls ist nichts bekannt darüber.

Die jüdischen Kaufleute von Mainz gehen zwischen den Gebeten des Morgens und denen des Abends weiterhin ihrem Handel und ihren Kreditgeschäften nach. Die Studenten der Jeschiwa vertiefen sich in die Lehren der alten rabbinischen Schule Palästinas – und in den Babylonischen Talmud, diesen gewaltigen Korpus aus Lehren und Kontroversen, der die Tora erklärt und kommentiert.

Die Gelehrten verfassen ihre „Takkanot“ – Anweisungen, welche die Gemeinden als Gesetze anerkennen – und widmen sich alltäglichen Problemen: der Stellung kinderloser Witwen etwa, dem Scheidungsrecht, der Synagogenordnung, der Zulässigkeit bestimmter Haar- und Bartmoden oder den Geboten der rituellen Reinheit. Häufig fallen ihre Tak-

kanot wohl sehr streng aus. Denn die rabbinische Hochschule von Mainz ist eine der konservativsten Europas.

Am Sabbat jedoch ruhen die Juden. Und das von ihrem Gott bestimmte Verbot der Arbeit legen sie so umfassend aus, dass sie am Sabbat noch nicht einmal kochen oder ein Feuer entzünden. In der Synagoge, wo Männer und Frauen in getrennten Räumen sitzen, psalmodieren sie Verse der Tora und danken Gott für seine Gnade.

So leben die Juden zu Mainz ihr alltägliches Leben. Bis 1084. In diesem Jahr schlägt der Hass der getauften Mainzer wohl erstmals in offene Gewalt gegen ihre jüdischen Nachbarn um: Nach einer Feuersbrunst im Wohnviertel der Aschkenasim werden viele Opfer des Brandes bedrängt und geschlagen, sodass sie aus ihrer Vaterstadt fliehen müssen.

IM MÄRZ 1095 wird im italienischen Piacenza ein Kirchenkonzil einberufen. Es geht unter anderem um die Priesterehe und den Handel mit kirchlichen Ämtern. Doch ganz im Vordergrund steht ein anderes, ein politisches Ereignis: Eine Gesandtschaft aus Byzanz ist eingetroffen,

um im Namen des Kaisers Alexios I. Komnenos um Waffenhilfe gegen die Türken zu bitten.

Urban II. nutzt die Gelegenheit. Denn dieser Ruf nach Hilfe ist der ideale Anlass, um seinen Heiligen Krieg zu beginnen, den Kreuzzug gegen den Islam. So hofft er, die heiligen Stätten in Jerusalem und Palästina zu erobern. Und dabei vielleicht sogar das geschwächte byzantinische Christentum, das sich im Schisma vom lateinischen getrennt hat, zur Unterwerfung unter Rom zu zwingen.

Um der westlichen Christenheit die heilige Notwendigkeit des Kreuzzugs begreiflich zu machen, lädt Urban für den 18. November 1095 zu einem weiteren Konzil ein. Nach Clermont.

Am 27. November 1095 ruft der Papst dort am Ende des Konzils auf freiem Feld vor Bischöfen, Äbten und Adeligen sowie einer großen Menge einfachen Volkes zum Heidenkrieg auf. „Mit höchlichst beredtem Munde“, wie ein zeitgenössischer Chronist vermerkt. Und um „das göttliche Geheiß zu enthüllen“. Denn in Wahrheit, so behauptet der Papst, „ist es Christus, der befiehlt“. Den Heiligen Krieg. Den Kreuzzug.

Gott will es!

Als Belohnung stellt der Papst jenen, die im Krieg gegen die Muslime ihr Leben lassen sollten, die Vergebung ihrer Sünden in Aussicht. Außerdem verspricht er reiche Beute. Und auch das Gesindel vergisst er nicht einzuladen zu dem Kreuzzug. „Mögen denn alle, die früher nur Räuber waren, nun Christi Soldaten werden.“ Der Beginn des Kreuzzugs wird auf den 15. August 1096 festgesetzt. Den Tag von Mariä Himmelfahrt.

Urbans Rede löst einen beispiellosen Massenwahn aus. Nach dem Konzil durchziehen vor allem in Frankreich Hetzprediger die Lande – Missionare des Hasses. Der erfolgreichste von ihnen ist Peter von Amiens, genannt der Eremit, der auf einem Esel reitet und von Marktplatz zu Marktplatz zieht, um die Christen aufzuwiegeln zum Kampf gegen die Heiden. Ihm zur Seite stehen bald wilde Heerführer wie etwa Walter „Sans-Avoir“ („der Habenichtsa“).



Ist der christliche Mob erst einmal entfesselt, droht den Juden, wie etwa in Köln im 15. Jahrhundert, oft der Flammentod. Nur selten kann die Obrigkeit Lynchmorde verhindern

ספר ספרים ספרים ספרים



Schon früh werden die Kinder in den Vorschriften von Tora und Talmud unterwiesen – von Lehrern, die manchmal auch die Peitsche schwingen. Nur wenige Quellen, wie diese in Frankreich geschaf-

fene Buchmalerei aus dem 14. Jahrhundert, überliefern solche Bräuche: Denn die Christen verbrennen viele jüdische Bücher. Allein in Paris sind es zwischen 1242 und 1248 rund 20 000 Bände

Im Dezember 1095 treffen am Rhein abermals beunruhigende Nachrichten aus den jüdischen Gemeinden in Frankreich ein. Riesige Volkshorden, heißt es, hätten sich im Land versammelt, um gen Jerusalem zu ziehen. Und diese würden Juden bedrängen und berauben. Das beutegierige Gesindel wolle sich bald auf den Weg an den Rhein machen.

Man werde fasten für die gefährdeten Gemeinden, antworten die Mainzer Juden auf die Warnungen ihrer französischen Glaubensbrüder. „Aber für uns selbst“, ergänzen sie, „gibt es keinen Anlass zu irgendeiner Befürchtung.“

Sorglos bleiben die Juden zu Mainz bis Anfang des Jahres 1096. Erst die Drohungen hoher Herren, so des Herzogs von Niederlothringen und Grafen der Boulogne, Gottfried von Bouillon, der an den Juden das Blut Christi rächen und sie alle erschlagen will, rütteln auch die Mainzer wach.

Jetzt schickt Kalonymos bar Meschulam, der Vorsteher der Mainzer Gemeinde, einen Boten zu Heinrich IV. nach Italien und verweist auf das Schutzversprechen des Kaisers für die Juden. Und der Regent enttäuscht den Rabbiner nicht. Er fordert alle Fürsten schriftlich auf, die Juden zu schonen und zu schützen.

Doch gegen die Horden aus Räubern, Verhetzten, Plünderern und Judenhasern, die nun auch in Deutschland allorts zusammenlaufen, nutzt ein Dekret des Königs wenig. Und diese Streiter

Christi warten auch nicht bis zum allgemeinen Aufbruch der Kreuzritter am 15. August 1096. Sie machen sich bereits im April auf den Weg.

AM 15. NISAN 4856, dem 10. April 1096, feiern die Mainzer Juden das Passafest. Nach den Vorschriften der Tora haben sie jegliches *chamez* – alle gesäuerten Lebensmittel – aus ihren Häusern zu entfernen und sie am Tag vor Passa zu einem symbolischen Preis an ihre nicht-jüdischen Nachbarn zu verkaufen oder zu verbrennen. Acht Tage dauert das Fest in der Diaspora.

Kurz vor dieser Zeit, in die auch das Osterfest der Christen fällt, brechen die ersten Kreuzfahrerhaufen in Frankreich auf. Bewaffnet mit Stöcken und Sichel.

Am 10. April, dem Beginn des Passafests, zieht Peter von Amiens mit großem Gefolge in Trier ein. Wie schon zuvor in Metz und anderen Orten erpressen die Christen Geld und Lebensmittel von der jüdischen Gemeinde. Und wie überall auf ihrem Weg schließen sich ihnen wohl auch hier Bettler, Tagelöhner und vielleicht sogar Handwerksgesellen an. Es sind schon weit mehr als 10 000: arm, ungebildet, abergläubisch die meisten, verhetzt, brutal und blindwütig viele.

Und dann, am 3. Mai 1096, steht ein Heer dieser selbst ernennten Kreuzfahrer vor Speyer. Ihr Anführer ist wahrscheinlich Vicomte Wilhelm von Méln. Sie wollen zwar nach Jerusalem. Aber Paläs-

tina ist weit. Und der Weg in die Heilige Stadt, wo sie den Muslimen das Grab Jesu entreißen wollen, noch lang und beschwerlich.

„Als sie nun auf ihrem Zug durch die Städte kamen, in denen Juden wohnen“, schreibt Salomo bar Simeon aus Mainz über diese Kreuzfahrer, „sprachen sie: ‚Sehet, wir ziehen den weiten Weg, um die Grabstätte aufzusuchen und uns an den Ismaeliten zu rächen. Und siehe, hier wohnen unter uns die Juden, deren Väter Christus unverschuldet umgebracht und gekreuzigt haben! So lasset zuerst an ihnen uns Rache nehmen und sie austilgen unter den Völkern, dass der Name Israel nicht mehr erwähnt werde. Oder sie sollen unseresgleichen werden und zu unserem Glauben sich bekennen.“

Salomo bar Simeon, ein jüdischer Chronist, verfasst seinen Bericht im Jahr 1140. Wahrscheinlich hat er mehrere schriftliche Quellen von Zeitzeugen, die er chronologisch ordnet und durch mündliche Überlieferungen ergänzt.

„Am Sabbat, den 8. Ijjar“, fährt Salomo bar Simeon fort in seiner Chronik, „überfielen die Feinde die Gemeinde Speyer und erschlugen elf heilige Personen. Diese waren die Ersten, die ihren Schöpfer heiligten, da sie sich nicht taufen lassen wollten. Die Übrigen wurden, ohne ihren Glauben wechseln zu müssen, von dem Bischof gerettet.“

Tatsächlich ordnet Bischof Johann I. von Speyer am 3. Mai die Verteidigung



Im Mainz des frühen 11. Jahrhunderts sind etwa zehn Prozent der Stadtbevölkerung Juden, 600 bis 700 Menschen. Die älteste und reichste mittelalterliche jüdische Gemeinde Deutschlands ist dennoch nicht vor der Verfolgung sicher (Stadtansicht um 1630)



Mit einem Knüttel schlägt auf dieser Illustration aus dem 14. Jahrhundert ein Bürger auf drei Männer ein; sie tragen auf die Kleidung genähte weiße Flicken, die sie als Juden kennzeichnen. Das Laterankonzil von 1215 hat solche Flicken für Juden vorgeschrieben. Seither ist es ihnen auch verboten, mit Christen an einem Tisch zu essen

der jüdischen Gemeinde seiner Stadt an. Wohl deshalb sind nur elf Opfer zu beklagen. Doch der Bischof will für seine Hilfe bezahlt werden: mit jüdischem Geld. Die Kreuzfahrer ziehen weiter den Rhein entlang. Nach Norden – obwohl der Weg nach Jerusalem in die entgegengesetzte Richtung führt.

Unter den Toten von Speyer, berichtet Salomo bar Simeon, sei auch eine Frau gewesen, „die sich zur Heiligung des göttlichen Namens selbst schlachtete“.

„Kiddusch ha-Schem“ nennen die Juden die Heiligung des göttlichen Namens. Und nach ihrer Tradition muss sich ein strenggläubiger Jude, der vor die Wahl Tod oder Taufe gestellt ist, von seinen Bedrängern töten lassen. Die Selbsttötung dieser Frau aber ist weit mehr, als der Glaube vorschreibt. Doch viele werden ihrem Vorbild folgen.

So sterben unzählige Juden des Mittelalters ganz ähnlich wie die frühen Märtyrer der Christen.

Es gibt aber auch andere als religiöse Gründe, weshalb sich so viele Juden der Taufe verweigern. Denn was ist ein getaufter Jude? Doch nichts anderes als ein von allen verachteter Christ ohne Gemeinde, ohne Broterwerb und auch ohne Familie. Und für die Christen bleibt er immer ein halber, beargwöhnter Jude.

Am Sonntag, dem 18. Mai, stürmen die Kreuzfahrerhorden das jüdische Viertel zu Worms. Es ist der 23. Ijjar des jüdischen Kalenders, und die Gemeinde hat sich in zwei Lager geteilt. „Die einen waren in ihren Häusern geblieben“, schreibt Salomo bar Simeon. „Die anderen waren zum Bischof geflüchtet.“

Bischof Albrand von Worms gewährt jenen Juden, die ihn um Hilfe bitten, Asyl in seinem Palast. Die Gemeinde außerhalb der Mauern aber wird sogleich von

Im Kreuzzug überschreiten viele Christen die Grenze vom heimlichen **Hass** zur offenen Gewalt

den Kreuzfahrern angegriffen. Denn die meisten der Juden verweigern die Taufe. Kiddusch ha-Schem. Sie werden erstochen, zerhackt, zu Tode geprügelt oder sterben durch eigene Hand. Danach rauf sich der Mob der Kreuzfahrer vermutlich mit dem Pöbel von Worms um die Beute: die Häuser der Juden, in denen sie wohl nichts als gewaltige Schatullen sehen. Schatztruhen, angefüllt mit Handelsware.

Eine Woche währt das Asyl der Kirche. Dann stürmt der Pöbel den Palast. Taufe oder Tod heißt jetzt auch für die Schützlinge des Bischofs die Alternative. Und wieder wählen die meisten Kiddusch ha-Schem.

„Die Feinde zogen sie aus und schleiften und warfen sie umher“, schreibt Salomo bar Simeon. „Sie ließen keinen von

ihnen übrig, außer einigen, die sie zur Taufe gezwungen hatten. Bei 800 betrug die Zahl der Erschlagenen. Sie alle wurden nackt zu Grabe gebracht.“

NUR EIN KURZES STÜCK FLUSS und kaum 50 Kilometer trennen Worms von Mainz. Die Kunde vom Blutbad unter den Wormser Juden gelangt vermutlich rasch nach Norden, wo bereits seit Tagen die judenfeindliche Stimmung wächst.

Erzbischof Ruthard II. herrscht über die Stadt, in deren Mitte die größte, angesehenste und reichste Judengemeinde des Rheinlandes und möglicherweise der gesamten aschenasischen Welt liegt. Mehr als 1000 jüdische Männer, Frauen, Kinder leben in Mainz.

Schockiert von der Nachricht über den Massenmord und gewiss auch erfüllt mit Todesangst, versammelt sich der Rat der Gemeinde zu einer Krisensitzung.

Was ist nun zu tun? Welchen Wert hat der Schutzbrief des Königs, der in Italien weilt? Schließlich treffen die Männer des Rates eine Entscheidung. Und hoffen möglicherweise auf ein Wunder. So wie es sich in Speyer ereignet hat.

„Diese kamen nun überein“, berichtet Salomo bar Simeon, „ein Lösegeld für ihr Leben zu zahlen. Ihr Vermögen hinzugeben, um damit die Fürsten, Statthalter, Bischöfe, Grafen zu bestechen.“

Eine große Summe bezahlen die Mainzer Juden dem Bischof. Dafür nimmt er sie und ihre bewegliche Habe in seine Residenz beim Dom auf. Die jüdischen Männer haben sich bewaffnet. Denn die Truppe des Bischofs ist klein und das Vertrauen, das die Juden in die christlichen Soldaten setzen, vermutlich auch.

„Es war am Neumondstag des Monats Siwan“, fährt Salomo bar Simeon fort, „da kam der Graf Emicho, der Feind aller Juden – mögen seine Gebeine in einer eisernen Mühle zermalt werden –, mit einem großen Heere und lagerte nebst dem Pöbel außerhalb der Stadt in Zelten.

Denn die Tore der Stadt waren vor ihm verschlossen.“

Am 25. Mai 1096 vereinigen sich vor Mainz die Horden des Vicomte Wilhelm von Mélnun mit den Leuten des Grafen Emicho – eines Adelligen, der wahrscheinlich in der Nähe der Bischofsstadt ansässig ist. Und sie sind im Fieber des Massenwahns, erregt von der Aussicht auf den freigegebenen Mord und auf die Beute. Zwei Tage lagern sie vor Mainz.

„Es war am dritten Tag im Siwan. Um die Mittagszeit, da kam Emicho, der Bösewicht und Judenfeind, mit seinem ganzen Heer vor das Tor. Und die Städter öffneten ihm das Tor. Da sprachen die Feinde des Ewigen: ‚Sehet, sie haben uns das Tor geöffnet. Jetzt lasset uns das Blut des Gekreuzigten rächen!‘“

Nicht einmal die geistlichen Würdenträger der Christenheit können die Juden schützen

Der 3. Siwan fällt in diesem Jahr auf den 27. Mai. Wer den Befehl gibt, die Stadttore schließlich zu öffnen, ist nicht bekannt. Aber mutmaßlich wird er gegen den Willen des Erzbischofs erteilt. Männer mit Stöcken, Sicheln, Spieß und Schwertern stürmen die Stadt.

Die jüdische Gemeinde von Mainz sitzt in der Falle. Mehr als 1000 Männer, Frauen, Kinder.

„Als die Söhne des heiligen Bundes jenes Heer so unzählig wie der Sand am Ufer des Meeres sahen, blieben sie dennoch ihrem Schöpfer getreu. Sie legten Panzer an und umgürteten sich mit Kriegswaffen. Rabbi Kalonymos bar Meschullam stand an der Spitze.“

Und so verteidigen die Mainzer Juden die Eingangstore der Bischofsresidenz.

„Aber unsere Sünden verursachten, dass die Feinde siegten und die Tore einnahmen. Die Leute des Bischofs flohen zuerst. Auch der Bischof selbst floh aus seiner Kirche, denn auch ihn wollten sie töten. Die Feinde drangen in den Hof. Und es war ein Tag der Dunkelheit. Mögen Finsternis und Todesschatten ihn ablösen. Möge Gott in der Höhe nicht nach ihm fragen.“

Die jüdischen Männer kämpfen, ihre Frauen und Kinder im Rücken. Doch angesichts der erdrückenden Übermacht ist ihre Lage aussichtslos. Die einen werden niedergemetzelt, und die anderen töten sich selbst.

„Der Vater wurde geschlachtet von seinem Sohne, der Bruder von seiner Schwester, die Frau von ihrer Tochter, der Nachbar von seinem Nachbarn, der Bräutigam von seiner Braut. Einer schlachtete, der andere wurde geschlachtet, bis Blut zu Blut zusammenfloss und sich vermischte das Blut der Männer mit dem der Frauen.“

Am 3. Siwan 4856 wird die jüdische Gemeinde zu Mainz nahezu vollständig ausgelöscht. Zwei Tage später zündet ein zwangsgetaufter Überlebender des

Mainzer Blutbades erst sein Haus, dann die Synagoge und schließlich sich selbst an. Kiddusch ha-Schem. Bald brennt es überall im jüdischen Viertel.

In diesem Jahr morden die Streiter Christi die Juden in vielen weiteren Städten – so in Köln, Neuss und Xanten, in Regensburg und Prag. Und auch in Trier. Dort stellen aus Lothringen nachrückende Kreuzfahrer Juden vor die Wahl: Taufe oder Tod.

WÄHRENDEDESSEN IST Walter, der Habernichts, bereits in Byzanz eingetroffen. Ende Juli stößt Peter von Amiens mit seiner Schar hinzu. Allein auf Emicho warten die beiden Anführer vergeblich. Dessen plündernder Haufen ist schon an der Donau von Truppen des ungarischen Königs aufgerieben worden. Aber auch Peters und Walters Gefolgsleute werden Jerusalem nicht sehen: Ein türkisches Heer schlägt sie am 21. Oktober 1096 in Kleinasien, nahe der Stadt Civetot.

Damit ist der Kreuzzug des Pöbels beendet – zwei Monate nachdem die Kreuzritter des Papstes in Frankreich aufgebrochen sind. Wahrscheinlich hat der Pöbel auf seinem Zug 5000 Juden ermordet, 3000 allein im Rheinland.

Drei Jahre später, im Sommer des Jahres 1099, erobern christliche Ritter Jerusalem und richten dort das wohl

schwerste Massaker des Mittelalters an: 70000 Menschen metzeln sie nieder – Juden wie Muslime, Männer, Frauen und Kinder. Dann proklamiert sich Gottfried von Bouillon zum Advocatus Sancti Sepulchri, zum „Beschützer des heiligen Grabes“. Er ist nun Herrscher über das Königreich Jerusalem und einige Lehen-territorien wie etwa die Herrschaft Tiberias am See Genezareth.

Doch immer wieder trotzen muslimische Kämpfer den Eindringlingen Teile der Ländereien ab. Und immer wieder schicken Päpste neue Kreuzzüge – der siebte und letzte scheitert 1282, nachdem Sultan Saladin schon 1187 Jerusalem zurückerobert hat.

DER AUFRUF von Papst Urban II. zum Überfall auf Jerusalem ist der Auftakt zu den antijüdischen Exzessen der folgenden Jahrhunderte. Zu wüsten Beschimpfungen in Pamphleten und Predigten. Zu Gesetzen, die den Juden etwa bestimmte Wohnorte und diskriminierende Kleidung aufzwingen. Zu den Massenmorden, die in deutschen und anderen Städten hysterische Mobs verüben, als ab 1348 die Pest durch Europa zieht und viele Menschen verzweifelt nach einem Sündenbock suchen. Und für die vollständige Vertreibung der Juden aus zwei Königreichen, 1290 aus England, 1492 aus Spanien.

Noch heute wird in der jüdischen Liturgie der Opfer dieser Bluttaten von Speyer, Worms und Mainz gedacht, die in die jüdischen Annalen als „Gezerot Tatnu“ („die Verfolgungen des Jahres 4856“) eingegangen sind. Als die Massaker des Jahres 1096.

Kaiser Heinrich IV., der im Jahr nach den Massakern aus Italien nach Deutschland heimreist, gestattet 1197 den zwangsgetauften Aschkenasim von Mainz und Worms immerhin die Rückkehr zum Glauben ihrer Väter. Und auch an anderen Orten – etwa in Regensburg – dürfen getaufte Juden unter dem Schutz des Kaisers nun wieder Gott den Herrn ehren.

Auf ihre Weise. □

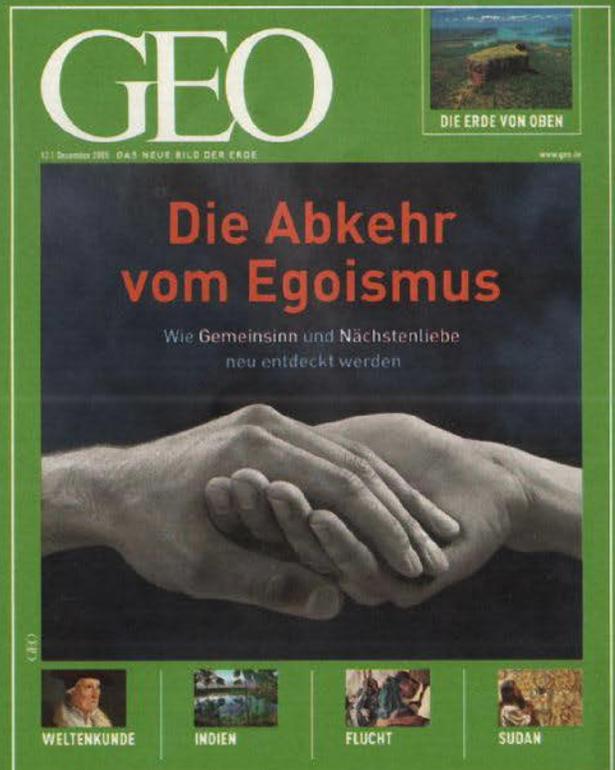
Mitarbeit: Olaf Mischer.

Jetzt im Handel



Macht mehr aus jedem Einzelnen: **Gemeinsinn.**

Ich-Gesellschaft, ade: Fünf Milliarden Arbeitsstunden widmen Menschen jährlich dem Wohl anderer – freiwillig, ehrenamtlich und selbstlos. Erfahren Sie alles über diese Art der Nächstenliebe und ihren ideellen und materiellen Wert. Jetzt im neuen GEO.



Nach dramatischer Irrfahrt landen 23 aus Brasilien geflohene Juden 1654 in Neu-Amsterdam, dem

Zuflucht in der Neuen Welt

VON ULRIKE MOSER

Die Neuankömmlinge sind nicht erwünscht. Nicht von den Kaufleuten, die sich in der holländischen Kolonie niedergelassen haben. Nicht von den Pastoren dort. Und nicht vom Generaldirektor der Kolonie. Denn die 23 Reisenden, deren Schiff an einem frühen Septembertag im Jahr 1654 in den Hafen einläuft, sind Flüchtlinge. Sie sind arm. Sie sind Juden. Neu-Amsterdam war nicht ihr Ziel. Nun aber ist es ihre letzte Hoffnung.

Es sind vier Männer, sechs Frauen und 13 Kinder. Nur von einigen sind die Namen überliefert. Zu ihnen gehört Asser Levy, der zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten der jüdischen Gemeinschaft in Nordamerika werden wird. Sie sind nicht die ersten Juden, die nach Nordamerika aufgebrochen sind. Ein paar jüdische Auswanderer haben sich

hier schon niedergelassen, Einzelgänger jedoch, die mit der Heimat auch ihren jüdischen Glauben hinter sich gelassen haben.

Nun aber ist zum ersten Mal eine Gruppe angekommen: Es sind überwiegend Sefardim, Träger jener jüdischen Kultur, die in Spanien und Portugal vor der Vertreibung der Jahre 1492 sowie 1497 blühte. Und sie wollen ihren Glauben bewahren.

Die Gruppe kommt aus der brasilianischen Provinz Pernambuco, die ursprünglich portugiesisch war, 1630 aber von der aufstrebenden Seemacht Holland erobert worden ist. Wie in den Niederlanden selbst hatten Juden auch in der nun holländischen Kolonie Religionsfreiheit.

Doch als Pernambuco Ende Januar 1654 von den Portugiesen zurückerobert wurde, war es mit der Toleranz vorbei. 16 Schiffe mit jüdischen Auswanderern stachen deshalb im Frühjahr 1654 von Brasilien aus Richtung Amsterdam in See. Der Segler mit den 23 Flüchtlingen kam dort jedoch nie an.

Über die Umstände ihrer dramatischen Reise existieren unterschiedliche Berichte. Unklar ist, ob ihr Schiff von spanischen Piraten überfallen wurde oder an einer karibischen Küste strandete. Vielleicht rettete ein französi-

sches Kriegsschiff die 23 Auswanderer aus der Hand von Seeräubern. Oder die Juden wurden von einer französischen Bark in einem karibischen Hafen aufgenommen.

Sicher ist nur, dass Asser Levy und seine 22 Schicksalsgefährten auf einem französischen Segler nach Neu-Amsterdam gelangten, obwohl sie gar nicht nach Nordamerika auswandern wollten.

Eine Vereinigung mehrerer Kaufleute hat 33 Jahre zuvor, 1621, von der Regierung der Sieben Vereinigten Niederlande das Handelsmonopol für einen riesigen Landstrich an der mittleren Atlantikküste übertragen bekommen: Neu-Niederland. Die Kolonie gehört seither de facto dieser mächtigen Handelsorganisation, der neu gegründeten Niederländischen Westindien-Kompanie.

Im Frühjahr 1624 haben sich erste Siedler auf einer schmalen Insel niedergelassen, die sie Manna-hata nannten. Dieses Indianerwort bedeutete nach Meinung der einen „Insel der Berge“, nach Auffassung anderer „Ort der großen Trunkenheit“. Die Siedlung an der Südspitze der Insel heißt Neu-Amsterdam.

Nun, 1654, ist aus der einst verwahrlosten Ortschaft, die auch viele Schmuggler, Prostituierte und Trinker angezogen hat, unter dem strengen Regiment des Gene-

raldirektors Petrus Stuyvesant eine gepflegte Gemeinde mit einem Kanal und einer Windmühle und an die 1500 Einwohnern geworden.

Durch die Förderung des Sklavenhandels hat Stuyvesant den Bürgern ein einträgliches Geschäft eröffnet. Und es kommen nicht nur Holländer in die Kolonie. 18 Sprachen hat ein Vertreter der Kompanie angeblich in den Straßen vernommen.

Entsprechend groß ist die religiöse Vielfalt: Calvinisten, Lutheraner, Mennoniten, Katholiken und sogar bekennende Atheisten bevölkern die junge Kolonie – sehr zum Missfallen von Stuyvesant und zum Ärger seines wichtigsten Ratgebers Johannes Megapolensis.

Der Pastor der calvinistischen Holländisch-Reformierten Kirche will den Zustand „babylonischer Verwirrung“ beenden und den Zustrom von andersgläubigen Ausländern stoppen: „Noch größere Verwirrung würde wohl entstehen, wenn sich auch noch die starrköpfigen und unbeweglichen Juden niederließen.“

Genau dies aber steht nun bevor. In einem Brief vom 22. September 1654 bedrängt Stuyvesant, auch er Calvinist durch und durch, die Direktoren der Handelsgesellschaft, die „widerwärtigen“ Juden zur Abreise zu bewegen. Ge-



Petrus Stuyvesant, Generaldirektor der Kolonie, gewährt den Neuankömmlingen nur widerwillig Bleiberecht

späteren New York. Hier legen sie den Grundstein für die heute größte jüdische Gemeinde der Welt



gen sie spreche neben ihrer Neigung zu „betrügerischem Handel“ vor allem eines: Sie haben kein Geld. „Aufgrund ihrer gegenwärtigen Mittellosigkeit könnten sie im kommenden Winter zur Belastung werden, und deshalb erachten wir es zum Wohl dieses schwachen und sich erst entwickelnden Ortes und des Landes im allgemeinen als nützlich, auf freundliche Weise von ihnen die Abreise zu verlangen.“

Die Antwort der Niederländischen Westindien-Kompanie vom 26. April 1655 ist für Stuyvesant eine große Enttäuschung. Mit Verweis auf die Verluste, die Juden in Brasilien erlitten, und „wegen der großen Summe Kapitals, die sie noch immer in Anteile an der Kompanie investiert haben“, heißt es in dem Brief: „Diese Leute mögen in Neu-Niederland reisen und Handel treiben und können dort leben und bleiben, solange die Armen unter ihnen weder der Kompanie noch der Gesell-

schaft zur Last fallen, sondern von ihrer eigenen Nation unterstützt werden.“ Die Handelsgesellschaft öffnet Neu-Amsterdam für Juden.

Doch ein Wohnrecht, das nur auf Duldung beruht, genügt ihnen nicht. Ende 1655 erbittet Asser Levy die Aufnahme in die Bürgerwehr. Obwohl sein Gesuch zunächst abgelehnt wird, gelingt es ihm später, aufgenommen zu werden, als wegen der häufigen Angriffe von Indianern immer mehr Verteidiger für die Stadt benötigt werden.

Ermutigt durch diesen Erfolg, beantragt er 1657 die Bürgerrechte – und hat Erfolg. Levy wird so zum wichtigsten Kämpfer für die Gleichberechtigung der Juden.

Noch aber gestattet der Generaldirektor den Neubürgern nicht, eine Synagoge zu errichten. Öffentliche Gottesdienste bleiben Juden während der Amtszeit Petrus Stuyvesants versagt – wie

Erst zwei Jahrhunderte nach den ersten Pionieren strömen jüdische Einwanderer in großer Zahl nach New York – später auch angezogen von Postkarten wie dieser von 1890, die den im Zarenreich verfolgten Glaubensbrüdern eine bessere Heimat am Hudson verspricht

allen Glaubensrichtungen außer der Holländisch-Reformierten Kirche der Calvinisten. Erst für das Jahr 1695 kann man heute die Existenz einer Synagoge bezeugen. Aber bereits 1656 dürfen die Juden einen Friedhof anlegen, das erste sichtbare Zeugnis ihrer Gemeinschaft.

Die neue Gemeinde bleibt trotz der errungenen Erfolge lange schwach: Viele jüdische Zuwanderer aus Holland kehren, von den wirtschaftlichen und religiösen Verhältnissen in der Kolonie enttäuscht, in die Heimat zurück. Auch von den 23 Flüchtlingen aus Brasilien sind einige weitergezogen.

Zwischen 1654 und 1664 zählt die jüdische Gemeinde von Neu-Amsterdam nie mehr als 50 Mitglieder. 1663 gibt sie gar die Tora-Rolle, eine Leihgabe der Amsterdamer Glaubensbrüder, zurück, da das Gemeindeleben nahezu erloschen ist.

Ein Jahr später aber erobern die Engländer Neu-Amsterdam und benennen es in New York um. Langsam wächst nun die jüdische Gemeinde wieder – unter anderem, weil die neuen Herren der Kolonie in religiösen Fragen weniger engstirnig sind als Stuyvesant. Asser Levy, der als Zwischenhändler von importierten Fertigwaren, als Pelzhändler, Geldverleiher, Schnapsverkäufer und als Be-

sitzer eines Schlachthaus am der heutigen Wall Street mittlerweile wohlhabend geworden ist, übernimmt 1671 als erster Jude in Amerika das hohe Amt eines Geschworenen.

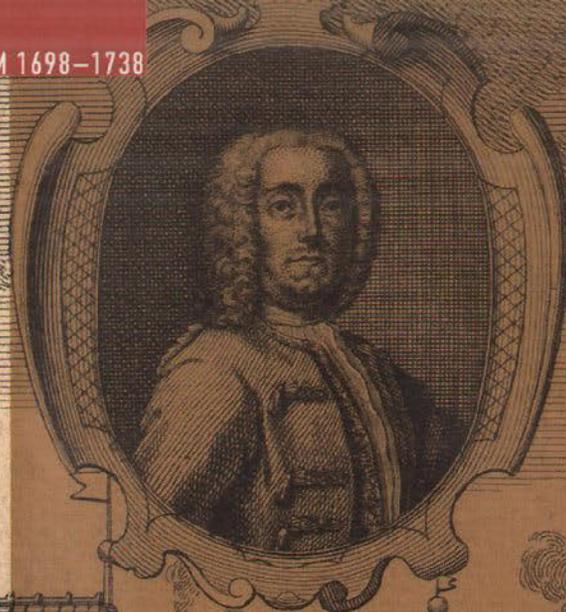
Im Jahr 1700 leben in den nordamerikanischen Kolonien etwa 250 Juden. Als die USA 1776 ihre Unabhängigkeit erklären, haben sie etwa 2000 jüdische Bürger. Diese in Amerika lebenden Juden wären wohl für immer eine kleine Minderheit geblieben, hätten nicht Erschütterungen in Europa immer neue Flüchtlingswellen ausgelöst.

In der Restaurationszeit im nachnapoleonischen Europa, nach der gescheiterten Revolution von 1848 in Deutschland, während der Pogrome im russischen Zarenreich in den 1880er und 1900er Jahren: Stets erscheint New York den bedrängten Juden Europas als rettender Hafen vor wirtschaftlicher Not, Verfolgung und Diskriminierung. Erst 1924 führen die USA eine strenge Quotenregelung ein, welche die Zahl der jüdischen Zuwanderer stark reduziert.

Heute leben 1,1 Millionen Juden in New York – mehr als in jeder anderen Stadt der Welt. Und zwei Blocks der Avenue A in Manhattan tragen den Namen Asser Levy Place. □

Ulrike Moser, 35, hat Geschichte studiert und arbeitet als freie Journalistin in Berlin.

JOSEPH SÜSS OPPENHEIMER, UM 1698–1738



Niemand versorgt Herzog Karl Alexander von Württemberg so verlässlich mit Geld wie Joseph Süß Oppenheimer. Auf diese Weise wird der Kaufmann zu einem der einflussreichsten Männer des Landes – ausgezeichnet mit Privilegien, von denen die meisten der weitgehend rechtlosen Juden in Deutschland nicht einmal träumen. Doch der Aufsteiger fällt tief: Nach dem Tod des Herzogs wird »Jud Süß« von mächtigen Feinden angeklagt. Oppenheimer, obwohl geschwächt und ausgezehrt, verteidigt sich brillant, kämpft gegen das drohende Todesurteil. Selbst noch am 4. Februar 1738, als er zum Stuttgarter Richtplatz gebracht wird, wehrt er sich verzweifelt

Der Bankier

Grenadiere geleiten
Joseph Süß (im Wagen
sitzend) zum Galgen.
Das Bildnis oben links
zeigt ihn auf dem Höhe-
punkt seiner Macht,
rechts ist er als Todes-
kandidat porträtiert
(Kupferstich von Jakob
Gottlieb Thelot, 1738)

des Fürsten

Es ist der 12. März 1737, und im Herzogtum Württemberg kommt es, so empfinden es viele Bürger, zu unheilvollen Vorzeichen. Es regnet, hagelt, schneit – und die Sonne scheint. Im Ludwigsburger Schloss des Herzogs Karl Alexander, so erzählt man sich, sei ein Spiegel von der Wand gefallen und in unzählige Scherben zersprungen, und die Feuerglocke habe geläutet – aber gebrannt habe es in einem Nachbarort.

In der Hauptstadt Stuttgart schwirren bedrohliche Gerüchte durch die Straßen: Der Herzog plane einen Staatsstreich gegen die „Landschaft“ – die selbstbewussteste Ständevertretung der Städte und der Geistlichkeit, welche die Steuereinnahmen des Landes verwaltet und ohne deren Zustimmung der Herzog nach der württembergischen Verfassung kein Gesetz erlassen darf.

Und, noch schlimmer: Karl Alexander wolle mithilfe würzburgischer Truppen seine katholische Religion in dem protestantischen Land durchsetzen und eine württembergische Bartholomäusnacht veranstalten – ein Blutbad unter den Evangelischen, so grausam wie der Massenmord am hugenottischen Adel Frankreichs, den Königin Katharina de Medici für die Nacht zum 24. August 1572 (Bartholomäustag) befohlen hatte.

Dumpfe Angst lastet auf den Stuttgarter Bürgern, sie eilen in die Kirchen, um das Abendmahl zu empfangen, während die Beherzten sich bewaffnen, bereit, den protestantischen Glauben und ihre Freiheit zu verteidigen.

Ohne sich um das aufgeregte Gerede und die ungünstigen Omen zu scheren, veranstaltet der Herzog in seiner Ludwigsburger Residenz einen Ball: Er vergnügt sich bei Musik und Spiel. Gegen zehn Uhr abends zieht Karl Alexander sich zurück; am nächsten Tag soll es frühmorgens nach Danzig gehen.

Doch beim Auskleiden überkommt ihn plötzlich Atemnot, im nächsten Augenblick versagt seine Lunge vollkommen. Der Herzog stirbt so rasch, dass nicht einmal ein Arzt gerufen werden kann und auch kein Geistlicher zur letz-

ten Ölung. Später wird es heißen, der Kammerdiener habe seinem Herrn eine zu hohe Dosis des üblichen Aphrodisiakums gegeben.

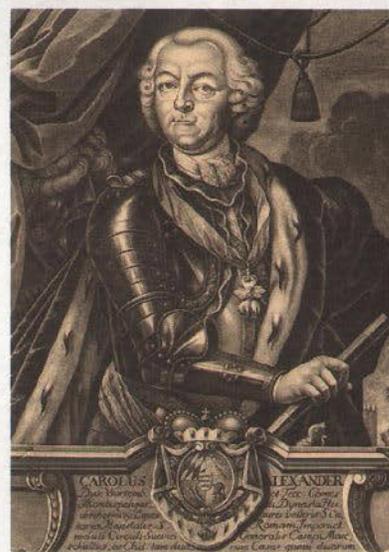
Wie stets gehört der Geheime Finanzrat Joseph Süß Oppenheimer zum Gefolge des Herzogs. Er ist Jude und schon deshalb beim Volk sowie der vornehmen Gesellschaft verhasst; zudem habe er, so flüstert man sich zu, beträchtlichen Einfluss auf Karl Alexander ausgeübt und sei für die hohen Steuern im Lande verantwortlich.

Nach dem Tod seines Schutzherrn schwebt Süß in großer Gefahr; doch das scheint er nicht zu ahnen. Arglos fährt er noch am selben Abend gemeinsam mit dem Oberstallmeister Heinrich Reinhard Baron von Röder nach Stuttgart zurück, um der Herzogin die Nachricht vom Ableben ihres Gatten zu überbringen. Röder erkennt die Chance, einen unbequemen Konkurrenten am Hof loszuwerden, bei dem er noch dazu hoch verschuldet ist. Der Oberstallmeister wartet beim Tor, als Süß das Stuttgarter Schloss nach der Audienz bei der Herzogin verlässt, und befiehlt der Wache, ihn festzunehmen und in seinem Palais unter Hausarrest zu stellen. Die Soldaten fragen weder nach einem Haftbefehl noch nach einem Grund für die Anordnung – Röders Uniform und dessen Ansehen genügen ihnen als Legitimation.

Von den Kundgebungen der Freude und den gewalttätigen Übergriffen auf Juden, die seine Gefangennahme im Land auslösen, weiß Süß in seinem Palais nichts. Ebenso wenig ahnt er, dass Röder und andere Gegner des Herzogs das Testament Karl Alexanders für ungültig erklärt und von ihm eingesetzte Beamte entlassen haben. Das Ganze ist nichts weniger als ein Putsch – mit dem Ziel, den als übermächtig empfundenen Juden zu beseitigen.

DER KÜNFTIGE HERZOG Karl Alexander und sein künftiger engster Ratgeber Joseph Süß begegnen sich fünf Jahre zuvor zum ersten Mal: im Kurort Wildbad im Schwarzwald, wo der damals 48-jährige Thronfolger Urlaub macht. In dem abgelegenen Örtchen stört niemand die

vertraulichen Gespräche zwischen dem Prinzen und dem 33-jährigen jüdischen Kaufmann. Karl Alexander, ein Cousin des regierenden Herzogs, hat sich in österreichischen Diensten Ruhm erworben. Er kämpfte gegen die Franzosen, stand dem Prinzen Eugen von Savoyen als Gefolgsmann gegen die Türken zur Seite, wurde schließlich Kaiserlicher Generalfeldmarschall und residiert jetzt als Statthalter der Österreicher in Belgrad.



Der 33-jährige Joseph Süß (ganz oben) und der 15 Jahre ältere Karl Alexander treffen sich 1732 zum ersten Mal. Der jüdische Finanzfachmann sorgt für die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Herzogs. Karl Alexander wacht im Gegenzug über das Wohl von Süß: eine Schicksalsgemeinschaft, auf die viele Beamte und Politiker neidisch sind

Eines aber fehlt dem Kriegshelden: Geld für eine standesgemäße Hofhaltung.

Zwar hat er die reiche Prinzessin Maria Augusta von Thurn und Taxis geheiratet und ist dafür zum römischen Glauben konvertiert. Doch hat das Ehepaar einen kostspieligeren Geschmack, als es seine Einkünfte erlauben. Die württembergischen Stände verweigern ihrem zukünftigen Herrn den geforderten Vorschuss auf seine Apanage. Auch sein Privatbankier Isaak Landauer will keinen weiteren Kredit mehr geben. Aber er weiß einen wagemutigen Ersatzmann zu nennen, den er in Wildbad beim Kronprinzen einführt. Einen entfernten Verwandten, der sich sofort bereit erklärt, 80 000 Gulden aufzubringen (eine Summe, von der eine fünfköpfige Familie 40 Jahre lang leben könnte) – Joseph Süß aus Heidelberg.

Karl Alexander findet auf Anhieb Gefallen an Süß und ernennt ihn zu seinem „Hof- und Kriegsfaktor“. Das ist die höchste gesellschaftliche Position, die ein Jude erreichen kann, privilegiert vor allen anderen Glaubensbrüdern. Und zugleich äußerst prekär.

Mehrere hundert dieser Hoffaktoren – oder Hofjuden – dienen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation ihren fürstlichen Herrn. Denn die meisten der christlichen Bankiers sind nicht mehr willens, den notorisch klammen Herrschern Kredit zu gewähren, trotz der hohen Zinsen als Risikoprämie.

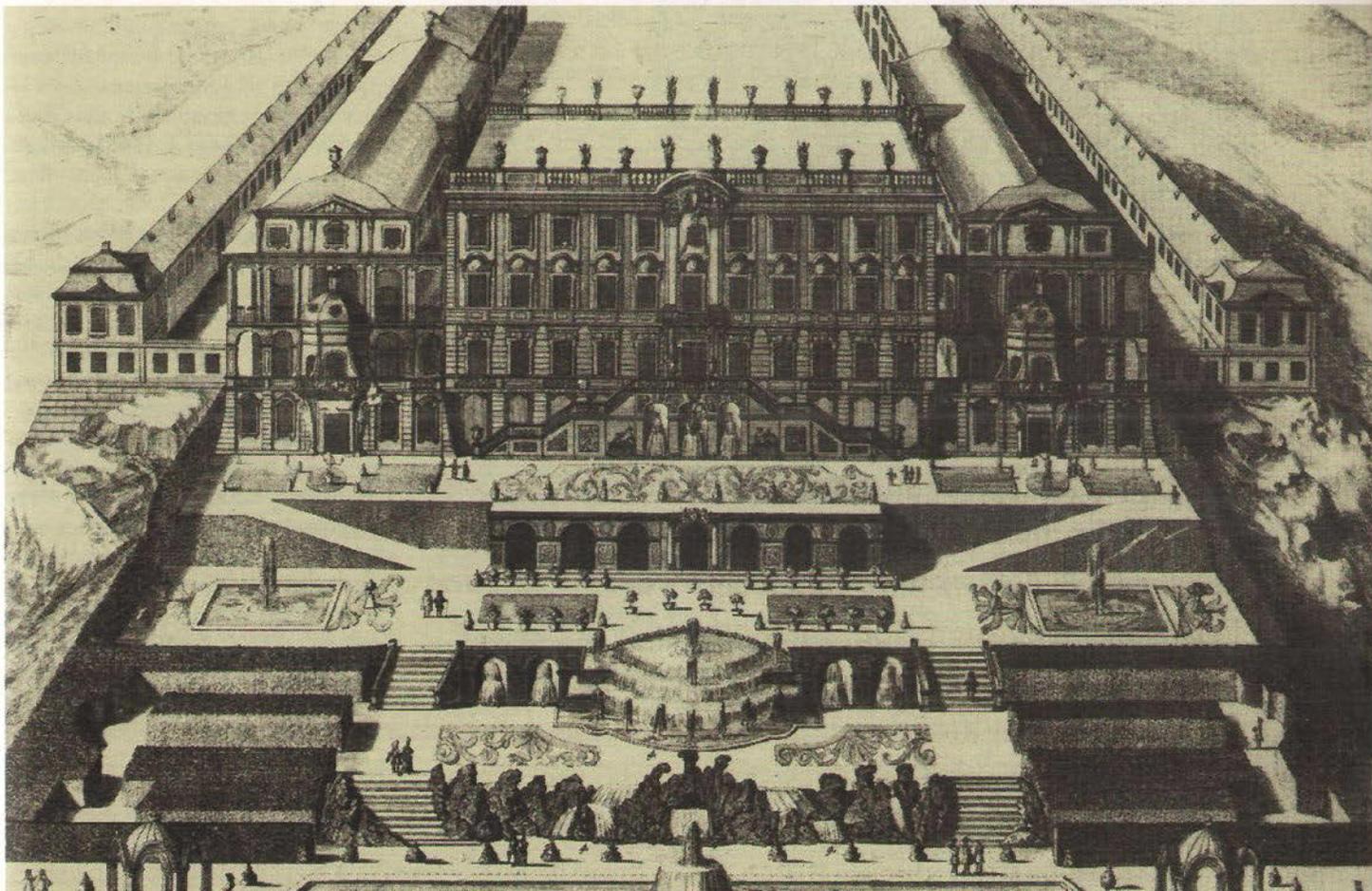
Etliche jüdische Kaufleute hingegen scheuen das Risiko nicht: Sie sehen neben den möglichen enormen Profiten die Gelegenheit, sich Zugang zum Hof zu verschaffen. Und damit einen sozialen Aufstieg zu erreichen, der ihnen in der christlichen Ständegesellschaft – in der man seinen Rang kraft Geburt zugewiesen bekommt – sonst verbaut ist.

Reich sind die wagemutigen Finanziers zumeist nicht; die Gelder für die fürstlichen Schatullen müssen sie sich

Im barocken Ludwigsburger Schloss feiert Karl Alexander rauschende Feste. Hier stirbt er auch am 12. März 1737 nach einem Ball. Noch in der gleichen Nacht nutzen Joseph Süß Oppenheimers Feinde die Gelegenheit, den verhassten Hofjuden verhaften zu lassen

selbst leihen. Dafür greifen sie zumeist auf ein dichtes Netz familiärer Beziehungen zurück, das die jüdischen Geschäftsleute in ganz Europa verbindet. Ein Kredit seines Hoffaktors ermöglicht es etwa August dem Starken von Sachsen (1670–1733), den polnischen Adel zu bestechen und sich so die Königswürde in Warschau zu erkaufen. Juden finanzieren auch die Pracht der barocken Herrscher: Equipagen, Pelze, Juwelen, Paläste wie Schönbrunn in Wien, denn jeder Landesherr will es dem französischen Monarchen Ludwig XIV. gleich tun und ebenfalls ein Sonnenkönig sein.

Vor allem aber beschaffen Hoffaktoren die nötigen Mittel, um Kriege zu führen. So machen die Kredite Samuel Oppenheimers – um 1700 der größte Kreditgeber des Wiener Hofes – sowie seine Lieferungen von Kanonen und Munition, Uniformen und Proviant, Pferden und Futter die Siege Kaiser Leopolds I. gegen die Osmanen vor Wien und gegen die französische Invasionsarmee in der Pfalz überhaupt erst möglich.



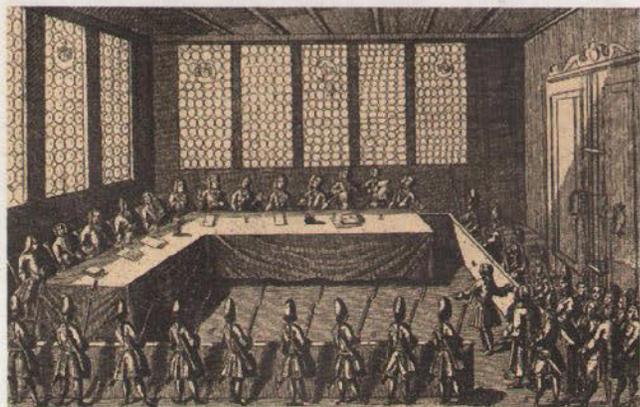
In Deutschland feiern die Juden Hochzeit nach ihrer Sitte – auch Süß hat Ehepläne

Doch obgleich sie unentbehrlich sind für die Finanzen der deutschen Staaten, ist die Stellung der Hofjuden jederzeit gefährdet; stets sind sie abhängig von der Gnade ihres Herrschers.

Samuel Oppenheimer in Wien etwa wird ständig von den Ministern Leopolds I. unter Druck gesetzt, auf Außenstände zu verzichten; man versucht ihn zu zermürben, indem er verhaftet und sein Haus zur Plünderung freigegeben wird. Bei Oppenheimers Tod 1703 schuldet ihm die kaiserliche Kammer mehr als fünf Millionen Gulden. Aber der Staat streicht diese Schuld und verhängt den Zwangskonkurs über sein Unternehmen.

nicht ihre Stellung, ihr Vermögen, ja ihr Leben aufs Spiel setzen. So werden sie von ihren Fürsten unter anderem oftmals gezwungen, schlechte Münzen auszugeben – und ziehen damit den Hass der verarmenden Bevölkerung auf sich.

JOSEPH SÜSS BEKOMMT im November 1732 ein Patent Karl Alexanders, das ihm Zoll- und Mautfreiheit sowie freies Geleit im Deutschen Reich und in Serbien gewährt. Denn die Aufgaben, die er künftig für den württembergischen Thronfolger und österreichischen Statthalter zu erledigen hat, erfordern zahlreiche Reisen nach Wien und Belgrad. Er liefert



Joseph Süß muss sich vor Gericht verantworten – wegen Hochverrats und Ausplünderung des Landes sowie Münzverfälschung und Versündigung gegen Gott. Im großen Saal des Stuttgarter Herrenhauses wird Süß zum Tode verurteilt

Gerade diese Abhängigkeit ist es, welche die Fürsten dazu bewegt, sich Juden an ihre Höfe zu holen: Der Herrscher kann seinen Faktor bedrängen, ohne befürchten zu müssen, dieser hege gefährliche Machtgelüste. Denn die Juden sind eine verachtete Minderheit im Heiligen Römischen Reich, weitgehend rechtlos, entehrenden Sondersteuern unterworfen, dabei zumeist in elenden Verhältnissen lebend; ihr Wohnsitz ist nahezu überall auf das Ghetto beschränkt.

Die Hofjuden müssen alles erledigen, was ihnen zugemutet wird, wollen sie

Seide und Spitzen, Ringe, mit Rubinen und Brillanten besetzt, Hemdenknöpfe und Schnallen, Porzellan, Uhren, Degen und Porträts an Karl Alexander. Er leiht dessen Frau Maria Augusta große Summen, bezahlt sogar den Arzt, der bei ihrer Niederkunft assistiert. Süß berichtet dem Prinzen auch von Geldgeschäften, fürstlichen Hochzeiten und höfischen Intrigen in Deutschland.

Es entwickelt sich eine enge Beziehung zwischen Karl Alexander und Joseph Süß Oppenheimer, die weit über das übliche Verhältnis zwischen Herrn

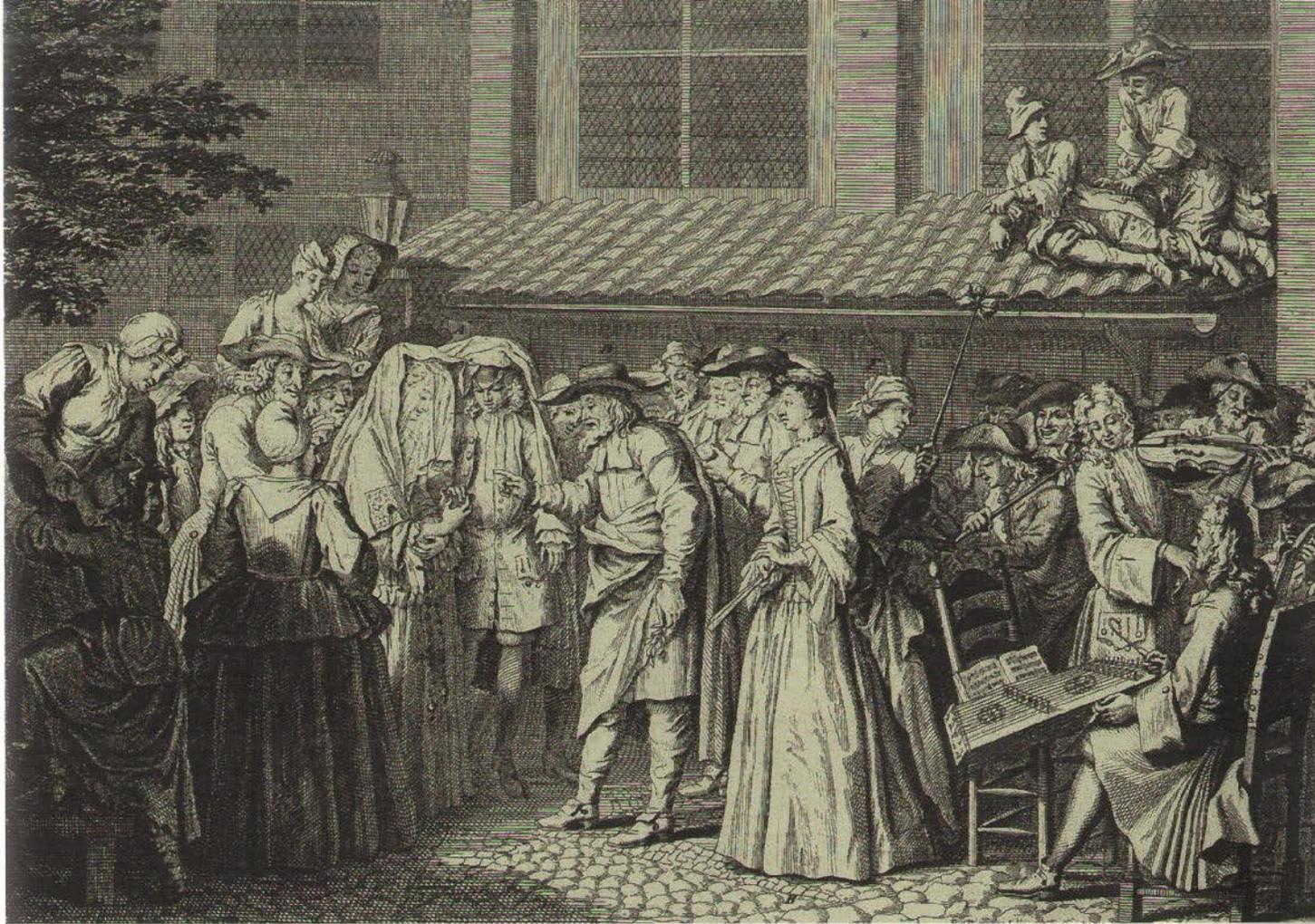
und Dienstmann hinausgeht. Wiederholt rühmt der spätere Herzog öffentlich seinen Berater, dessen Können, die Klugheit, Treue und Hingabe. In einem Brief begrüßt er warm: „Ich verbleibe dein geneigter Karl Alexander.“

Er schätzt Josephs Offenheit, die den Hofleuten allerdings unverfroren vorkommt; ein Kammerdiener beklagt sich, Süß sei „grausam frei“ gewesen mit dem Mund, habe sich in der Residenz aufgeführt, als ob er dort zu Hause wäre. Sogar einen Adelstitel will der Herzog für seinen Faktor erlangen, eine beispiellose Erhebung für einen Juden. Mehrfach schreibt er an Kaiser Karl VI., ein gültiges Geschick habe ihm in schwerer Stunde einen Freund und Helfer gesandt. Doch der Kaiser lehnt das Ansinnen ab.

Unterdessen reist Süß unablässig umher, tritt – auf Empfehlung des Württembergers – auch in den Dienst des Landgrafen von Hessen, des Erzbischofs von Köln und des Kurfürsten der Pfalz. Er reist regelmäßig mit der Kutsche nach Stuttgart, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt, Wien und Belgrad. Immer ist er in Eile und immer in Unruhe.

DIE ZEICHNET seinen ganzen Lebensweg aus. Um 1698 wird Joseph als Sohn des Händlers und Steuereinnehmers Issachar Süßkind Oppenheimer und dessen Frau Michele Chasan in Heidelberg geboren. Als Joseph etwa neun Jahre alt ist, stirbt sein Vater. Seine Mutter, eine schöne, selbstbewusste, damals erst 27 Jahre alte Frau, hat sich wohl schon vor einiger Zeit mit dem Gemeindevorstand Feist Oppenheimer überworfen und verlässt bald nach dem Tod ihres Mannes die Stadt – ohne Joseph.

Um den Jungen und dessen Geschwister kümmert sich fortan Feist Oppenheimer, der Bruder des Wiener Finanziers und kurpfälzischer Hoffaktor – und wahrscheinlich auch ein entfernter Verwandter von Joseph. Durch seinen Vormund lernt Süß die jüdische Tradition wie den christlichen Hof kennen und wahrscheinlich auch den Kaufmannsberuf. Schon mit 16 Jahren lässt er sich für mündig erklären.



Dieser Kupferstich von 1723 zeigt eine jüdische Hochzeit. Das Brautpaar tritt unter einen Hochzeitsbaldachin, hier ein einfaches Tuch, und wird gesegnet. Auch Joseph Süß will heiraten, doch dann kommt der Putsch nach dem Tod des Herzogs dazwischen

Als Kaufmann pendelt er zwischen Frankfurt und Mannheim, den ungleichen Zentren der süddeutschen Geschäftswelt. Auf der einen Seite die alte Freie Reichsstadt Frankfurt: der große Geldmarkt, Heimstatt zahlreicher Banken, Handelsplatz zwischen England, den Niederlanden und den Ostseeländern, zwischen Deutschland, Italien und der Schweiz.

Auf der anderen die moderne Fürstentadt Mannheim: Anziehungspunkt für Auswanderer aller Länder, seit Kurfürst Karl Ludwig dort nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges unbeschränkte Freizügigkeit und volle Religionsfreiheit verkündet hat. Fast zwei Drittel aller Häuser dort gehören Juden, während ihnen in den meisten deutschen Staaten der Erwerb von Grundeigentum verboten ist.

Süß betreibt in beiden Städten Warenhandel sowie ein bedeutendes Wechselgeschäft; er steht mit den größten Bankhäusern in Verbindung, hat einen Kredit

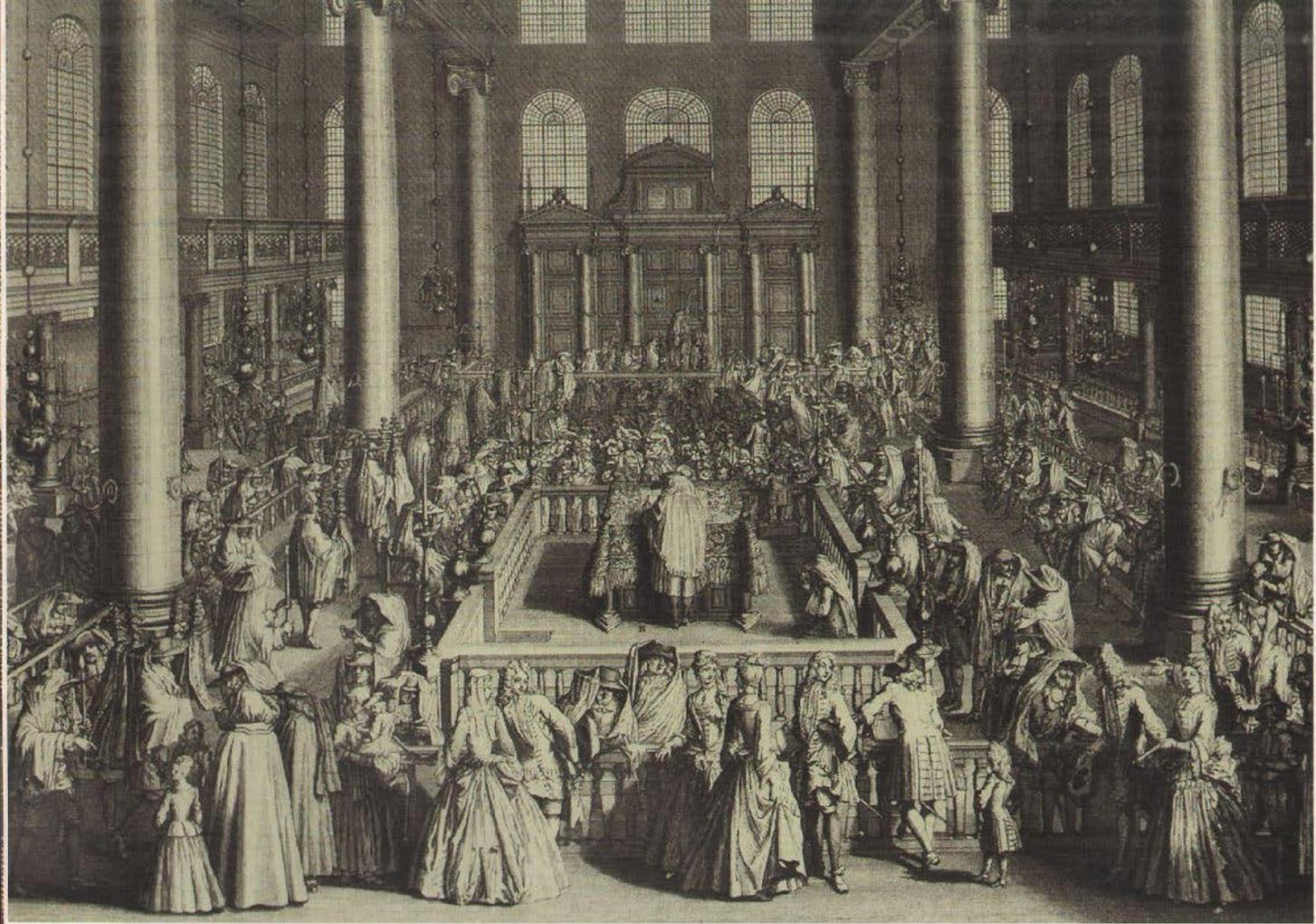
von über 150 000 Gulden. Ohne wirklich reich zu sein, unterhält der ledige Kaufmann gleich zwei luxuriöse Haushalte: In Mannheim kostet ihn dies wöchentlich über 150 Gulden; in Frankfurt prunkt sein Anwesen mit Teppichen und Gemälden, seidenen und samtenen Sesseln, mit goldenen und silbernen Gefäßen. Er kleidet sich in edle Stoffe, hält sich Kutsche und Pferde – Statussymbole eines Aufsteigers.

Am 31. Oktober 1733 stirbt unerwartet Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg, der Landesherr; Karl Alexander wird sein Nachfolger. Nun braucht er seinen genialen Finanzier und Ratgeber Süß dringender denn je. Denn die württem-

bergischen Finanzen sind zerrüttet – und der neue Herzog hat aufwendige Projekte im Sinn.

In Unordnung geraten sind die Finanzen, weil sich so mancher seiner Vorgänger allzu sehr in der Rolle des barocken Kavaliers gefallen und seinen Mätressen Schlösser, ja ganze Ortschaften erbaut und zum Geschenk gemacht hat. In Unordnung geraten sind die Finanzen aber auch durch die Raubzüge des französischen Königs Ludwig XIV. auf württembergischem Territorium gut 40 Jahre zuvor.

In Unordnung ist die herzogliche Kasse überdies, weil die Landschaft – die Ständevertretung – einen so großen Anteil an der Gesetzgebung hat wie wohl nirgendwo sonst in einem deutschen Staat: Nach der Landesverfassung darf der Herzog ohne ihre Genehmigung kein Bündnis schließen, keinen Krieg beginnen – und vor allem: keine Steuern erheben.



In ganz Europa errichteten Juden Gotteshäuser wie die Portugiesische Synagoge in Amsterdam, die 1675 gebaut wird. Süß zeigt sich zwar hilfsbereit und großzügig gegenüber in Not geratenen Juden, fühlt sich jedoch keiner Gemeinde zugehörig

Die Abgeordneten der Landschaft aber sind fromme, ehrbare, biedere Leute; ihr Schwabenland ist ihnen Maß aller Dinge. Was außerhalb vorgeht, ist für sie ohne Bedeutung; sie wollen Ruhe und Frieden, Wahrung ihrer verbrieften Rechte, den Schutz der protestantischen Religion.

Von diesen braven und sparsamen Bürgersleuten kann der stürmische Krieger Karl Alexander niemals erhalten, was er sich wünscht: ein starkes, stehendes Heer, Festungen, Schanzen, um Württemberg zum Bollwerk gegen die Franzosen zu machen. Sein Land soll dominierend werden im Süden – so wie der Große Kurfürst Preußen zur Vormacht im Norden gemacht hat.

Vor allem aber will der junge Herzog allein regieren, sein eigener Herr, absoluter Monarch sein, unabhängig vom Wohlwollen der protestantisch geprägten Ständesammlung – die dem zum Katholizismus Konvertierten zutiefst misstraut. Also müssen andere Wege gefunden

werden, vorbei an den Ständen und den ebenso konservativen Regierungsräten.

Wer aber kann derlei Wege aufspüren? Wer sprüht vor Ideen, ist als brillanter Außenseiter ohne Bindung zu den etablierten Eliten – und gibt zudem, sollte der Plan misslingen, den idealen Sündenbock ab?

Joseph Süß wird schon bald zu einem überaus effektiven Problemlöser des Herzogs – und zieht damit rasch die Feindschaft der Konservativen im Land auf sich. Vor allem seine Münzpolitik wird heftig bekämpft.

Die Fürsten im Reich sehen es als ihr selbstverständliches Recht an, mit dem Ausgeben von Münzen einen erheblichen

Gewinn zu machen; kaum einer hat Skrupel, den Gold- oder Silbergehalt der Münzen, welcher den Wert des Geldes bestimmt, heimlich zu verringern und das so gesparte Edelmetall als Gewinn einzustreichen. Manch ein Landesherr lässt gar solch billige Scheidemünzen im großen Stil gegen gutes Geld aus Nachbarländern eintauschen, um auf diese Weise den Profit noch weiter zu steigern.

Dieser Art staatlicher Geldfälschung bedient sich auch Süß. Im Gegensatz zu anderen hält er jedoch Maß; mehrere Untersuchungskommissionen werden später feststellen, dass die unter seiner Aufsicht geprägten Münzen aus Stuttgart nicht zu beanstanden sind.

Auch die eigene Kasse des Hoffaktors profitiert von den Staatsgeschäften – ob er nun Gold und Silber an die Münze liefert oder Uniformen und Zelte für das Heer oder Juwelen für den Herzog. Nebenher ist Joseph Süß ohnehin weiter als Bankier in Mannheim und Frankfurt

tätig. Der Aufsteiger wird reich. Und er versteckt seinen Reichtum nicht.

Anfang 1737 bezieht er in Stuttgart ein herrschaftliches Palais; insgesamt sechs Gebäude umfasst die dreigeschossige Anlage in der Seegasse. Ölgemälde von Rubens, Dürer und Rembrandt schmücken die Wände. Er unterhält eine koschere Küche für die jüdischen Geschäftspartner und eine nichtkoschere für die Christen, einen weithin gerühmten Weinkeller, einen großen Fuhrpark mit 14 Pferden und fünf Kutschen.

Wenn Süß bei Hofe auftritt, trägt er Staatskleidung: einen scharlachroten, samtenen Rock, mit Gold bestickt, gefüttert mit weißem, gekräuseltem Samt. Dazu ein blütenweißes Oberhemd, rote Hosen und Weste, weiße Strümpfe, hohe schwarze Schuhe, Perücke und Dreispitz.

Zu seiner Erscheinung passt auch der Titel, mit dem Süß sich schmücken darf: Der Herzog ernannt Süß zum Geheimen Finanzrat. Damit hat ihn Karl Alexander über alle anderen Hofjuden des Reiches erhoben: Es mag wohlhabendere geben, vielleicht gewandtere – aber kein anderer Hoffaktor ist jemals auf diese Weise ausgezeichnet worden.

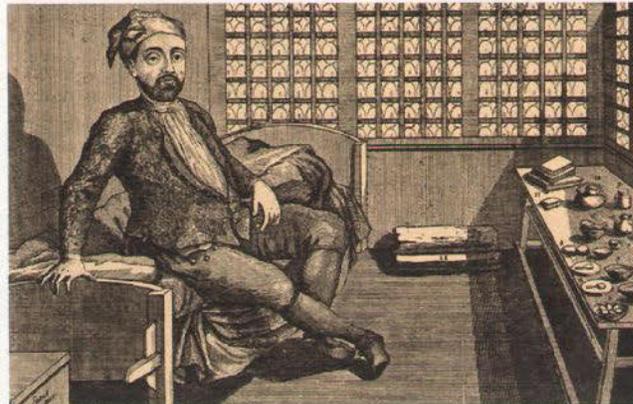
Dass ein Jude so weit aufsteigen und sich derart einpassen kann in die höfischen Konventionen seiner Epoche, ist den Zeitgenossen unerklärlich. Man erzählt sich schon bald, Josephs Vater sei in Wirklichkeit ein christlicher Adliger gewesen: Georg Eberhard Freiherr von Heddersdorf, Ritter des deutschen Ordens, Feldmarschallleutnant im kaiserlichen Dienst.

Ein doppelt ehrabschneidendes Gerücht: Denn zum einen macht es Süß zum illegitimen Kind und seine Mutter zur Ehebrecherin, zum anderen gilt Heddersdorf landesweit als Feigling. Als Militärkommandant in Heidelberg hat er die Stadt 1693 ohne einen Versuch der Verteidigung an die feindlichen Franzosen

ausgeliefert, die anschließend die Stadt und das Schloss brandschatzten. Der deutsche Orden verstieß Heddersdorf daraufhin mit Schimpf und Schande, ein Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode (hingerichtet wurde er jedoch nicht).

Mit ihm in Verbindung gebracht zu werden muss für jedermann eine Beleidigung sein.

DAS LEBEN als mächtiger Politiker, barocker Cavalier, umschwärmt von adeligen Damen, Hof haltend in seinem luxuriösen Palais – das ist nur die eine Seite der Existenz des Stuttgarter Hofjuden. Bei Hofe und in seinem Palast ist er ein ironischer und skeptischer Freigeist, der sich selbst einen „Volontär“ aller Religionen nennt: jedem Glauben gegenüber offen, doch keinem zugetan. Er weigert



Joseph Süß als Gefangener in seiner Zelle. Auf dem Tisch liegen unter anderem hebräische Schriften, vermutlich auch ein Gebetbuch. Erst kurz vor seiner Hinrichtung findet Süß zum jüdischen Glauben zurück

sich, in Frankfurt, wie vorgeschrieben, seine Wohnung im Ghetto zu nehmen. Und zeigt – im Gegensatz zu allen anderen prominenten Hoffaktoren – keinerlei Interesse für die jüdische Gemeinschaft.

Doch andererseits hält er am Glauben seiner Ahnen fest, obwohl ihm der Übertritt zum Christentum wahrscheinlich das begehrte Adelspatent einbringen würde. Und die Frau, die er zu heiraten begehrt,

ist die Tochter eines traditionsverbundenen Juden.

Dieses Leben, bestimmt von zwei gegensätzlichen Welten – der altgläubigen seines Vormundes und der eleganten des Hofes –, formt einen zwiespältigen Charakter: Wenn ihn etwa der Starrsinn der Räte reizt, droht er mit Haft, Auspeitschen, Köpfen. Lässt sich zu Anfälligkeiten hinreißen, wirft mit derben Schimpfwörtern um sich.

Ziel seiner Ausbrüche sind nicht nur widerspenstige Politiker, auch Geschäftspartner kassieren zuweilen Ohrfeigen. Ebenso die Frauen in seiner Umgebung: Es wird erzählt, er habe aus Eifersucht eine Magd grün und blau geprügelt, weil sie seiner Geliebten nachts die Tür öffnete, damit diese heimlich einen Maskenball besuchen konnte.

Andererseits zeigt sich Süß häufig großmütig und mildtätig, verschenkt Brillanten und Perlen an seine Geliebten, gibt reichliche Almosen. Selbstlos setzt er seinen Ruf aufs Spiel, als er die verstoßene Mätresse des Erzbischofs von Köln bei sich aufnimmt und der verzweifelten Frau so Schutz bietet.

In höchstem Maße ideenreich erweist sich der Geheime Finanzrat Süß, wenn es gilt, im Auftrag seines Herrn neue Abgaben zu ersinnen oder in anderen Ländern bewährte Einnahmequellen auch für Württemberg zu erschließen. Etwa eine Besoldungssteuer, die alle staatlichen und kirchlichen Beamten zu entrichten

Die Welt der Rituale und der Synagoge ist dem jüdischen Höfling fremd geworden

Joseph Süß fährt zum Richtplatz – und kein Rabbiner steht ihm bei

haben und die als „Juden“- oder „Höllengroschen“ beschimpft wird. Oder das Verschachern von lukrativen Ämtern: Wer künftig Vogt oder Hofbäcker, Bürgermeister oder Koch, Pfarrer, Amtschreiber oder Förster werden will, muss dafür zahlen.

Die Klostervogtei von Lorch zum Beispiel muss einem Bewerber 600 Gulden wert sein. Auch eine Lotterie sowie der Verkauf von Monopolen für Einfuhr und Herstellung von Tabak, Seide und Porzellan bringen dem Herzog und seinem Finanzrat neue Einnahmen.

Ebenso geflissentlich geht Süß seinem Herrn bei der Entmachtung der konservativen Bürokratie, des Geheimen Rats, zur Hand. Dieses Gremium, einem heutigen Ministerkabinett vergleichbar, überprüft die Befehle des Herzogs und ist der Ständerversammlung gegenüber dafür verantwortlich, dass erlassene Gesetze der Verfassung entsprechen. In Streitfragen soll es einen Interessenausgleich zwischen Landesherrn und Landschaft herbeiführen.

Als Soldat ist Karl Alexander an Disziplin und Gehorsam gewohnt. Jetzt hat er es mit einer mächtigen Behörde zu tun, die sich seinem Willen widersetzt und ihre verfassungsmäßigen Rechte verteidigt. Zudem blockiert der Rat das Umsetzen etlicher der von Joseph Süß erdachten Finanzreformen.

Der Herzog ist empört über das „pflichtwidrige Betragen und die aufwieglerischen Machinationen“ der Beamten, will deren Einfluss brechen. Ungestüm entlässt er 1735 die widerstrebendsten Räte.

Süß unterstützt ihn, geht aber taktisch klüger vor: Der Geheime Rat soll als Institution bestehen bleiben, jedoch aus allen wichtigen Fragen herausgehalten werden; stattdessen schlägt Süß vor, dass dem Herzog eine neue, gefügte Behörde zur Seite gestellt wird, ein Konferenzministerium. Dessen Mitglieder werden vom Hofjuden persönlich ausgesucht.

DEN HÖHEPUNKT seiner Karriere erreicht Süß, als er zum „Kabinettsfiskal“ ernannt wird. Beamte des neu gegründe-

ten, von ihm geleiteten Fiskalamts sollen Diebe, Wucherer, Ehebrecher und andere Missetäter aufspüren und sie dann an ein Gericht überstellen oder das Strafverfahren gegen hohe Geldstrafen niederschlagen. Für die Anzeige einer Straftat wird Denunzianten eine Belohnung zugesichert. Eine solche Behörde ist nicht ungewöhnlich, Preußen etwa dient als Vorbild.

Unter der Führung des Hofjuden entwickelt sich das Fiskalamt zu einem Werkzeug der Willkürherrschaft – und seiner persönlichen Bereicherung: So muss sich etwa der Heereslieferant Salomon Mayer – dem vorgeworfen wird, er

Joseph Süß „des Landes Gift, der Bürger Pest, Schelm, Spitzbub, Filou, Dieb und Schinder“.

Der Hoffaktor erkennt den Hass, der ringsum auflodert. Er weiß, dass er den Ständen als Zerstörer ihrer alten Freiheiten und dem Volk als leibhaftiger Antichrist gilt.

Die jahrelang andauernde Feindseligkeit zermüht ihn; er fleht den Herzog an, stark und gerecht zu bleiben, zu ihm und der gemeinsamen Politik zu stehen, schildert immer wieder die Hindernisse, die ihm die entlassenen Minister und Subalternen in den Weg legen.



Soldaten und Bürger begleiten den Karren, mit dem Süß am 4. Februar 1738 zum Galgen gefahren wird. Manche der 12 000 Schaulustigen klettern auf Bäume, um den Mann sterben zu sehen, den sie für die hohen Steuern im Land verantwortlich machen

habe an seinen Lieferungen zu viel verdient – seine Freiheit mit einer Zahlung von 7500 Gulden an den Herzog und 3000 Gulden an Süß erkaufen. Die Erben eines Müllers, dessen Besitz angeblich unrechtmäßig erworben worden ist, werden gezwungen, 15 000 Gulden und 500 Eimer Wein abzuführen.

Im Volk entlädt sich der wachsende Groll über das Fiskalamt in leisem Murren und lauter Drohung, in Wort und Schrift. Doch das Ziel ist nicht der Herzog, dem die Behörde direkt untersteht, sondern der Hofjude. In einem Flugblatt nennen die anonymen Autoren

Karl Alexander verlacht die Befürchtungen seines Ratgebers als Überempfindlichkeit eines Juden. Zwar erlässt er ein strenges Gesetz gegen Denunziationen der fürstlichen Räte; verspricht Süß, sich niemals von derartigen Ressentiments beeinflussen zu lassen; gewährt ihm am Ende sogar eine Generalabsolution, die ihn von jeder rechtlichen Verantwortung für alle vergangenen und zukünftigen Taten freispricht.

Allein: Süß resigniert, glaubt spätestens seit Februar 1737, dem „Komplott“ seiner Gegner nicht gewachsen zu sein. Wiederholt bittet er den Herzog um Ent-

lassung, doch der will ihn nicht ziehen lassen. Der Bankier droht sogar, einfach zu flüchten; doch sein Fürst lässt ihm mitteilen, er werde ihn für vogelfrei und damit rechtlos erklären. Ein freier Mensch ist der Geheime Finanzrat Joseph Süß längst nicht mehr. Sein Wohlergehen hängt wie das Schicksal jedes anderen Hofjuden allein von der Zufriedenheit seines fürstlichen Herren ab. Anders als christliche Untertanen haben Juden keine Ständevertretung und können auch nicht auf den Schutz ihrer Gemeinden hoffen – denn die haben, anders als die christlichen Kirchen, keinen Einfluss.

Und als der Herzog am 12. März 1737 stirbt, endet noch in der gleichen Nacht die steile Karriere seines Hofjuden.

NACH DEM TOD Karl Alexanders nutzen die in Ungnade gefallenen Mitglieder des Geheimen Rats das entstandene Machtvakuum und reißen binnen weniger Tage die Befehlsgewalt an sich. Den Versuch des katholischen Oberbefehlshabers der württembergischen Armee Franz Joseph Freiherr von Remchingen etwa, seine

Soldaten auf die Herzogin zu vereidigen, vereiteln die Verschwörer durch dessen Verhaftung – ohne auf Widerstand der Truppe zu stoßen.

Das Testament des Herrschers hatte bestimmt, dass die Herzogin-Witwe an der vormundschaftlichen Regentschaft für den minderjährigen Thronfolger teilhaben soll – die Putschisten wischen es beiseite: Zum alleinigen Vormund und Regenten für den neunjährigen Thronfolger Karl Eugen erklären sie den Protestanten Karl Rudolf aus einer württembergischen Seitenlinie – einen schwachen und alten Mann, der den mächtigen Räten zusichern muss, dass er nichts ohne ihre Einwilligung beschließen werde. Unter dem Einfluss von Süß ernannte Beamte verlieren ihre Posten. Ebenso wie die Verhaftung des jüdischen Finanzpoli-

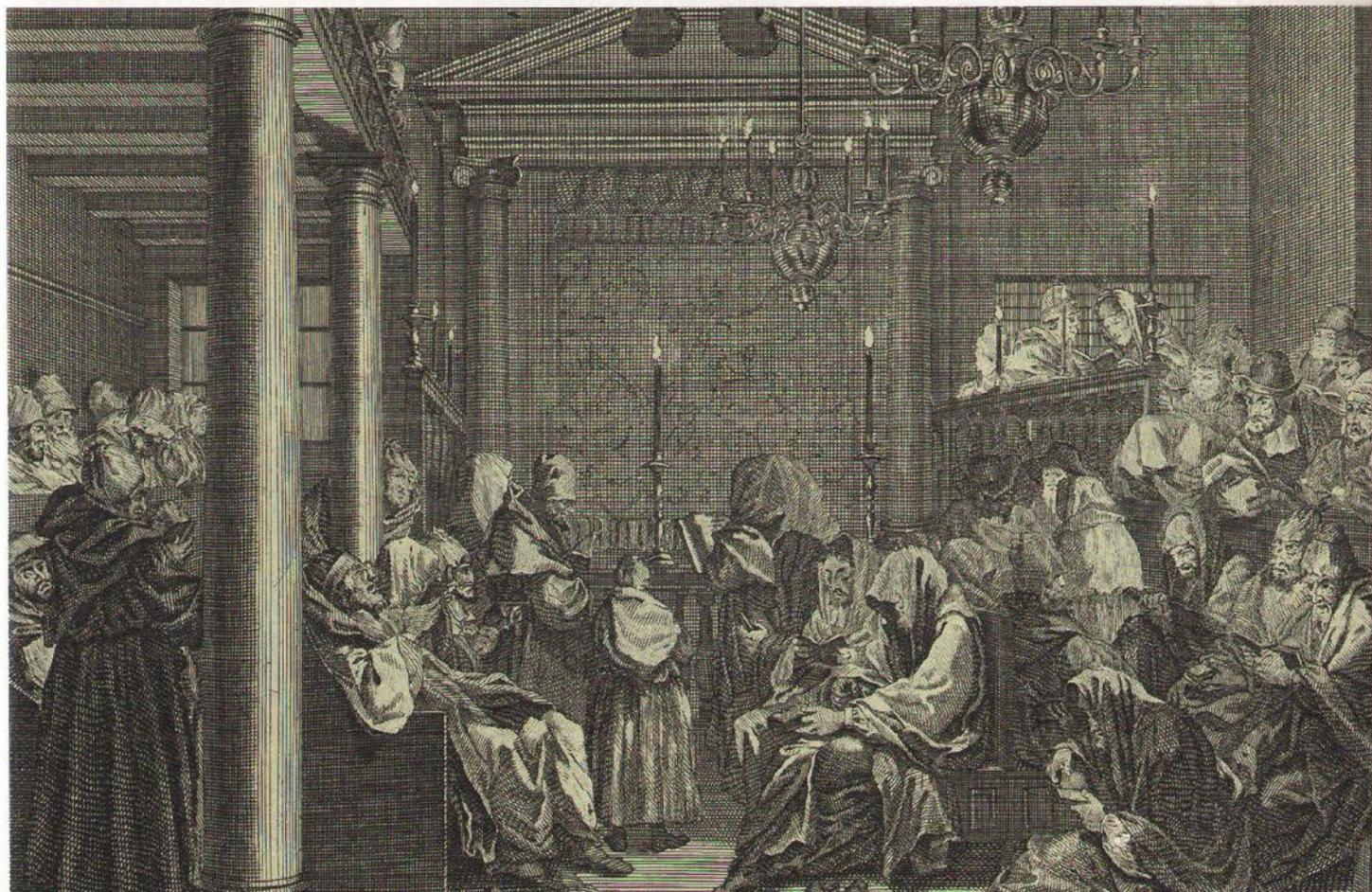
Auch im 18. Jahrhundert feiern die Juden Jom Kippur: das Fest der Versöhnung. Man gedenkt des Bundes zwischen Gott und dem Volk Israel. Mit dem ungeliebten Joseph Süß streben die Rabbiner aus Stuttgart jedoch keine Aussöhnung an – bis zuletzt

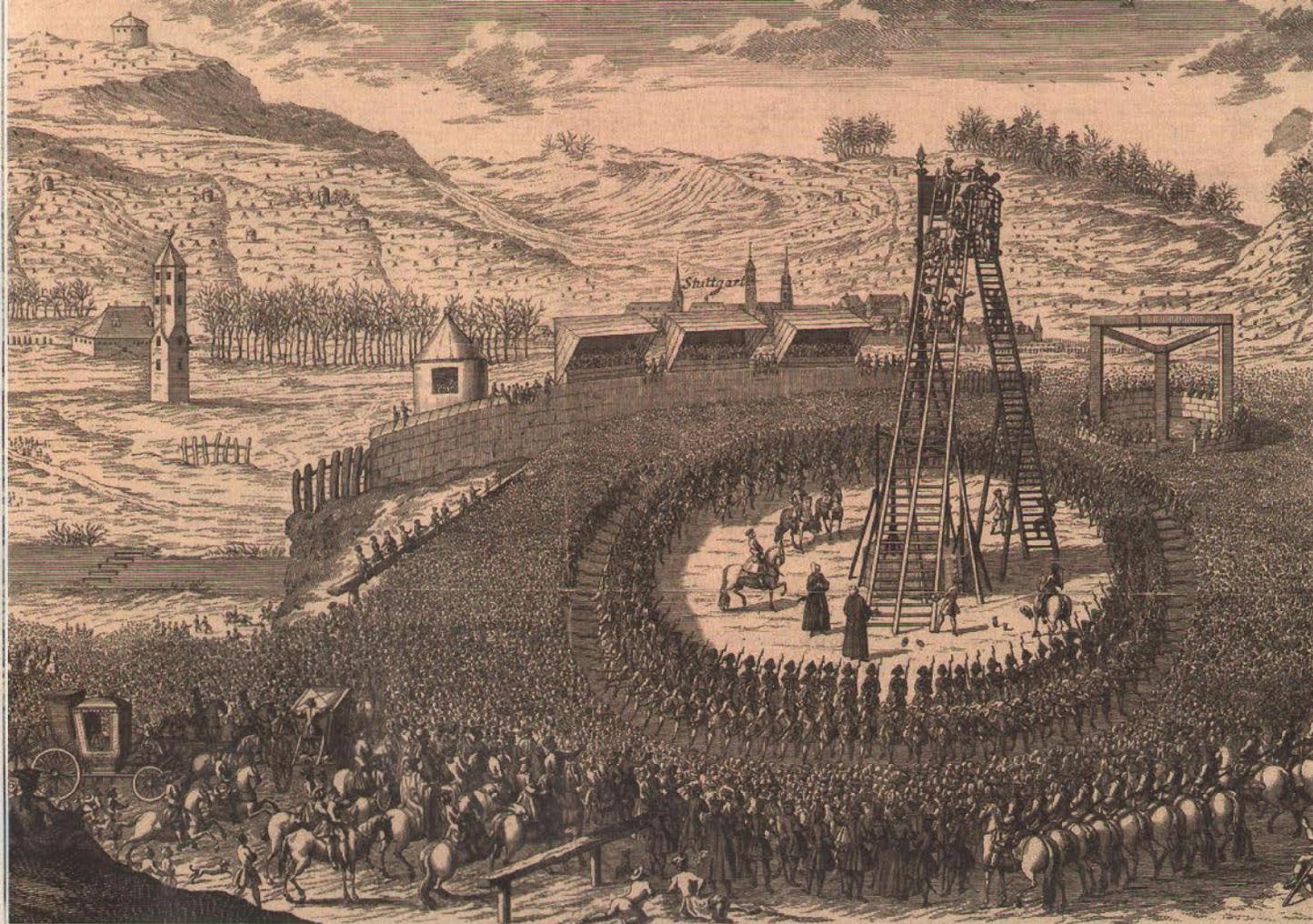
tikers Süß löst das Ende der katholischen Herrschaft über Württemberg freudige Zustimmung bei den protestantischen Schwaben aus.

Die siegreichen Umstürzler wollen nun ein Exempel statuieren und sich für ihre Zurücksetzung rächen. Ihr Opfer: Joseph Süß Oppenheimer.

Die neuen Machthaber schlagen schnell und hart zu. Gleich nach seiner Verhaftung lassen sie sein gesamtes Personal festsetzen. Das Vermögen wird konfisziert, seine Möbel, Bilder, Juwelen werden verkauft, Pferde, Kutschen und kostbare Weine versteigert, Geschäftsbücher, Korrespondenz und Verträge beschlagnahmt. An die weltlichen und geistlichen Beamten sowie an alle Untertanen ergeht der Befehl anzuzeigen, was man an Süß gezahlt habe, um ein Amt zu bekommen oder einen Gnadenerweis zu erlangen – Beweise müssen her für die vermeintlichen Untaten des Hofjuden.

Am 20. März 1737 werden Süß und zwei seiner engsten Mitarbeiter von Stuttgart auf die Festung Hohenneuffen gebracht. Bislang haben die Untersu-





Bei der Hinrichtung Joseph Süß Oppenheimers ist keiner der Stuttgarter Juden anwesend. Sie dürfen ihre Häuser nicht verlassen. Und so hört niemand von ihnen, wie Süß kurz vor seinem Tod immer wieder das jüdische Glaubensbekenntnis spricht

chungsrichter ihn korrekt als „Geheimen Finanzrat“ angesprochen. Jetzt aber ist man sich sicher, ihn von allen Quellen seiner Macht abgeschnitten zu haben; von nun an nennt man ihn „Jud Süß“.

Schon auf dem Transport von Stuttgart zu der Festung schreit das Volk: „Es sterbe Jud Süß.“ In Hohenneuffen, vier Wegstunden von der Hauptstadt entfernt, beginnen die Verhöre des Gefangenen. Doch die Justizbeamten lassen den Inhaftierten vollkommen im Unklaren darüber, was sie ihm vorwerfen. Und das Untersuchungsgericht, das am 22. Mai die Ermittlungen übernimmt, teilt lediglich mit, ihm würden „verschiedene enorme Verbrechen“ zur Last gelegt.

Erst die weitere Verlegung auf die Festung Hohenasperg macht Süß deutlich, dass es um Tod oder Leben geht. Dort legt man ihn in Ketten, er wird in eine kleine, dunkle, ungeheizte Zelle gesperrt, Wachen verhindern jeden Besuch, lassen kein Schreiben herein oder heraus.

Die Untersuchungsrichter vernehmen seine Diener und Geschäftspartner – Juden wie Christen – sowie herzogliche Minister, Räte und Beamte und verhören Frauen, die verdächtigt werden, ein Verhältnis mit Süß gehabt zu haben. Denn auch darauf legen die untersuchenden Richter größten Wert: Detaillierte Informationen zu erlangen über das Liebesleben des Juden. Mit welchen Frauen er verkehrt, welcher Sexualpraktiken er sich bedient habe, ob er zum Samenerguss gekommen sei; sogar nach dem „Verbrechen der Onanie“ wird er gefragt.

Die gleichen lüsternen Fragen stellt die Untersuchungskommission den verdächtigten Frauen. Antworten sie nicht

wie gewünscht, und stammen sie dazu noch aus niederen Schichten der Gesellschaft, lässt man sie gefangen setzen, droht mit Schlägen und öffentlicher Schande, lässt sie schließlich medizinisch untersuchen.

Süß weigert sich, Namen zu nennen. Gibt ausweichende Antworten. Er verlangt, die Vergehen zu erfahren, derer man ihn bezichtigt, fordert eine Audienz beim Regenten. 1500 Reichstaler ist er dafür zu zahlen bereit.

Doch die Verhöre gehen weiter. Stundenlang, tagelang. Er soll zugeben, sich unrechtmäßig bereichert zu haben, etwa an der Münzprägung. Ein Verbrechen aber kann Süß nicht erkennen. Er räumt zwar ein, dass der Edelmetallgehalt der Münzen mitunter verringert worden sei. Doch dies sei die Folge gestiegener Gold- und Silberpreise gewesen, befehlt er die Inquisitoren. Die Teuerung des Metalls habe die Münzprägung zu einem Verlustgeschäft gemacht.

Die Hinrichtung von Süß wird zum Volksfest für die christlichen Stuttgarter

Überdies seien die Münzen aus Stuttgart nach seiner Neuorganisation der Prägung so gut gewesen, dass sie von Geldwechslern in Frankfurt mit einem Wertaufschlag gehandelt wurden. Und außerdem: Er sei nicht der Pächter gewesen, nur der Lieferant; er habe bloß einen Plan vorgelegt, den auszuführen der Herzog ihn gezwungen habe.

Wie auch bei den anderen ihm zur Last gelegten Vergehen habe er nie einen Eid auf die Verfassung geleistet, kein Amt bekleidet, keine Verantwortung übernommen – schon deshalb könne er des Hochverrats nicht schuldig sein.

Sein Vermögen habe er nicht in Württemberg erworben, vielmehr als reicher, schuldenfreier Mann in Mannheim und Frankfurt einen kostspieligen Haushalt geführt – und so dürfe man ihn nicht für schuldig erkennen, das Land ausgesaugt zu haben.

Mehr als 1000 Seiten füllen die Verhörprotokolle. Einen eindeutigen Schuldbeweis indessen enthalten sie nicht. Da greifen die Untersuchungsrichter zur Folter: Süß wird Tag und Nacht „kreuzweise geschlossen“, seine Hände hinter dem Rücken gefesselt und an einen Fuß gekettet. Von nun an kann der Gefangene sich

nicht mehr richtig bewegen, sich nicht mehr entspannen, nicht mehr bequem schlafen. Doch auch das bricht seinen Widerstandswillen nicht.

Weitere zwei Monate dauern die Verhöre an. Süß bittet um einen auswärtigen Verteidiger, was ihm verweigert wird. Niemand soll Einzelheiten über den Prozess ins Ausland tragen. Schließlich benennt die Untersuchungskommission den Tübinger Michael Andreas Mögling zum Anwalt – einen „ehrlichen Kerl“, wie Süß meint, aber „blutschlechten Doktor“. Dem noch dazu die Verteidigung bei jeder Gelegenheit erschwert wird: Mögling erhält nur begrenzt Einblick in die Akten oder Verhörprotokolle, viel zu selten gestattet man ihm den Besuch seines Klienten, nie darf er ihn allein sprechen.

Die Haft hinterlässt ihre Spuren: Aus dem eleganten Kavalier ist ein gebückter, weißhaariger Mann geworden, dem die schmutzigen Kleider in Fetzen gehen und der derart abgemagert ist, dass er sich die engsten Handschellen mühelos über die Gelenke streifen kann.

In seiner Qual findet Süß zum jüdischen Glauben zurück. Der freigeistige Spott weicht einer tiefen Frömmigkeit –

unaufhörlich spricht er hebräische Gebete, achtet auf die vorgeschriebenen Fastentage, weigert sich, andere als koschere Nahrung zu sich zu nehmen.

Den vielfachen Bekehrungsversuchen evangelischer Pastoren hält er entgegen, er wolle als ein Märtyrer seiner Religion sterben: „Ich bin ein Jud und bleib ein Jud. Ich würde kein Christ werden, wenn ich gleich ein Kaiser werden könnte.“

AM 13. NOVEMBER 1737 beginnt der Kriminalprozess. Die Anklage lautet unter anderem auf Hochverrat, Münzverfälschung, „Aussaugung des Landes durch tolle Machinationen“ sowie Kränkung der Religion. Schon die ersten beiden Delikte gelten als todeswürdig, üblicherweise bestraft durch Vierteilung oder Verbrennung bei lebendigem Leib.

Einen Monat später fällt das Gericht sein Urteil, einstimmig. Die Anklage sei hinreichend bewiesen, der Hochverräter solle seine Taten am Galgen büßen. Das Hängen gilt als besonders entehrende Strafe. Für das Urteil gibt es keinerlei Begründung oder auch nur einen Hinweis auf die verübten Verbrechen. Nur von „verdammlichen Misshandlungen“ ist die Rede – der ganze Prozess ist eine Farce, die Abrechnung der konservativen Räte mit dem verhassten jüdischen Emporkömmling.

Es heißt, der greise Regent Karl Rudolf habe lange gezögert, das Urteil zu unterzeichnen. Schließlich tut er es trotz-

Keren Hayesod – Vereinigte Israel Aktion e. V., Eine weltweite Familie mit Israel im Herzen

Die Geschichte des Keren Hayesod ist ein integraler Bestandteil der Geschichte des jüdischen Staates.

Keren Hayesod arbeitet grundlegend in vier zentralen Bereichen:

- Rettung von Juden in Gefahr
- Unterstützung und Integration der Einwanderung
- weltweite Förderung der jüdischen Identität und Kontinuität
- Überbrückung sozialer Klüfte in Israel und Ausbau einer sozialen Infrastruktur.

Weitere Informationen unter: www.keren-hayesod.de

Spendenkonto: SEB Bank Frankfurt/Main · BLZ 500 101 11 · KTO 1 007 165 400




WITH ISRAEL NOW

Keren Hayesod e. V.
Kurfürstendamm 196
D - 10707 Berlin
Fon: +49 (0)30 - 88 71 93 3
Fax: +49 (0)30 - 88 71 93 50

kh.berlin@keren-hayesod.de
www.keren-hayesod.de

dem, sagt dabei, es sei ein seltenes Ereignis, dass ein „Jud für Christenschelme die Zeche“ bezahle.

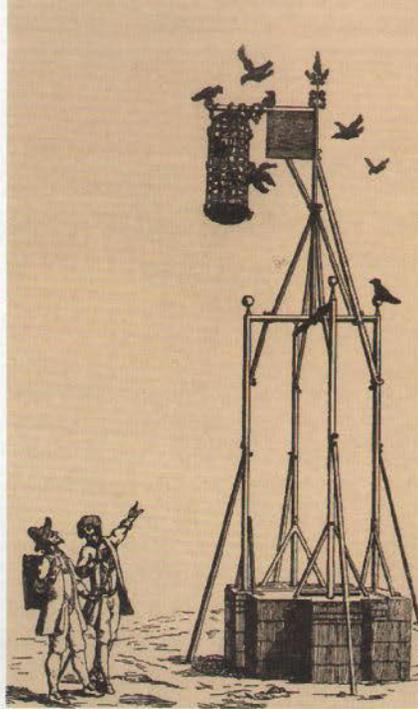
Die christlichen Mitangeklagten kommen glimpflich davon. Man hält ihnen zugute, dass sie unter dem Einfluss der dämonischen Persönlichkeit des Hofjuden gestanden hätten. Zwar werden sie aus Württemberg verbannt, behalten aber ihr Vermögen. Und wohl keiner von ihnen sieht das komfortable Exil in der Reichsstadt Eblingen als schlimme Strafe an.

Das Todesurteil wird vor dem Gefangenen zunächst geheim gehalten. Süß schöpft noch einmal Hoffnung, als man ihm am 29. Januar 1738 eröffnet, er werde nach Stuttgart verlegt: Vielleicht bringt man ihn in sein Palais, stellt ihn unter Hausarrest. Er streift die Lumpen ab, zieht seine feinen Kleider an, die man ihm gebracht hat: Kattunrock, eine Weste und neue Hosen.

Doch schnell legt sich seine Zuversicht: Die Hände werden ihm erneut hinterrücks gefesselt und an einen Fuß gekettet. Spätestens jetzt muss er erkennen, dass er als Jude trotz seiner Leistungen und trotz seiner ehemals herausragenden Stellung ohne jeden Schutz der Willkür einer christlichen Obrigkeit ausgesetzt ist. In Stuttgart angekommen, geht es nicht zu seinem Palais in der Seegasse, sondern zum Herrenhaus am Markt – dort pflegt man die zum Tode Verurteilten vor ihrer Exekution unterzubringen.

Die Hinrichtung ist für Dienstag, den 4. Februar 1738 angesetzt – sie wird zum größten Spektakel, das Stuttgart bis dahin gesehen hat: 12 000 Zuschauer versammeln sich, fast die ganze Stadt, Gaffer kommen von weither angereist. 2400 Soldaten werden abkommandiert, für Ruhe zu sorgen, die ansässigen Juden dürfen ihre Häuser nicht verlassen.

Süß fürchtet sich vor der öffentlichen Demütigung. Er bittet um schwarze Trauerkleidung, doch sie wird ihm verweigert: Der Jude hat seine Exekution im Staatsgewand durchzumachen, im scharlachroten Rock mit Goldtressen, feinem Oberhemd, weißen Seidenstrümpfen und Pertücke – man soll in ihm den gefallenen Höfling erkennen. Lediglich ein



Krähen umschwirren den Leichnam von »Jud Süß«. Sechs Jahre hängt er im Käfig am Galgen, bis man ihn verscharrt – eine Demütigung über den Tod hinaus

schmales schwarzes Tuch um den Kopf darf er tragen, darunter ein Zettel mit Bibelversen.

Am frühen Morgen führt ein Kommando der Miliz Joseph Süß Oppenheimer in den großen Saal des Herrenhauses im ersten Stock, zur Verkündung des Todesurteils: Der Angeklagte sei – „ihm zur wohlverdienten Strafe, jedermannlich aber zum abscheulichen Exemplar“ – am Galgen vom Leben zum Tod zu bringen. Süß fällt auf die Knie und bittet um Gnade, er beteuert seine Unschuld und verflucht seine Richter – doch ungerührt zerbricht der Vorsitzende ein dünnes weißes Stäbchen und wirft die Teile dem Verurteilten vor die Füße: Der Stab ist über ihn gebrochen, damit wird das Urteil rechtskräftig.

Eine halbe Stunde dauert die Prozedur. Dann schleppt man den gefesselten Delinquenten auf den Schinderkarren. 400 Grenadiere mit aufgepflanztem Bajonett begleiten den Wagen zum Richtplatz vor dem Siechentor außerhalb der Stadt. Vier kräftige Henkersknechte sind nötig, um den abgemagerten Süß, der sich mit aller Kraft wehrt, zum Galgen zu schleifen. Der ist zwölf Meter hoch, mit einem steinernen Fundament, dem zehn

Meter messenden Gestell aus Holz, darüber der eiserne Galgen. Daran hängt, dreieinhalb Zentner schwer und leuchtend rot angemalt, ein eiserner Käfig.

In dem Moment, da ihm die Henkersknechte am Fuße des Gerüsts den Strick um den Hals legen, beginnt Süß laut in hebräischer Sprache zu beten: „Schma Israel“, Höre Israel, das jüdische Glaubensbekenntnis. Auf jede einzelne der 49 Sprossen bis zum Käfig muss er geschoben werden. Quälend langsam geht es empor. „Schma Israel, Adonai Elohenu, Adonai Echad“, betet Süß unablässig, „Höre Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig!“ Endlich kommt er oben an – da zieht der Scharfrichter den Strick ruckartig zusammen und erwürgt ihn.

Als der Hingerichtete keine Lebenszeichen mehr von sich gibt, ersetzt der Henker den Strick durch eine Kette, der Käfig wird verschlossen – niemand soll den Leichnam herausnehmen und bestatten können. Die Exekution ist beendet, die Richter kehren zum Mittagessen in die Stadt zurück. Die Kosten der Hinrichtung – 539 Gulden, 34 Kreuzer und drei Heller – stellt man dem seit langem enteigneten Toten in Rechnung.

Die Gemeinschaft der Christenmenschen hat sich des jüdischen Aufsteigers entledigt. Er hat seine Strafe bekommen. Eine entwürdigende und deshalb in den Augen der Stuttgarter gerechte.

Sechs Jahre liegt die Leiche in dem Käfig, allen Juden zur Warnung, sich nicht zu stellen über die gottgegebene Ordnung der Gesellschaft. Dann lässt Herzog Karl Eugen, der gerade mündig gewordene Sohn Karl Alexanders, das Gerippe des wohl treuesten Dieners seines Vaters am Fuße des Galgens verscharrten.

Auch unter den Juden bleibt Süß ein Außenseiter, selbst nach dem Tod: Sein Name wird nicht in das Buch der Gerechten eingeschrieben. Und die Rabbiner verbieten es, um den früheren Abtrünnigen zu trauern. □

Frank Otto, 37, ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg. Mitarbeit: Olaf Mischer.

Jetzt im Handel



Warum wir immer so ungeduldig sind: der Mensch und seine **Zeit**.

Unsere Zeit wird scheinbar immer knapper – obwohl wir mehr davon haben denn je. GEO WISSEN entschlüsselt ganz objektiv die subjektiven Gründe und zeigt Ihnen, wie schnell sich Ihre Welt dreht. So viel Zeit muss sein – ab sofort im Handel.

© 2013 Geo

Mit
großem Test:
Welcher Zeittyp
sind Sie?

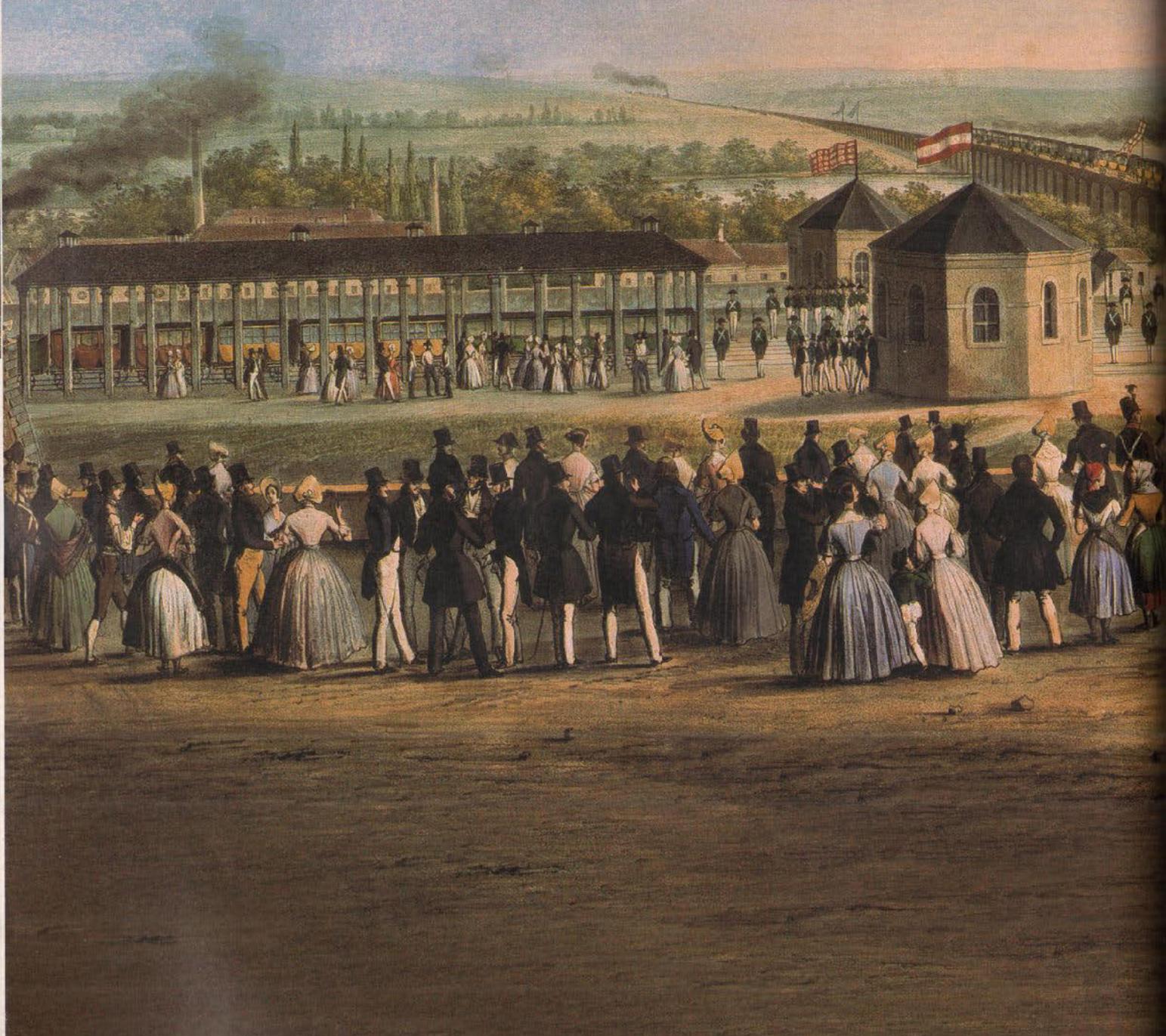


www.geo.de

Die Welt verstehen mit GEO

BANKHAUS ROTHSCHILD, 1798

Der Strom des Geldes



Die Rothschilds treiben die Industrialisierung Europas voran – so mit der von ihnen gebauten und 1846 eröffneten Eisenbahnlinie von Wien nach Galizien.

Wohl niemals in der Geschichte hat eine einzige Familie einen so großen Anteil am gesamten Weltvermögen besessen wie die Rothschilds im 19. Jahrhundert. Und kaum je ist ein Aufstieg so rasch verlaufen: Innerhalb weniger Jahrzehnte wird aus dem Talmudschüler Mayer Amschel Rothschild (1744–1812) ein internationaler Finanzier. Und seine fünf Söhne und zahllosen Enkel mischen schon bald mit in der großen Politik

VON JÖRG-UWE ALBIG

Sie stehen unter seinem Fenster. Sie belagern die Zuflucht, die er gefunden hat nach 42 Jahren in der Frankfurter Judengasse, nach all den Jahren im Ghetto, wo er eingesperrt war wie ein Tier. Jetzt hat er einen Garten, hat Blumen, hat Licht und Luft, ist sogar kürzlich geadelt worden. Doch seit langem kursieren Drohungen, in denen unter anderem steht, die Juden könnten bald „ihr Blut trinken“.

Jetzt sind sie da. „Baron Amschel“, höhnen sie schrill, „Baron Amschel!“

Es ist 1817, die Zeit nach Napoleon, die Zeit der Restauration. Der Kaiser ist vertrieben, doch an seiner Stelle regiert am Main der Hass. Unter den Besatzern ist es den Frankfurter Juden ein bisschen besser gegangen, haben sie 1811 gegen Zahlung von 440 000 Gulden sogar die Bürgerrechte erlangt. Fast ein Viertel davon hat Amschels Vater vorgestreckt, Mayer Amschel Rothschild, der Gründer des Familienunternehmens. Nach dem Abzug der Franzosen aber hat die Stadt die neue Freiheit wieder einkassiert, Juden aus öffentlichen Stellungen entlassen und ihren weiteren Zuzug verboten.

Schon während der „Befreiungskriege“ gegen Napoleon haben Intellektuelle wie der Philosoph Johann Gottlieb Fichte zum Kampf für völkische Reinheit getrommelt. Jetzt propagiert der „Turnvater“ Friedrich

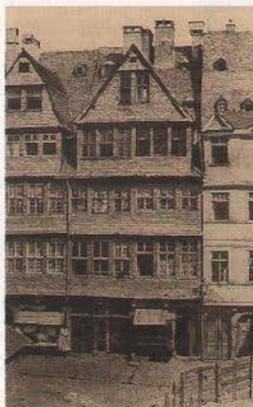
Ludwig Jahn den „Hass alles Fremden“, der Dichter Ernst Moritz Arndt warnt vor jüdischer Zersetzung des Heiligen.

Studenten in „altdeutscher“ Tracht, geschmückt mit Schärpe, Federbaret und Totenkopfdolch, taufen das Vaterland in „Burschenturnplatz“ um und machen Jagd auf „unteutsch“ wirkende Zeitgenossen. Patrioten schicken sich an, mit „Eh! Eh!“-Gebrüll auf Mitmenschen jüdischen Glaubens loszugehen.

Jetzt strömt die Meute vor Amschel Rothschilds Haus an der Bockenheimer Landstraße 10 zusammen. Und was nun geschieht, ist zwar nur ungenügend verbürgt – doch die Legende ist umso bezeichnender. „Liebe Freunde“, ruft der Hausherr vom Balkon hinab, „ihr wollt Geld vom reichen Juden. Es gibt 40 Millionen Deutsche. Ich besitze etwa die gleiche Anzahl Dukaten. Es kommt also auf jeden von euch einer, und den werde ich jedem runterwerfen. Dann geht heim!“

Die Meute, so die Anekdote, lässt von ihrem Opfer ab. Verdutzt schnappt sie nach den fliegenden Münzen, trägt die Beute eilig nach Hause. Und glaubt man der Überlieferung, so hat sein Geld, und nichts als sein Geld, Amschel Rothschild gerettet.

Vielleicht ist das der Antrieb, der hinter dem sagenhaften Aufstieg der Familie Rothschild steckt: Sie wurde



Das Haus »Zum Grünen Schild« im Frankfurter Ghetto: Hier beginnt der Aufstieg der Rothschilds

**Amschel
von Rothschild**

Der älteste Sohn (1773 bis 1855) des Dynastiegründers Mayer Amschel Rothschild übernimmt 1812 das Frankfurter Bankhaus M. A. Rothschild & Söhne. Seine Brüder eröffnen ab 1798 Niederlassungen in allen Finanzhauptstädten des Kontinents



reich, um zu überleben. Vielleicht häuften die Rothschilds all ihre Schätze an, um sich wenigstens jene Selbstverständlichkeit kaufen zu können, die umsonst schlicht nicht zu haben war: Toleranz.

Der Reichtum stabilisierte ihre prekäre Existenz mit massivem Gold, machte sie sturmfest gegen die Feindseligkeiten jener, die sich Christen nannten.

Über Jahrhunderte haben die Rothschilds giftige Fantasien geweckt, Verschwörungs-Halluzinationen, Zerrbilder von unanständigem Reichtum und obszöner Macht. Karikaturisten porträtierten die Bankiers als trüfäugige, hakennasige Strippenzieher, die Regierungen steigen und fallen lassen; als üble Könige mit dem Abbild des Goldenen Kalbs in der Krone, mit knöchigen Klauen die Welt umkrallend. „Wer beherrscht und reguliert / Die Politik auf weitem Erdenballe?“, fragte der Dichter Lord George Gordon Byron in seiner Dichtung „Don Juan“ – und gab selbst die Antwort: Bankiers wie der „Geldjude“ Rothschild.

Eine Paranoia, ein heimlicher, unheimlicher Wahn, der den Erfolg jüdischer Geschäftsleute seit jeher beargwöhnt – vom Aufstieg der deutschen Bankiersdynastien Oppenheim und Warburg bis zu den Transaktionen heutiger amerikanischer Großfinanziers. Schon der alte Goethe raunte vielsagend über das „skandalöse Gesetz“, das den Frankfurter Juden in den 1820er Jahren endlich die Hochzeit mit Nichtjuden ohne vorherige Taufe erlaubte: Wer wisse, ob nicht der allmächtige Rothschild dahinterstecke?

Doch hätten die Frankfurter Juden ohne die Unterstützung der reichen Rothschilds 1824 die Beseitigung zahlreicher erniedrigender Sonderregelungen und 1864 endlich auch das Wahlrecht erreicht? Hätten sie allein mit guten Worten – und nicht mit der Lockung von Anleihen – den Vatikan in den 1850er Jahren zu der Zusicherung überreden können, das römische Ghetto zu schließen? Hätten sie das Haus Habsburg zur allmählichen Rücknahme von diskriminierenden Gesetzen bewegen können, wenn nicht das eigene Geschäftsinter-

esse den jüdenfeindlichen Gesandten Wiens 1853 zu der Empfehlung gezwungen hätte, „die Kinder Israel etwas zu besänftigen“?

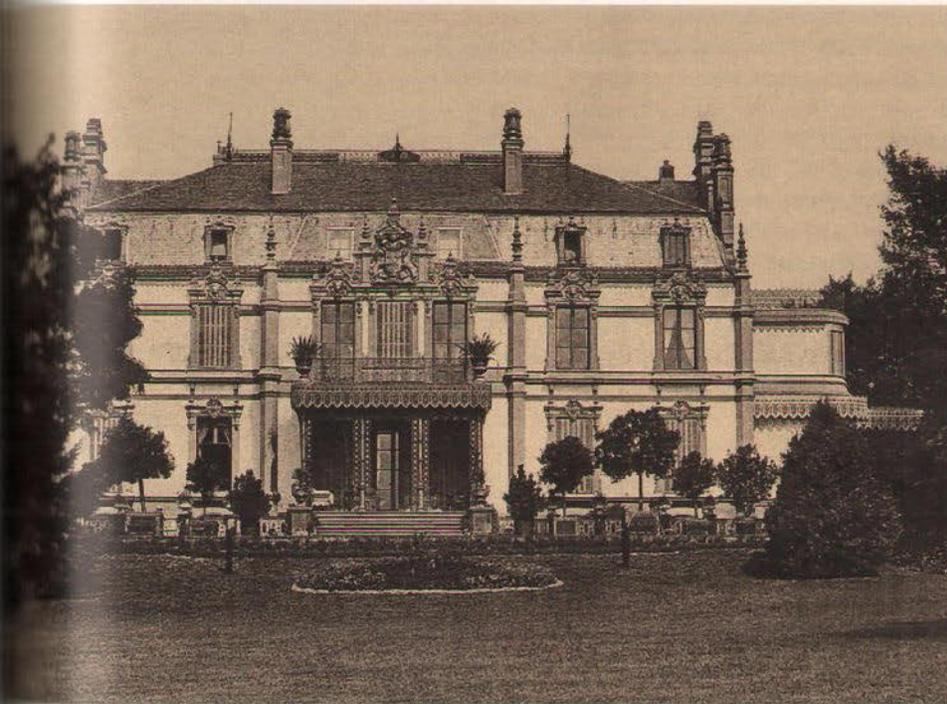
Hätten sie als mittellose Schlucker 1891 dem Zaren den Kredit verweigern und so gegen den Antisemitismus der russischen Regierung protestieren können? Hätte ein notleidender Edmond de Rothschild 1882, nach den Massakern an seinen Glaubensgenossen in der Ukraine, die Ansiedlung von Juden in Palästina finanzieren und so die Grundlage für viele nachfolgende – oft lebensrettende – Einwanderungswellen legen können?

So war es vielleicht nicht zuletzt ein Akt der Notwehr, dass sie im 19. Jahrhundert das größte Geldinstitut der Welt aufbauten, das unangefochtener die Branche anführte als jede heutige Bank; dass sie einen Anteil am Vermögen der Welt erwarben, der den jedes heutigen Computer- oder Ölmilliardärs übersteigt. Denn das Geld war der Ausbruch aus der Angst, aus der Demütigung, aus der Würdelosigkeit.

IN DEN VIERZIGER JAHREN des 18. Jahrhunderts, als Amschels Vater Mayer Amschel in die enge Welt der Frankfurter Judengasse am nordöstlichen Stadtrand geboren wird, ist ein Judenleben nicht viel wert. Am Nordturm der Alten Brücke prangt ein Fresko der „Juden-sau“, an deren Milch und Kot sich drei Rabbiner laben, dazu das Bild eines von Messerstichen durchlöchernten Kleinkinds mit der Behauptung, es sei „Anno 1475 am grünen Donnerstag“ rituell „von den Juden umgebracht“ worden.

Das Ghetto ist mit Mauern umschlossen. Die drei Tore am Nord- und Südenende sowie an der zur Innenstadt hin gelegenen Westseite werden nachts, an Sonntagen und zu christlichen Festen zugesperrt. Die Bevölkerung darf 500 Familien nie übersteigen; die Zahl der Ehen ist auf zwölf im Jahr beschränkt und das Heiratsalter auf 25.

Juden dürfen keine Parks und keine Gasthäuser betreten, sich nicht an der Stadtmauer oder in der Nähe des Doms



Mit imposanten Bauten demonstriert die Familie Rothschild ihren Erfolg – etwa mit der Villa Grüneburg in Frankfurt am Main. Das Ziel: endlich auch vom Adel und vom christlichen Großbürgertum gesellschaftlich anerkannt zu werden

aufhalten und „nicht über zween miteinander gehen“. Auf dem Markt dürfen sie kein Obst und kein Gemüse berühren, müssen den Hut abnehmen und beiseite treten, wenn es einem Bürger gefällt, sie auf der Straße mit „Jud“, mach Mores“ zu maßregeln.

Die „Judengasse“ ist ein Stadtviertel, ein Haufen Häuser zwischen der Bornheimer Straße und dem jüdischen Friedhof, etwa 50 mal 330 Meter groß. Die Gassen sind enge Schläuche, oft keine vier Meter breit, ohne Licht, frische Luft und sanitäre Anlagen. Ihre Bewohner sehen, wie ein Reisender 1795 erschreckt notiert, „wie wandelnde Tote aus“; sie sterben im Durchschnitt viel früher als die übrigen Frankfurter.

Hier wird Mayer Amschel Rothschild geboren, und hierher muss er 1764 nach seiner Ausbildung gemäß den für Juden gültigen Wohngesetzen zurückkehren, nachdem er in Fürth den Talmud studiert und bei der Firma Wolf Jakob Oppenheim in Hannover die Geldwirtschaft

kennen gelernt hat. Hier haben seine Vorfahren mit Stoffen gehandelt und als Geldwechsler gearbeitet. Hier lässt sich Mayer Amschel als Münz- und Antiquitätenhändler nieder.

Vielleicht ist es jener Sinn für Tradition, den er auf der Talmudschule gelernt hat, der ihm hilft, Gefallen an Denaren und Talern zu finden, für die man nichts mehr kaufen kann. Der ihm Mut macht, Kunden für sie zu suchen; Sammler, die es im Frankfurter Bürgertum nicht gibt.

Tatsächlich: Die alten Münzen finden Freunde. Es sind adelige Freunde, Freunde am Hof des Grafen Wilhelm von Hanau, Erbprinz von Hessen-Kassel. Eines Tages geruhen sogar Seine Hoheit höchstselbst, einer Legende zufolge gnädig gestimmt durch ein gewonnenes Schachspiel, für 38 Gulden und 30 Kreuzer eine Auswahl kostbarer Stücke zu erwerben. Und so beginnt eine Geschäftsbeziehung, die Mayer Amschel den Weg zum Reichtum ebnet.

1769 erhält der „Jude Mayer“, wie die gräfliche Buchhaltung ihn nennt, sogar den Titel eines „Hoffaktors“ – womit in diesem Fall ein fürstlich privilegierter Händler gemeint ist. 1783 verschafft ihm Wilhelm einen Sonderpass, der ihm eine gewisse Reisefreiheit beschert. (Denn ein gewöhnlicher Jude darf an Sonn- und Feiertagen das Ghetto nicht verlassen. Und überall an deutschen Straßen erheben Mautstellen den „Judenleibzoll“.) Doch am Hof in Hanau bleibt Mayer Amschel zunächst ein Nobody.

Wilhelm von Hanau, seit 1785 auch Regent von Hessen-Kassel, ist ein Mann mit schwach entwickelter Moral. Er hat mindestens zwölf illegitime Kinder gezeugt und Tausende seiner Untertanen als Soldaten vermietet, vor allem an Großbritannien. Den Erlös hat er zu gutem Zins an andere deutsche Fürsten verliehen oder in Großbritannien investiert. Und so ist er in den Augen seiner Zeitgenossen einer der reichsten „Kapitalisten“ Europas geworden.

Sein Finanzverwalter Karl Friedrich Buderus findet Gefallen an Mayer Rothschild und an den seltenen Münzen, die der Mann aus dem Ghetto ihm zu jedem Feiertag als Geschenk überreicht. Er ist es, der Rothschild den Zugang zu den Geldströmen öffnet, die den Hof seines Herrn überschwemmen: Denn regelmäßig versteigert Wilhelm Wechsel, die er für seinen Menschenhandel von der britischen Krone erhalten hat.

Die Bankiers in Kassel ersteigern diese schriftlichen Zahlungsverprechen, die an einem vereinbarten Stichtag fällig werden, zu einem Preis, der geringer ist als die auf dem Wertpapier zugesagte Summe – um sie später in voller Höhe in London einzulösen.

An diesem exklusiven und höchst lukrativen Geschäft will sich auch Mayer Amschel beteiligen. Karl Friedrich Buderus, sein Mann beim Fürsten, ebnet ihm den Weg. Und ganz allmählich wird der „Hoffaktor“ so zum Hofbankier.

UND ER WIRD REICH. Bis 1795 hat Mayer sein steuerpflichtiges Vermögen verdoppelt. Ein Jahr später stuft ihn

der Fiskus mit einem Vermögen von über 60 000 Gulden als zehntreichsten Mann der Judengasse ein. Und schon die Bilanz von 1797 weist als „Saldo meines Vermögens, Gott lob“, 108 504 Gulden aus. Er knüpft Verbindungen nach Regensburg, Augsburg, Leipzig, Berlin und Wien, nach Amsterdam, Paris und London.

Längst hat Mayer Amschel Rothschild das armselige Haus „Zur Hinterpfann“ gegen das Haus „Zum Grünen Schild“ in einem besseren Abschnitt der Judengasse getauscht. Es hat – eine Seltenheit im Ghetto – eine eigene Wasserpumpe. In diesem Haus gebiert ihm seine Frau Gutle mindestens 19 Kinder, von denen zehn am Leben bleiben; die Söhne müssen schon mit 13 Jahren in der Firma mitarbeiten; für höhere Bildung bleibt keine Zeit. Von hier brechen sie, kaum sind sie volljährig, zu Geschäftsreisen auf, rollen in Postkutschen durch Europa, die Gesichter rund wie Räder, wie Münzen; die ledernen Dokumentenmappen fest unter dem Arm.

Es ist die Bewegung, gemeinhin die einzige Chance der Schwachen, die ge-

gen Ende des Jahrhunderts zum Trumpf der Rothschilds wird. „Für den absoluten Bewegungscharakter der Welt“, wird 1900 der Soziologe Georg Simmel schreiben, „gibt es sicher kein deutlicheres Symbol als das Geld.“ Und so gibt die Familie Rothschild 1810 den Handel mit Antiquitäten und Stoffen fast vollständig auf und beschäftigt sich mit kaum etwas anderem mehr als mit Geld – dem „Träger einer Bewegung“, so Simmel, „in dem alles, was nicht Bewegung ist, völlig ausgelöscht ist“.

Zuerst sind es die Söhne, die Mayer in die Welt pflanzt wie Investitionen: Nathan geht nach England, Carl nach Italien, James nach Frankreich, Salomon ins kaiserliche Wien; nur Amschel bleibt in Frankfurt.

Unterschiedlicher könnten sie nicht sein. Der grobe, bescheidene Nathan mit dem Vorsatz, „kein Luxus zu machen“, weil „sonst die Zeitungen können anfangen zu schreiben gegen mir“. Der fromme, schwerfällige Carl, der stets die Mesusa küsst, die Metallkapsel mit den Bibelsprüchen am Türpfosten

seines Hauses, bevor er auf Reisen geht. Der schöne James, der Salonlöwe mit den dunklen Locken. Salomon, der mürrische Lebemann im blauen Frack und Nankinghosen, der Philanthrop mit einem Hang zu Wohltätigkeit und jungen Mädchen. Und der ängstliche, ruhebedürftige, kinderlose Amschel, der bisweilen beim Beten vor Inbrunst in Ohnmacht fällt.

Als der Franzosenkaiser Napoleon Europa zu unterwerfen beginnt, im Jahr 1806 mit seiner Kontinentalsperre den Handel mit Großbritannien lahm legt und den Kurfürsten Wilhelm von Hessen-Kassel an einem frühen Novembermorgen zur Flucht gen Norden zwingt, besteht die Mobilität der Familie Rothschild ihre erste Probe.

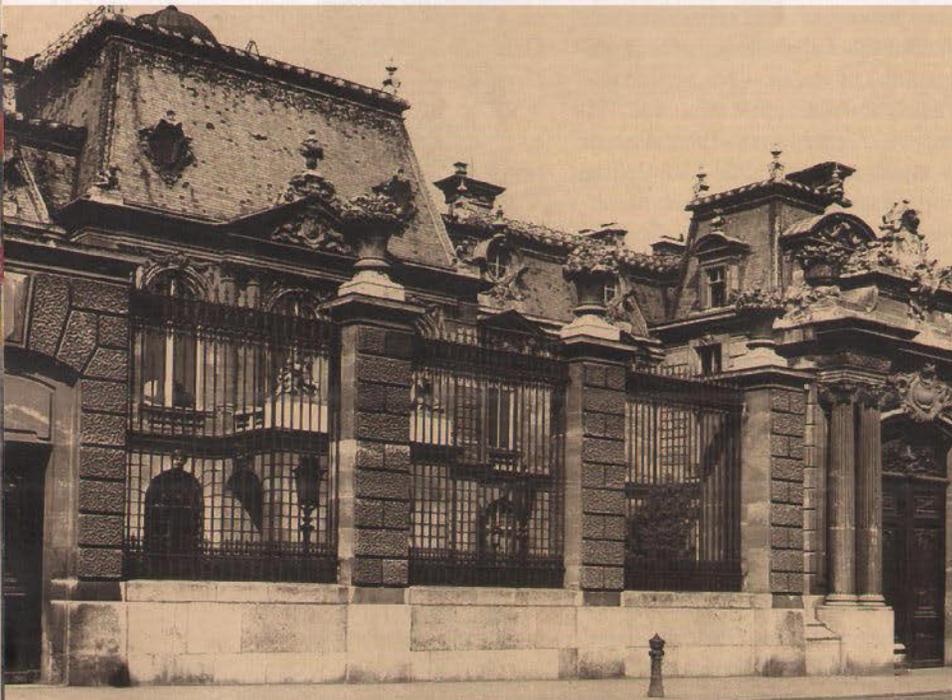
Während Wilhelm im Exil schmort, in Schleswig und Prag, besorgen die Rothschilds seine weitläufigen Millionengeschäfte, treiben die Darlehen ein, die er über Europa verteilt hat, verwalten die britischen Investitionen, die ihm jeden Monat Zinsen und Dividenden von fast 2000 Pfund einbringen. Sie überreden ihn zum Kauf von britischen Staatsanleihen, um das Geld in Bewegung zu halten – und um selber mit zweistelligen Prozentzahlen an den Transaktionen zu verdienen.

Karl Buderus, der sorgsam angeführte fürstliche Finanzberater, schiebt derweil für die Bankiers aus dem Ghetto die Konkurrenz aus dem Feld: Ab 1807 ist Mayer Amschel Rothschild der einzige Treuhänder des Wilhelmschen Vermögens.

Das Zentrum der atemlosen Aktivitäten, das Haus „Zum Grünen Schild“ in der Frankfurter Judengasse, bleibt derweil scheinbar unbewegt – die Nabe eines sich wahnwitzig drehenden Rades.

In den geheimen Direktiven, die in seinen Kutschen durch Europa reisen, gibt Mayer Amschel Rothschild sich selbst den Tarnnamen „Peter Arnoldi“, der Kurfürst heißt „Herr Goldstein“, dessen englische Investitionen werden „Stockfish“ genannt.

Leicht lassen die Rothschilds Geld und Waren über die streng bewachten



In Wien erbauen die Rothschilds an der Prinz-Eugen-Straße ein Palais. Es gehört zu den wenigen Residenzen der Bankiersdynastie, welche die Zeiten nicht überdauert haben: Das Gebäude wird im Jahr 1954 abgerissen



Salomon Mayer von Rothschild

Mayer Amschels zweit-ältester Sohn (1774–1855) leitet die Wiener Filiale. Die Rothschild-Bank wird zum größten Finanzhaus Europas. Sie finanziert Bahnlinien, Bergwerke und Stahlhütten – und profitiert so von der Industriellen Revolution

Grenzen laufen. Nathan schmuggelt Geld über den Kanal nach Frankreich. Dort legt Bruder James es in Wechseln auf London an, die wegen der Blockade weit unter Wert zu haben sind. Schließlich löst Nathan die Wechsel wieder in London zum vollen Betrag ein.

Frankreichs Polizisten sind machtlos: Die Brüder, meldet einer ihrer Agenten, seien „sehr raffiniert, ausgesprochen vorsichtig und beherrschen die Kunst, sich Freunde zu machen“.

Die Rothschilds führen ihren eigenen Krieg, der keine Verbündeten braucht. Sie leiten britische Hilfsgelder an Londons Alliierte in Österreich, Preußen und Russland weiter, versorgen in einem Husarenstreich wohl auch General Wellington, der in Portugal die britischen Truppen gegen Napoleon organisiert. Dazu lässt Nathan eine größere Menge Goldes nach Frankreich verschiffen. James überzeugt den französischen Finanzminister, dass ein Goldexport aus England die britische Krone nur schwächen und die „Banque de France“ stärken würde – und erhält die Genehmigung für die Transaktion. Dann nimmt er das Gold an der Kanalküste in Empfang und tauscht es gegen spanische, sizilianische und maltesische Wechsel um, reicht sie an Carl weiter, der diese über die Pyrenäen in Wellingtons Hände schmuggelt. Derweil reist Salomon pausenlos zwischen Toulouse und Saint-Jean-de-Luz hin und her, um die Strecke vor dem Zugriff der Behörden zu sichern.

Und in Frankfurt sitzt Mayer Amschel, der Patriarch, und horcht den Generalpostmeister der Familie Thurn und Taxis, der ihm wegen gewisser Darlehen verpflichtet ist, nach neuesten Nachrichten aus.

DENN WENN ETWAS dem Geld an Beweglichkeit gleichkommt, dann sind es Informationen. Die blau-gelb uniformierten Boten der Rothschilds, ihre Kutschen, ihre Schiffe, die bei jedem Wind und Wetter segeln – sie eilen durch die Welt, bringen Berichte von Siegen und Niederlagen, Regierungskrisen und diplomatischen Kabalen.

Verwandte, Händler und Journalisten rapportieren als Korrespondenten der Rothschilds aus Rom, Turin, Florenz, Mailand und Neapel, aus Odessa und Petersburg, Brüssel und Amsterdam, New York, Baltimore und San Francisco. Brieftauben aus eigener Zucht in der englischen Grafschaft Kent und in Hemsbach an der Bergstraße überfliegen alle Hindernisse, tragen vor allen Zeitungen die Meldung vom Ausbruch der Pariser Juli-Revolution nach London.

Sie lassen bei der Konkurrenz den verzweifelten Plan reifen, Falken und Habichte an der Kanalküste zu stationieren, um den flatternden Boten den Gar aus zu machen – und so die nahezu mythische Verbindung der Rothschilds mit der Weltgeschichte zu kappen.

Doch das Auf und Ab der europäischen Politik treibt die Bewegung der Rothschilds an wie der Kolben den Motor: die Kriegswirren zum Beginn des 19. Jahrhunderts, die tollkühnen Schwankungen der Währungen, die Flut der Staatsschulden aus Wiederaufbau und Reparationen, die nach dem Frieden von 1815 ins Monströse gestiegen ist.

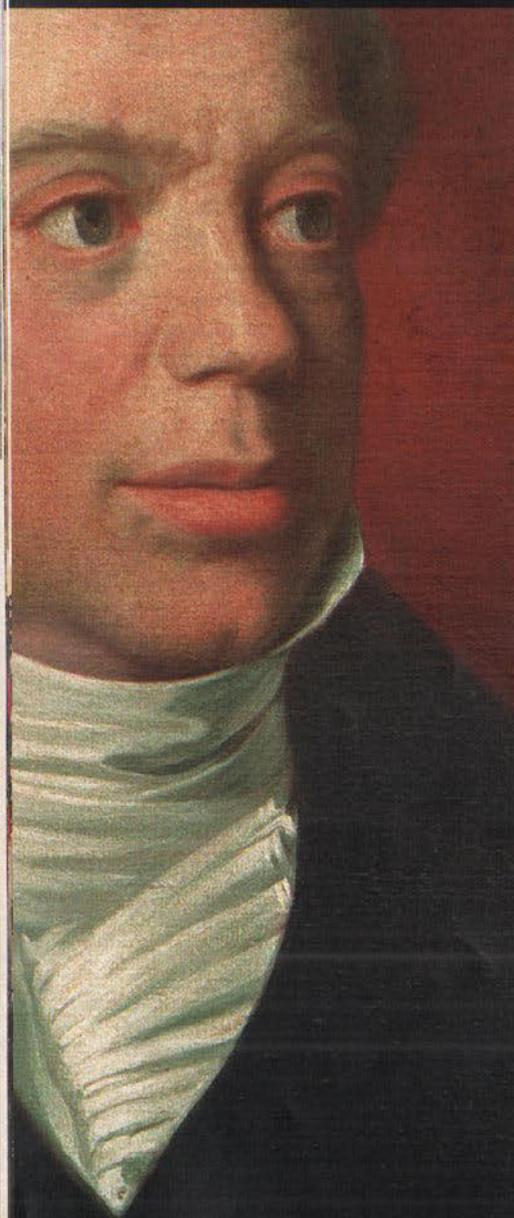
1817 beschließt Preußen, mit mehr als 70 Millionen Talern in der Kreide, eine große Anleihe aufzunehmen. „Wenn die Anleihe hier gelingen soll“, schreibt der preußische Gesandte aus London, „so glaube ich allerdings, dass dies nur durch Rothschild zu bewirken ist.“

Nur Nathan ist in der Lage, eine solche Menge Geldes aufzubringen. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts – im Jahr 1812 ist der Dynastiegründer Mayer Amschel gestorben – gelingt es den Rothschilds, die finanziellen Begehren fast aller europäischen Großmächte auf sich zu vereinigen und alle Konkurrenten hinter sich zu lassen.

Durch ihr Pariser Bankhaus etwa zirkuliert ein ununterbrochener Menschenstrom, eine nimmermüde Prozession der Wünsche. Von fünf Uhr früh an ziehen die Bittsteller am Ohr des James Rothschild vorbei, an seiner reglosen Miene, seinen kranken Augen, seinem pausenlos arbeitenden Hirn. Die Wechsel- und Börsenmakler, die Aufträge erbitten.

**Nathan
Mayer de Rothschild**

Der dritte Sohn (1777–1836) des Patriarchen geht 1799 nach England. In Manchester und Schottland kauft Nathan zunächst Stoffe für den Export nach Deutschland, bevor er 1811 nach London übersiedelt. An dem damals bedeutendsten Finanzplatz der Welt widmet er sich bald ausschließlich Bankgeschäften



Die Edelsteinhändler, die ihre Juwelen ausbreiten. Die Kunsthändler mit ihren Gemälden und Porzellanvasen, die Angestellten, die Depeschen bringen und Unterschriften wollen.

Bisweilen lässt James Rothschild sich das Essen servieren, während die Schlange sich um seinen Tisch windet und am Ausgang von seiner jüngsten Tochter Charlotte empfangen wird, die auf dem Spazierstock ihres Vaters reitet und auf einer Trompete bläst.

Es ist ein Bild des Kreislaufs, der das Leben der Rothschilds umwälzt und das der ganzen Welt. Ein mobiler Dauerzustand, in dem nichts bleibt, wie es ist – ganz wie die Bündnisse, welche die Rothschilds eingehen, um ihn zu erhalten. 1823 finanziert James Rothschild noch Frankreichs Ludwig XVIII., der im Auftrag der Heiligen Allianz die liberale Revolte in Spanien niederschlägt; sieben Jahre später wird dessen Nachfolger Karl X. von der Juli-Revolution in Frankreich abgesetzt, und James ergreift selbst die Partei der Liberalen.

Dem neu eingesetzten „Bürgerkönig“ Louis-Philippe bleibt er treu – bis 1848 die Pariser erneut auf die Barrikaden steigen, der König nach Großbritannien flieht und die Menge das Palais Royal plündert. Und wieder ist James bereit: Gleich nach der Machtübernahme des neuen Regimes sichert er sich das Vertrauen der Revolutionäre mit einer großzügigen Spende an den Polizeipräfekten – „für gute Zwecke“.

Nur die Geschwindigkeit ist es, die das Überleben sichert. Und so stürzen sich die Rothschilds mit Eifer auf alle Neuerungen, die diese Geschwindigkeit erhöhen. 1875 streckt ihr Londoner Haus der britischen Regierung vier Millionen Pfund für den Erwerb des Suezkanals vor, der die Fahrtzeit zu den Gewürzkammern Asiens entscheidend verkürzt.

Die Pariser Filiale finanziert ein europaweites Eisenbahnnetz, das Belgien und Frankreich, die Schweiz, Österreich und Deutschland verbindet und bis nach Spanien und Italien reicht. Und schon 1835 hat Salomon Rothschild von seinem „Allerdurchlauchtsten Groß-

mächtigsten Kaiser“ Ferdinand I. das „Allerhöchste Wohlgefallen“ für den Bau einer mehr als 400 Kilometer langen Strecke von Wien ins galizische Bochnia erlangt.

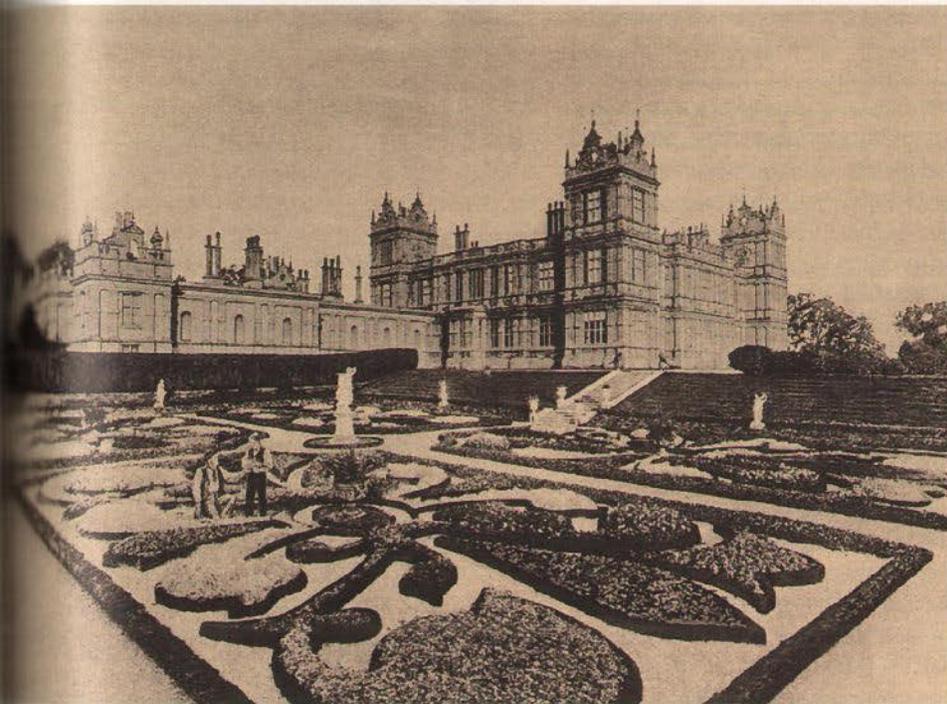
Doch wo immer die Rothschilds die neue Mobilität propagieren, fällt das Publikum in Angststarre. In Wien warnen Ärzte und Journalisten vor den hohen Geschwindigkeiten, die angeblich die Lungen zum Bersten bringen, das Blut aus Augen, Nase, Ohren und Mund schießen lassen, die Männer zum Selbstmord und die Frauen zu sexueller Raselei treiben.

Als im Juli 1846, drei Wochen nach der Einweihung mit einer eigens komponierten Kantate von Hector Berlioz, 13 Waggons der Rothschildschen „Nordbahn“ zwischen Paris und Brüssel entgleisen und viele Passagiere ums Leben kommen, wendet sich der Zorn gegen die Juden: „Die Rothschilds haben von unserem Unglück immer nur profitiert“, giftet ein antisemitisches Pamphlet, „wenn Frankreich gewann, verloren die Rothschilds.“

DENN NOCH IMMER SIND JUDEN den Eliten Europas Fremdlinge, Ungelittene, unheimliche Zeitgenossen. Auch die Rothschilds bewerben sich oft ohne Erfolg um Mitgliedschaft in den feinen Clubs der Gesellschaft, warten vergebens auf Einladungen zu Festen und Bällen, erleben, wie Geschäftsleute ihre Gesellschaft meiden, um nicht selbst für Juden gehalten zu werden.

1822 gewähren sie dem österreichischen Staatskanzler Clemens Graf von Metternich ein Darlehen in Höhe von 900 000 Gulden – und erlangen auch endlich die Freiherrenwürde und die Zulassung ihres Familienwappens mit Krone, Löwe, Adler, Einhorn und fünf Pfeilen als „Symbol der Einigkeit unter den fünf Brüdern“. Vor dem Kredit hat ihnen Wien das Wappen entschlossen verweigert – mit „besonderer Rücksicht“ auf die Tatsache, „dass die Gebrüder Rothschild Israeliten sind“.

Noch bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts dürfen Juden im habs-



Nathan Mayer Rothschild lebt all seine Jahre zurückgezogen. Erst nach seinem Tod drängt die Familie in die britische High Society. Sein Sohn Lionel kandidiert für das Unterhaus. Und dessen Bruder Mayer besitzt seit 1850 Schloss Mentmore

burgischen Reich kein Land erwerben, nicht Richter, Beamte noch Lehrer werden. Sie haben Sondersteuern zu zahlen und sich regelmäßig bei den Behörden zu melden. Als Salomon Rothschild 1819 nach Wien kommt, kann er kein Haus kaufen, sondern muss im Hotel „Zum Römischen Kaiser“ wohnen.

Fast ein Vierteljahrhundert lang muss er Krankenhäuser stiften, im Dürresommer 1835 auch 25 000 Gulden für den Bau einer Wasserleitung von der Donau in die Vorstädte spenden, muss Wohltat über Wohltat verteilen – bis Wien ihm endlich, ehrenhalber und ausnahmsweise, das Bürgerrecht verleiht.

Doch es wird noch bis zum Jahr 1887 dauern, ehe Kaiser Franz Joseph zum „besonderen Beweis Seiner Allerhöchsten Huld“ Albert Rothschild nebst Gattin für hoffähig erklärt.

DAS RINGEN DER FAMILIE um aristokratische Würde ist ein handfestes Paradox. Denn zwar sind die Rothschilds, wie der

Dichter Heinrich Heine mit kritischer Bewunderung schreibt, „die größten Revolutionäre, welche die moderne Demokratie begründeten“. In einer Welt der Ignoranz aber sind es Status und Noblesse, die am wirksamsten gegen die Verachtung schützen.

Und weil niemand sie einlädt, müssen die Rothschilds eben selbst Empfänger ausrichten, die so verlockend sind, dass sich auch die ärgsten Judenfeinde zu ihnen bequemen: In Paris gibt James im Schnitt vier Gesellschaften pro Woche, zu denen er bisweilen den Damen einen Blumenstrauß mit einem Diamantring überreichen lässt.

Und auch die Kunst-Fürsten von Heine bis Balzac, von Rossini bis zu Liszt und Chopin, die im Salon seiner Frau Betty die Kreationen des Meisterkochs Antonin Carême goutieren – sie sind nicht zuletzt Entlastungszeugen gegen die mehr oder weniger verstohlene Anklage, die noch immer durch Europas Gesellschaft raunt.

Als die englische Königin Viktoria 1846 Nathan Rothschilds Sohn Lionel nur den minderen Titel eines Baronet anbietet, weil „man eine Person jüdischen Glaubens nicht zum Peer machen sollte“, fühlt sich der Bankier brüskiert und lehnt das Almosen der Queen ab. Kurz darauf beschließt er, mit der Liberalen Partei für das Unterhaus zu kandidieren. Er wird gewählt – doch er scheitert an der vorgeschriebenen Eidformel, die den „wahren Glauben eines Christenmenschen“ beschwört.

Als Lionel eine Nachwahl erzwingt und wieder gewinnt, weigert er sich erneut, die Formel der Selbstverleugnung zu sprechen: „Ich lasse diese Worte aus“, verkündet er dem Plenum am 30. Juli 1850, „weil sie nicht mit meinem Gewissen vereinbar sind.“ Er setzt seinen Hut auf, küsst das Alte Testament und fügt hinzu: „So wahr mir Gott helfe.“

Empört verweist ihn der Parlamentssprecher des Saals. Und am 5. August verweigert ihm die Regierung aufs neue seinen Sitz.

Doch verbissen fährt Lionel fort, das Parlament zu belagern. Elf Jahre lang schleppt Lionel Rothschild seinen gichtgeplagten Körper von Wahlkampf zu Wahlkampf. Vergeblich kandidiert und gewinnt er vier Mal – bis im Sommer 1858 das Oberhaus endlich dem Unterhaus zugesteht, allein über die Verbindlichkeit der Eidformel zu entscheiden.

Das Unterhaus schafft den Zwang zum christlichen Schwur ab, und Lionel kann seinen Sitz einnehmen. „Ein harter Kampf gegen Hass, Neid und Intoleranz ist es gewesen“, bemerkt seine Frau Charlotte nach überstandener Schlacht.

UND SO SIND AUCH DIE PALÄSTE, mit denen ihr Mann die Insel schmückt, nicht zuletzt Schutzburgen gegen die Diskriminierung. Das Wohlwollen der christlichen Nachbarn seiner Landsitze Tring Park, Halton House und Ascott House erkaufte sich Lionel Rothschild mit Spenden an die umliegenden Pfarreien, lässt Kirchen renovieren, Orgeln erneuern.

Das Landgut von Gunnersbury Park baut Lionel zu einer Insel der Ruhe vor

Hass und Missgunst aus – die Blütenmeere, die Schwanenseen, die italienische Villa, von Pergolen umkränzt. Der japanische Garten mit dem Riesenbambus, den Steinbrücken und Tempelchen. Die Diners in den Riesenzelten, die Lampons, taumelnd in der Abendluft, die Primadonnen und Virtuosen aus den besten Konzerthäusern Europas.

Der Luxus lockt selbst Kirchenfürsten wie Kardinal Nicholas Wiseman an – der sich damit von der antisemitischen Politik des Kirchenstaats distanziert.

Die Saison auf Gunnersbury ist ja kein Vergnügen, sondern harte Arbeit am Menschen. „Hier haben wir jede Nacht die stinkenden Bälle“, klagt Lionels erschöpfter Bruder Nathaniel in einem Brief – und beschwert sich, wie „verschwitzt die alten französischen Damen nach einem langen Walzer riechen“. Lionels jüngster Sohn Leopold baut das Wunderhaus am Hamilton Place, in dem, wie es heißt, schon der Aufzug so aufwendig ist, dass man billi-

ger in einer Droschke durch ganz London fährt als vom ersten in den zweiten Stock des Rothschild-Hauses.

1874 kauft Leopolds Cousin Ferdinand für 200 000 Pfund einen Hügel mit Aussicht in Buckinghamshire, um ihn zu einem Weltwunder umzubauen. Er lässt einen Teil des Hügels einebnen, eine 20 Kilometer lange Wasserleitung legen, Hunderte von Bäumen umpflanzen und in der Einöde einen Park mit Terrassen, Vogelhäusern, Springbrunnen und Grotten anlegen, mit Statuen aus dem 17. Jahrhundert und einem Marmorpalast in der Mitte, der das Beste von Ferdinands vier französischen Lieblingsschlössern vereint – „geschmackvoll kombiniert und verbessert“. Dort empfängt er den Schah von Persien, den deutschen Kaiser und die kaum judenfreundlich gesinnte Königin Viktoria.

Als 1862 der französische Kaiser Napoleon III. im Rothschild-Schloss Ferrières bei Paris seine Aufwartung macht, ist das schon kein Gnadenerweis mehr,

sondern ein Staatsbesuch. Am Bahnhof schreitet der Monarch über einen Teppich mit eingewebtem Bienenmuster. An den vier Türmen des Schlosses haben die Diener die kaiserlichen Standarten zusammen mit den Farben der Familie gehisst. Baron James führt den Gast durch seine Kunstsammlung, vorbei an Meisterwerken von van Dyck und Velazquez. Gerührt sieht er zu, wie der Kaiser im Garten eine junge Zeder pflanzt, speist mit ihm von Sèvresporzellan mit dem Dekor des Rokoko-Malers François Boucher.

Bei der anschließenden Jagd in den Wäldern der Rothschilds sterben 1231 Stück Wild zu Ehren des Herrschers; anschließend singt der Chor der Pariser Oper Rossinis „Chor der demokratischen Jäger“. Am späten Abend reist der Kaiser ab; ein Spalier von Fackelträgern erleuchtet seinen Weg bis zu den Grenzen des Rothschildischen Besitztums.

DOCH BEI ALLEM HANG zum monarchischen Prunk gibt es „keine stärkeren Beförderer der Revolution“, so notiert Heinrich Heine, „als eben die Rothschilde“.

Indem das Haus Rothschild „das Staatspapierensystem zur höchsten Macht emporhob, dadurch die großen Besitzthümer und Einkünfte mobilisierte, und gleichsam das Geld mit den ehemaligen Vorrechten des Bodens belehnte“, habe es, so Heine, „die Oberherrschaft des Bodens“ beendet.

Die träge Erde, aus der Absolutismus und Fürstenherrschaft wuchsen: Die Rothschilds haben sie durch das bewegliche Geld ersetzt, das „unzuverlässigste Element“, das fließt, wohin es will – „flüssiger als Wasser, windiger als Luft“.

Zwar ist Geld „das flüchtigste Ding der äußerlich-praktischen Welt“, wie der Soziologe Simmel dem Dichter bestätigen wird, doch zugleich „seinem Inhalte nach das beständigste“.

Und so bleibt das wichtigste Kapital, mit dem die Rothschilds ihre Erfolge erwirtschaften, der Zusammenhalt der Familie. Er brauche nur zwei Nationen auf der Welt zu kennen, soll Nathan



Im Jahr 1841 kauft Carl Mayer von Rothschild einen Palazzo in der Via Chiaia. Es ist das prachtvollste Haus Neapels. Allerdings erlangt die italienische Niederlassung niemals die wirtschaftliche Bedeutung der in den anderen Metropolen gegründeten Institute

Rothschild seinem Sohn ans Herz gelegt haben: „Unsere Mischpoche – und dann all die anderen.“

Schon der Patriarch Mayer Amschel Rothschild hat die Regeln gesetzt, die dem Familienbetrieb bis heute Dauer verleihen. Nur männliche Familienmitglieder dürfen die Schlüsselstellungen der Firma besetzen, werden am Tag ihrer Hochzeit automatisch zu Teilhabern der Firma: eine Ehre und eine Pflicht, die bis in das 20. Jahrhundert hinein kein Sohn verweigern wird. Bis 1960 wird es keinen Teilhaber geben, der nicht in direkter Linie von Mayer Amschel Rothschild abstammt, dem schlichten Kaufmann aus dem Frankfurter Ghetto.

Und während Europas Königshäuser noch zögern, den Rothschilds gesellschaftliche Ehren zuzubilligen, hat sich die Sippe selbst längst zur Dynastie nach habsburgischem Vorbild geprägt: „unsere königliche Familie“, wie einer von ihnen in einem Brief schreibt, die auch bei der Partnerwahl am liebsten unter sich bleibt – nicht zuletzt, um die Mitgift in der Familie zu halten.

Im Juli 1824 nimmt James, der in Frankreich schon längst keine angemessene Familie zum Einheiraten mehr findet, kurzerhand seine Nichte Betty zur Frau, die Tochter seines Wiener Bruders Salomon. Auch die nächste Generation sucht ihre Gattinnen vorzugsweise innerhalb der Sippe: Insgesamt zehn der 13 Enkel Mayer Amschels heiraten Cousinen oder Nichten.

Eine aquarellierte Zeichnung von der Hochzeit zwischen Salomon Rothschilds Sohn Anselm und Nathans Tochter Charlotte im Jahr 1826 präsentiert den Festakt wie einen Vertragsabschluss beim Notar – die Kontrahenten mit Pokerface auf rechtwinklig postierten Stühlen, umgeben von ernsten Familienmitgliedern in der starren Haltung von Sekundanten.

Hochzeitsverträge regeln die Nutzungsrechte an jedem Schal, jedem Juwel. Ein unumstößliches Ritual besiegelt den Bund, der mehr ist als eine Ehe, nämlich die Befestigung des großen Ganzen: Bis zum Tod der Firmemutter Gutle mit 96 Jahren im Jahr 1849 muss

jedes frischvermählte Rothschild-Paar nach der Feier gen Frankfurt reisen, wo es zwar kein abgesperrtes Ghetto mehr gibt, aber die alte Dame noch immer im Haus „Zum Grünen Schild“ in der einstigen Judengasse residiert.

Eine Anekdote erzählt, wie bei einer solchen Gelegenheit eines Tages eine Nachbarin die Greisin anschließend fragte, ob die weltläufige Verwandtschaft womöglich während des Besuchs habe durchblicken lassen, ob der gerade herrschende Frieden in Gefahr sei. „Es kommt nicht zum Krieg“, soll Gutle Rothschild beschwichtigt haben. „Meine Söhne geben kein Geld dafür her.“

Denn die Rothschilds, obwohl zu Kriegszeiten reich geworden, haben längst kein Interesse mehr am Schlachtengetümmel. In ihrem weltumspannenden Geldverkehr werden Kontobewegungen zu Friedensbewegungen, weil nur der Frieden den Fortgang der Geschäfte sichert.

Sie antichambrieren bei ihren mächtigen Geschäftspartnern, kolportieren gezielt Gerüchte aus Hof und Politik. Und selbst Alfred Rothschild, ein Sohn Lionels, ein Dandy und Exzentriker, der gern in seinem Privatzirkus auftritt, mit einem Zebragespann spazieren fährt und seinen Gästen bei der Milch zum Morgentee die Wahl zwischen den Produk-

Carl Mayer von Rothschild

Der zweitjüngste Spross Mayer Amschels (1788–1855) sammelt lieber Kunst, statt sich um Finanzgeschäfte zu kümmern. Trotzdem hat die von ihm geleitete italienische Niederlassung des Familienimperiums wahrscheinlich auch während der internationalen Finanzkrisen des frühen 19. Jahrhunderts nie einen Verlust erlitten



**James Mayer
de Rothschild**

Mayer Amschels jüngster Sohn (1792–1868) geht 1814 nach Paris und steigt schnell zum führenden Bankier Frankreichs auf. Er führt das Bankhaus durch zwei Revolutionen – mal auf Seiten der Monarchie, mal auf jener der Republik



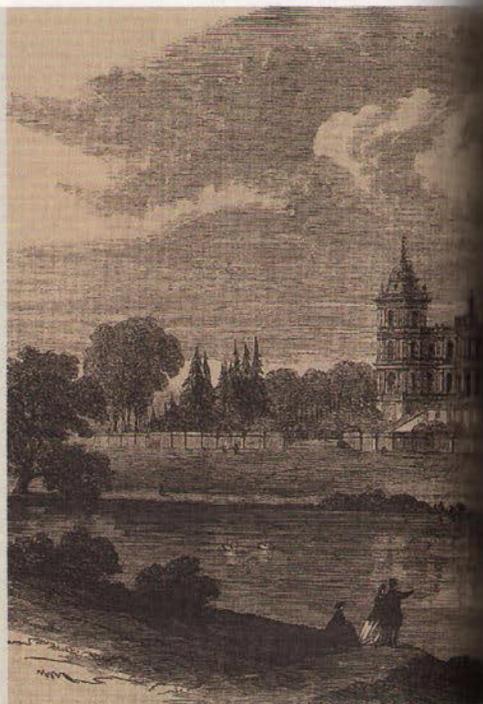
ten dreier verschiedener Rinderrassen lässt, erweist sich Ende des 19. Jahrhunderts als äußerst sensibler Diplomat.

In seinem Londoner Stadthaus am Seamore Place lädt er die deutsche und britische Elite zu Dinern, lässt 1898 den deutschen Botschafter und den englischen Kolonialminister bei Mokka und Kognak ihre Missstimmigkeiten um Samoa bereden, versucht 1899 die Spannungen zwischen Briten und Buren in Südafrika zu entschärfen, öffnet auch nach einer deutschfeindlichen Breitseite britischer Zeitungen 1900 gern ein paar edle Flaschen, um einem Berliner Diplomaten begreiflich zu machen, „dass diese Presseangriffe dem Foreign Office unangenehm“ seien.

IM ERSTEN WELTKRIEG müssen jedoch auch ein paar Rothschilds kämpfen. Immerhin können sie es vermeiden, gegeneinander in die Schlacht zu ziehen: Die englischen, die französischen und die österreichischen Söhne der Familie, die eingezogen werden, kämpfen zwar an der Westfront, in Italien und im Nahen Osten, doch treffen sie nie direkt aufeinander. Derweil lässt sich, so die Fama, Lady Constance Rothschild die deutschen Luftangriffe mit ausgewählter Beiläufigkeit von ihrem Butler melden: „The Zeppelins, Mylady!“

Das ist exakt die stoische Haltung, die den Rothschilds geholfen hat, das Anbränden der Jahrhunderte zu überstehen. Die reptilienhafte Starre, mit der Nathan Rothschild täglich von halb vier bis halb fünf Uhr nachmittags an seiner Säule in der Südostecke der Londoner Börse ausharrte. Die Ungerührtheit des Louis Rothschild, der sich 1938 vor dem „Anschluss“ Österreichs durch die Nazis trotz aller Unheilszeichen weigert, Wien zu verlassen: Erst als Hitler bereits in Wien einzieht, bejubelt von seligen Massen, entschließt er sich zur Abreise. Doch die SS konfisziert seinen Pass, verhaftet ihn am folgenden Tag und bringt ihn ins Gestapo-Hauptquartier im Hotel Metropol.

Für die Freiheit ihres Gefangenen fordern die Nazis den gesamten Besitz



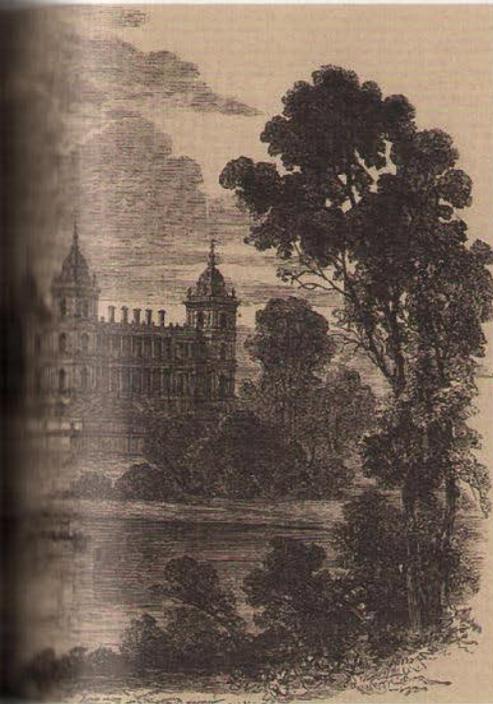
In seinem Schloss Ferrières an der Seine gibt James Bälle, so prächtig, als wären sie die eines Monarchen. »Weißt du, wer Vizekönig und sogar König in Frankreich ist?«, so eine Gräfin einmal: »Es ist Rothschild«

des österreichischen Hauses, vor allem die Eisenwerke im tschechischen Witkowitz – die der vorsichtige Louis jedoch längst in den Besitz der englischen Rothschild-Versicherungsgruppe „Alliance Insurance“ und damit vorläufig in Sicherheit gebracht hat.

So kann die Familie Bedingungen stellen: alles österreichische Rothschild-Eigentum gegen Louis' Unversehrtheit, die Witkowitz Werke jedoch erst nach seiner Freilassung.

Über ein Jahr lang bleibt Louis in Haft. Heinrich Himmler droht, schmeichelt. Um seinen kostbaren Gefangenen kulant zu stimmen, lässt er ihm französischen Pomp ins Gefängnis schicken; eine Louis-quatorze-Standuhr, eine Louis-quinze-Vase, bunte Kissen und ein Radio auf einer seidenen Fransendecke.

Indigniert lässt der Baron den Plunder wieder abräumen: „Die Zelle sieht ja



aus wie ein Krakauer Bordell.“ Wenige Tage später nehmen die Nazis die Bedingungen an. Louis Rothschild darf das Gefängnis verlassen und nach einer Zahlung von fünf Millionen Mark „Fluchtsteuer“ ausreisen.

Mit dieser Unerschütterlichkeit übersteht die Familie auch die Nachkriegszeit – die Umwandlung der Londoner und Pariser Stadtpaläste nach dem Krieg, in denen jetzt ein Nachtclub einzieht, die sowjetische Botschaft, die Zentralverwaltung für den Marshallplan. Auch die Verstaatlichung der französischen Rothschild-Bank, immerhin gegen eine Entschädigung zum aktuellen Börsenkurs, durch den sozialistischen Präsidenten François Mitterrand im Jahr 1981. Eine Enteignung, die Guy de Rothschild („Ein Jude unter Pétain, ein Paria unter Mitterrand, das reicht mir“) ins Exil nach New York treibt, wo er mit der 1967 gegründeten Rothschild Inc. Firmenfusionen und unfreundliche Übernahmen orchestriert. 1984 baut sein Sohn David auch die Firma in Paris mit vier Finanzexperten und einer Sekretärin als unscheinbare,

doch einflussreiche Investmentbank für die Elite wieder auf.

So haben sich die Rothschild-Finanzunternehmen mittlerweile vom größten Bankhaus der Welt zum Bankhaus der Größten gesundgeschrumpft, verwalten die exquisiten Vermögen der Mächtigen und Superreichen.

2002 hat der englische Rothschild-Zweig vier der zehn größten Unternehmensübernahmen Europas begleitet. Und 1989 haben die Rothschilds auch an ihrem Ursprungsort Frankfurt wieder ein Haus eröffnet, das den Frankfurter Flughafen an die Börse brachte, an der Privatisierung von Post und Telekom beteiligt war und 2003 auf der Rangliste der Fusions- und Übernahmeverhandlungen an dritter Stelle stand.

Im Juli 2003 feierten Baron David und Sir Evelyn mit einer guten Flasche 1982er Mouton Rothschild die Vereinigung des Londoner und der Pariser

Zweige unter dem Dach der Rothschild Continuation Holding, die rund 2500 Mitarbeiter in 30 Ländern beschäftigt – von Johannesburg bis Hongkong.

Und noch immer schwören die Rothschilds auf die Kraft der Familienbande: Zur Jahrtausendwende hielten sechs Familienmitglieder 37 Verwaltungsratssitze in 15 der wichtigsten Rothschild-Unternehmen. Sie lassen das Geld rollen, leicht und ungreifbar wie Wasser und Luft – und zelebrieren die hohe Kunst des Überlebens.

„Ich muss doch weiterleben“, soll ja der alte Nathaniel Rothschild im letzten Jahr seines Lebens gesagt haben. „Wenn ich es nicht tue, wäre das der schlimmste geschäftliche Fehler, den ich je gemacht habe.“ □

Jörg-Uwe Albig, 45, lebt als Journalist in Berlin. Dieser Text ist, nach vielen Porträts bedeutender Gestalten aus Kultur oder Politik, seine erste Würdigung einer Bankiersdynastie für GEOEPOCHÉ.

Haus der Wannsee-Konferenz Gedenk- und Bildungsstätte



Historischer Ort der Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942, an dem fünfzehn hochrangige Vertreter der SS, der NSDAP und verschiedener Ministerien die Kooperation bei der geplanten Deportation und Ermordung der europäischen Juden besprachen.

Dauerausstellung:

Die Wannsee-Konferenz und der Völkermord an den europäischen Juden

Angebote für Gruppen:

(mehrsprachige) Führungen und kostenlose Seminare/Studententage
- nach telefonischer oder schriftlicher Anmeldung -
Geöffnet täglich 10.00-18.00 Uhr (außer an gesetzlichen Feiertagen)

Verkehrsverbindung: S-Bahn 1 oder 7 bis Bahnhof Wannsee,
dann Bus 114 bis Haltestelle „Haus der Wannsee-Konferenz“

Am Großen Wannsee 56-58 • 14109 Berlin
Tel.: 030-80 50 01-0 • Fax: 030-80 50 01 27
eMail: info@ghwk.de • Internet: <http://www.ghwk.de>

*Jahwe hat geboten, sich von ihm »kein Bildnis zu machen«. Doch jede Religion, auch das Judentum, achtet das Bedürfnis des Menschen, seine Verehrung des Heiligen in **Kunstwerken** zu zeigen. Und so schufen jüdische Meister über Jahrhunderte eindrucksvolle Handschriften, filigrane Schmiedearbeiten und prachtvollen Zierschmuck zum Lobe des Herrn. Auf dass die Bewunderung der Schöpfung Ehrfurcht erwecke vor der Majestät des Schöpfers*

Das Erbe der Ahnen



Die Tora ist die Grundlage der jüdischen Religion. Um sie zu ehren und zu schützen, wird sie kostbar umhüllt. Diese in silberne Zylinder gefassten Schriftrollen wurden 1766 nicht für die liturgische Anwendung in der Synagoge angefertigt, sondern für das private Studium des Londoner Rabbiners und Mystikers Samuel Jacob Chaim Falk





Dieser Teller aus dem 17. Jahrhundert zeigt die Beschneidung eines acht Tage alten Knaben auf den Knien seines Paten. Damit wird der Junge in den Bund aufgenommen, den Gott mit Abraham geschlossen hat. Kaum ein Gebot ist von den Gläubigen über alle Jahrhunderte mit größerer Beharrlichkeit eingehalten worden, denn die Beschneidung ist ein irreversibles Zeichen für die Zugehörigkeit zum Judentum

Verpflichtung

בסימנא טבא ובמזלא מעליא



Eine Bedingung für eine rechtsgültige Trauung ist die symbolische Gabe von »Kessef« (Silber) an die zukünftige Ehefrau. Seit der Renaissance ersetzen mit Synagogen oder Tempeln geschmückte Ringe wie diese aus dem 17. und 18. Jahrhundert den vorher üblichen Brautpreis in Geld. Außerdem muss der Mann in einem kunstvoll verzierten Ehevertrag (»Ketubba«) zusagen, die Frau nach seinem Tod oder bei einer von ihm verschuldeten Scheidung wirtschaftlich abzusichern – so wie es in dieser Urkunde von 1721 Moses, der Sohn des Joseph de Leon aus der italienischen Stadt Pisa, Sarah verspricht, der Tochter des Samuel Henriques Miranda





Der Wesir Haman, so die Bibel, plant 450 v. Chr. die Ermordung aller in Persien lebenden Juden. Doch die Jüdin Esther, Gattin des Perserkönigs, kann ihr Volk retten; Haman wird hingerichtet. Die Esther-Rolle mit dieser Geschichte wird alljährlich beim Purimfest gelesen und gesungen – wie diese italienische Handschrift aus dem 18. Jahrhundert. Fällt bei der Lesung der Name Hamans, wird die Ratsche geschwungen. Das russische Instrument aus dem 19. Jahrhundert zeigt den Gehängten. Der Lärm soll den Namen des Bösen auslöschen



Erinnerung

Filigrane Schmiedearbeiten gemahnen an den Sabbat und die jährlichen Festtage: Die silbernen Fische aus dem 19. Jahrhundert symbolisieren das Sternzeichen des Monats Adar (Februar/März), in dem das Purimfest stattfindet. Auch für die Verwahrung von wohlriechenden Gewürzen, die bei der Verabschiedung des Sabbats am Abend

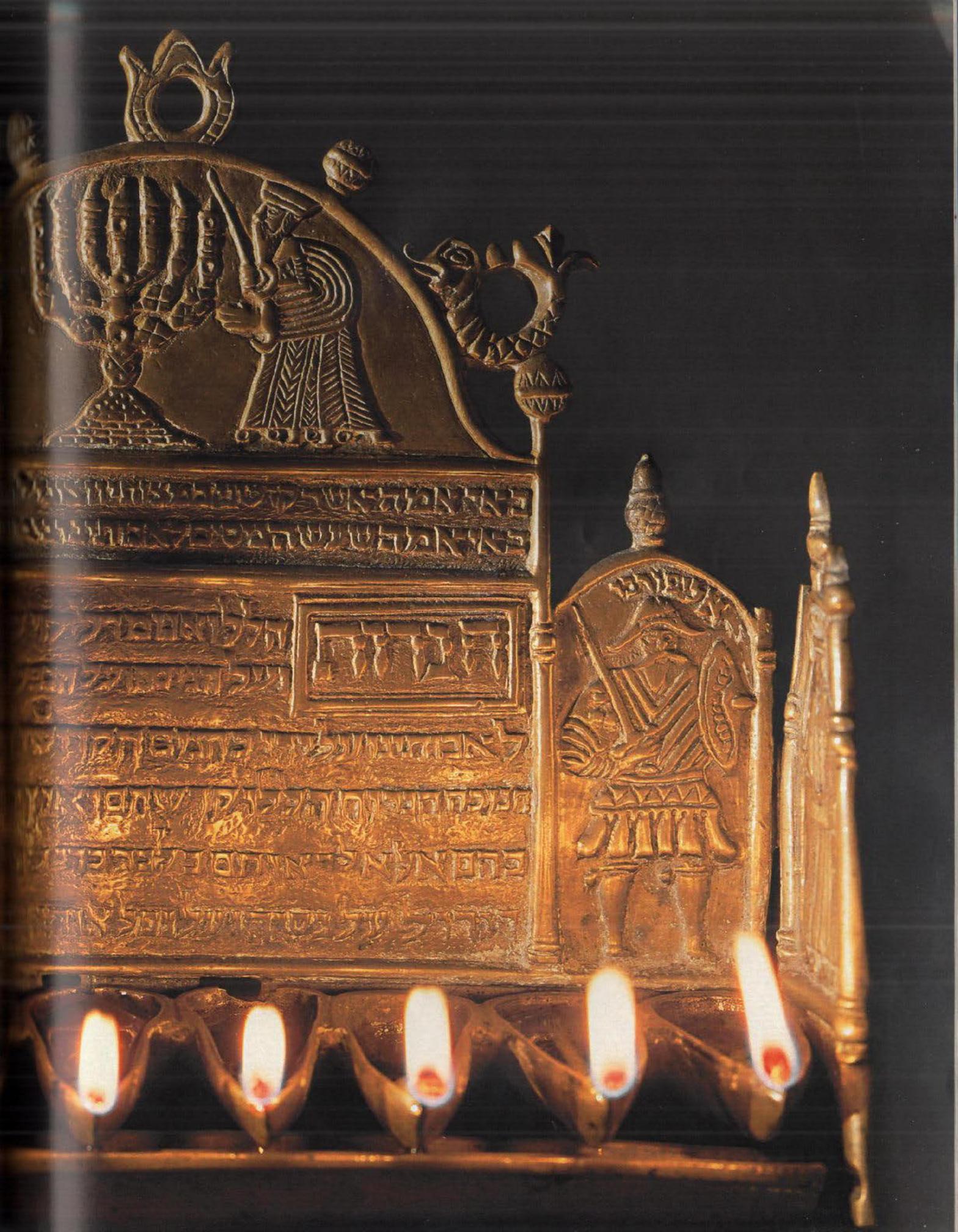
herumgereicht werden, sind ganz besondere Behälter entstanden: die Bessamim-Büchsen. In den von Türmchen verzierten Gefäßen, die russische und polnische Meister im 18. und 19. Jahrhundert schufen, werden Kräuter aufbewahrt, deren Duft die Erinnerung an den heiligen Sabbat in die darauf folgende Woche weitertragen soll



Der Talmud überliefert ein Lichtwunder: Bei der Neueinweihung des Jerusalemer Tempels nach dem Sieg der Makkabäer über die Seleukiden im Jahre 164 v. Chr. sei nur ein Kännchen Öl für einen Tag zur Hand gewesen – das jedoch habe acht Tage lang gebrannt. So sei genug Zeit geblieben, neues rituell reines Olivenöl zu pressen. Seither wird die »Einweihung« (Chanukka) begangen. Die achtflammige Lampe (Chanukkia) ist Wahrzeichen der Feier: An den Abenden werden Lichter angezündet, eines am ersten, zwei am zweiten – acht am letzten Tag des Festes. Daher entstanden spezielle Leuchter mit acht Vertiefungen für die Dochte und einem »dienenden« Licht (Schamasch). Diese Chanukkia aus Venedig von 1650 wird unter anderem von zwei Delfinen geziert, die ein Symbol der Rettung und des Heils sind

Hoffnung







Ende des 19. Jahrhunderts erhalten die Juden in Deutschland gleiche Rechte wie alle anderen Bürger. In Kunst und Wirtschaft, Wissenschaft und

Medien steigen sie schnell bis in die Spitzen der Gesellschaft auf und gestalten – etwa durch die Neue Synagoge in Berlin – das Land mit, das sie lieben. Einer der erfolgreichsten von ihnen ist der Großverleger **Rudolf Mosse**. Doch sein Traum von einer vollkommenen Integration wird sich nicht erfüllen

Glanz und

Als Rudolf Mosse im Jahre 1860 aus Posen nach Berlin kam, hatte er nur einige Taler in der Tasche. 50 Jahre später besaß er ein Stadtpalais am Leipziger Platz, drei Rittergüter und rangierte in der Liste der größten Steuerzahler der Hauptstadt auf Platz drei.

Als Mosse nach Berlin ging, hatte er gerade eine Lehre zum Buchhandelsgehilfen abgeschlossen. 50 Jahre später war er einer der größten Pressemagnaten seiner Zeit und gebot über ein Imperium von mehreren Zeitungen und einen gut Teil der öffentlichen Meinung. Politiker suchten seinen Rat, Künstler und Literaten strömten zu seinen Salonabenden, Freunde und Kollegen bestaunten seine riesige Kunstsammlung.

Als Mosse sich in Berlin ansiedelte, begann allmählich, nach Jahrhunderten der Zurücksetzung, die große Zeit der Juden in Deutschland. Mit dem Ende der rechtlichen Benachteiligung erlebte das Kaiserreich eine förmliche Explosion jüdischer Kreativität, Innovation und Leistung – wie kaum ein anderes Land der Welt. In Kunst und Wissenschaft, Wirtschaft und Politik nutzten Juden in den folgenden Jahrzehnten überall im Land, vor allem in den Städten, die sich ihnen bietenden Möglichkeiten. Voller Patriotismus und Zuversicht stiegen sie auf bis in die höchsten Sphären der Gesellschaft und wurden zugleich zu Vorreitern der Moderne. Und einer der wichtigsten Protagonisten dieser einzigartigen Blüte war Rudolf Mosse, Verleger.

Doch nahezu von Beginn an trug das Goldene Zeitalter auch den Funken eines bald wieder aufflammenden Hasses in sich. Der Wunsch vieler Juden nach einer respektierten normalen Existenz als deutsche Bürger jüdischen Glaubens sollte sich nicht erfüllen.

DIE KASSENBÜCHER MÖGE ER stets so sorgfältig führen, „wie ein frommer Jude die heilige Tora behandelt“, hatte der Vater seinem Sohn Rudolf in einem seiner mahnenden Briefe geraten. Dabei war der Kleinstadtarzt Dr. Markus Mosse aus Graetz bei Posen selbst gar kein allzu frommer Jude, sondern vor allem Demokrat. In der bürgerlichen Revolution von 1848 hatte er in vorderster Linie auf Seiten der Aufständischen gegen die alte monarchistische Ordnung gekämpft und war dafür einige Monate in Festungshaft gekommen.

Dem Sohn Rudolf und seinen 13 weiteren Kindern vermittelte er dennoch mit ungebrochener Überzeugung die liberale Weltsicht und schärfte ihnen dazu immer wieder die Tugenden Sorgfalt, Fleiß, Redlichkeit und Bescheidenheit ein – allesamt Eigenschaften, mit denen man im allmählich aufstrebenden Deutschland etwas werden konnte.

Und so geht Rudolf 1860 mit 17 Jahren, wenngleich mittellos, so doch nicht ohne nützliches Gepäck aus der Provinz in die preußische Hauptstadt.

Unscheinbar und zurückhaltend wirkt der junge Buchhandelsgehilfe, klein und schwächig ist er. Doch das kräftige Gesicht, die hohe Stirn und die energisch blickenden Augen verraten, welche Durchsetzungskraft in ihm wohnt. Rasch zeigt sich, dass er zudem über außergewöhnliches unternehmerisches Geschick verfügt – und über merkantilen Weitblick. Nachdem er seine ersten Anstellungen in staubigen Buchläden jeweils nach kurzer Zeit gelangweilt aufgegeben hat, geht er zur Presse und beginnt für die auflagenstarke Familienzeitschrift „Die Gartenlaube“ in Leipzig einen Anzeigenteil zu organisieren.

Inseraten haftet in dieser Zeit etwas Unfeines, ja Unseriöses an. Kaum eine Firma bedient sich überhaupt dieser noch relativ neuen Lockmethode. Doch Mosse glaubt fest daran, dass Anzeigen allen etwas bringen können: den inserierenden Händlern und Betrieben neue Kunden; den Zeitungen und Zeitschriften weitere Einnahmen, die es ermöglichen, die hohen Abonnementpreise zu drücken und so die Auflage zu steigern; und nicht zuletzt einem umtriebigen Vermittler, der beide Seiten systematisch zusammenführt, einen einträglichen Gewinn.

Mosse kalkuliert richtig: Zu Neujahr 1867 öffnet mit einem bescheidenen Startkapital von einigen hundert Talern in Berlin die „Zeitungs-Annoncen-Expedition Rudolf Mosse“, eine Agentur zur Anzeigenvermittlung, die in der Friedrichstraße 60 im ersten Stock über einem Schirmmacher und einem Zigarrenladen residiert. Es ist Mosses erstes eigenes Geschäft – und das Fundament für seinen Aufstieg ins Großbürgertum des Deutschen Kaiserreichs.

Binnen weniger Jahre wird aus dem kleinen Betrieb ein weit verzweigtes Unternehmen mit Filialen in ganz Deutschland und dem deutschsprachigen Ausland. Mehr als 50 Mitarbeiter füllen die Anzeigenteile Dutzender überregionaler Zeitungen, geben Listen mit den besten Insertionsorganen heraus und gestalten, ein neuartiger Service, die Annoncen nach den Wünschen der Kunden mit dekorativen Passepartouts und Figuren. Firmenchef Mosse ist ein begnadeter Innovator und Organisator, ein Pionier der modernen Werbung – und er will in andere Felder der noch jungen Massenmedien expandieren.

Bereits 1867, noch im Jahr der Gründung seiner Annoncen-Agentur, hat Rudolf Mosse beim Berliner Polizeipräsidium eine Konzessionierung als „Zeitungsverkäufer“ erwirkt. Vier Jahre liegt sie weitgehend ungenutzt in der Schublade. Doch dann, mit dem Erfolg und den ersten großen Summen, die das Anzeigengeschäft einbringt, gründet Mosse eine eigene Tageszeitung, das „Berliner Tageblatt“. Es wird zu einem der wichtigsten Organe der deutschen Pressegeschichte.

Später heißt es, Mosse habe bei einem Skatabend mit seinem Schwager spontan entschieden, dass er es leid sei, immer nur für fremde Zeitungen Inserate zu sammeln: „Am Ende ist es doch gar nicht so schwer, auch den Text zum Herumbauen um

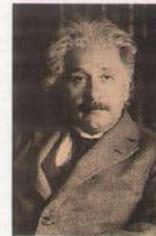
Verhängnis



Ab etwa 1870 prägen Menschen jüdischer Herkunft Gesellschaft und Kultur im deutschsprachigen Raum mit – so der Neurologe **Sigmund Freud** (1856–1939), der die Psychoanalyse begründet



Fritz Haber (1868–1934) ist Deutschlands führender Chemiker, als er im Ersten Weltkrieg tödliche Gaswaffen entwickelt. Für die Synthese von Ammoniak wird ihm 1918 der Nobelpreis verliehen



Albert Einstein (1879–1955), der bedeutendste Physiker des 20. Jahrhunderts, erlangt durch die Relativitätstheorie Welt-ruhm. Den Nobelpreis bekommt er 1921 für Arbeiten zur Quantenphysik

die Inserate zusammenzubekommen.“ Doch sicher gingen dem Zeitungsprojekt sehr viel genauere Planungen voraus.

Denn Rudolf Mosse ist nicht der Mann, der eine Sache unbedacht angeht. Selbst die scheinbar glücklichsten beruflichen Fügungen werden von ihm akribisch vorbereitet und kontrolliert, sind bis ins kleinste Detail durchgerechnet. Die „Schaubühne“, ein später legendäres Kultur- und Politikmagazin, attestiert ihm „ein Unmaß von besonnenem Wagemut“.

Die Geleitworte der ersten Ausgabe vom Dezember 1871 jedenfalls klingen wohl überlegt, gravitatisch, wie ein Manifest: „In einer Zeit, da die Augen der Welt auf Berlin gerichtet sind, treten wir mit dem ‚Berliner Tageblatt‘ vor die Öffentlichkeit. Das Material soll in weltstädtischem Sinne redigiert werden. Es muss das Bewusstsein uns beseelen: Für die zivilisierte Welt schreibt, wer für Berlin schreibt!“

IN DER TAT IST BERLIN zu einem bedeutenden Ort geworden. Seit Anfang des Jahres ist die alte preußische Residenzstadt nun Kapitale des neuen deutschen Großreichs: eine Weltstadt, zumindest dem Anspruch nach. Bereits während der zehn Jahre davor ist die Bevölkerung um 50 Prozent angewachsen: Mehr als 800 000 Menschen leben in der Stadt, und es werden stetig mehr. Industrie und Handel erstarken im Fieber der „Gründerzeit“ – nicht zuletzt dank der aus dem besiegten Frankreich fließenden Kriegsreparationen. Die Stadt, die Zuspätgekommene, schickt sich für alle sichtbar an, ihren Rückstand auf die anderen europäischen Metropolen wie London oder Paris mit Macht aufzuholen.

Anziehend wirkt dieses aufstrebende Berlin vor allem auf deutsche Juden. Hier gibt es Berufe, die ihrem oft hohen Bildungsniveau entsprechen – und weniger dunkelhafte Feindseligkeit als auf dem Land. Im Jahrzehnt nach 1860 kommen gut 17 000 jüdische Neuberliner. An der Oranienburger Straße im Bezirk Mitte wird 1866 die Neue Synagoge im maurisch geprägten Stil eingeweiht, weil das alte Gotteshaus überlastet ist.

Fast 2700 Plätze stehen der wachsenden Gemeinde nun zur Verfügung. Aber auch das reicht eigentlich nicht. Um 1910 werden fast ein Viertel aller rund 615 000 deutschen Juden in der wilhelminischen Hauptstadt wohnen.

Und sie leben in neu gewonnener Freiheit. Denn zum ersten Mal seit dem Mittelalter sind ab 1871 alle rechtlichen Benachteiligungen für die jüdische Minderheit im Kaiserreich aufgehoben: keine Gesetze mehr, die Juden zu abhängigen Schutzbefohlenen eines Herrschers degradieren; keine wirtschaftlichen Beschränkungen, die es ihnen etwa untersagen, Häuser zu kaufen; keine Berufsverbote, die Juden den Dienst beim Militär, in Schulen oder der Justiz versperren.

Die meisten ergreifen die Chancen, welche die Emanzipation ihnen eröffnet. Bereits Mitte des 19. Jahrhunderts hat der soziale Aufstieg der jüdischen Minderheit begonnen – und er beschleunigt sich jetzt eindrucksvoll. Mehr als 60 Prozent der deutschen Juden zählen im Kaiserreich zum mittleren oder gehobenen Bürgertum; nur wenige leben noch in Armut.

Manche jüdische Unternehmer steigen hinauf in die Spitzen der deutschen Wirtschaft. Die Familien Hietz und Wertheim begründen Warenhausdynastien. Mit seinen oberschlesischen Fabriken wird Fritz von Friedländer-Fuld zu einem der größten Rohstoff-Tycoons des Landes. Der Hamburger Reeder und spätere Generaldirektor der Hapag, Albert Ballin, ist maßgeblich für den Aufbau der deutschen Handelsflotte verantwortlich.

Im Verlagswesen macht sich neben Rudolf Mosse die Familie Ullstein einen großen Namen. Jüdische Großbankiers wie



Rudolf Mosse (Zweiter v. L.) posiert 1891 mit sechs seiner sieben Brüder. Aus dem gelernten Buchhandelsgehilfen ist ein angesehenener Berliner Medienunternehmer geworden. Die anderen Söhne des Arztes Markus Mosse machen als Apotheker, Juristen oder Textilhändler Karriere. Der Erfolg der deutschen Juden um 1900 ist beispiellos



Samuel Fischer (1859–1934) gründet 1886 den S. Fischer Verlag in Berlin. Neben Werken von Stefan Zweig und Gerhart Hauptmann verlegt er 1901 Thomas Manns Erfolgsroman »Buddenbrooks«



AEG-Präsident **Walther Rathenau** (1867–1922) ist erfolgreicher Industriel-ler, aber auch Schrift-steller und Politiker. Als Außenminister fällt er 1922 einem antisemiti-schen Attentat zum Opfer



Albert Ballin (1857–1918) macht die Schifffahrts-linie Hapag zur größten Reederei der Welt. Aus Verzweiflung über den Zu-sammenbruch des Deut-schen Kaiserreichs nimmt er sich 1918 das Leben

die Warburgs aus Hamburg finanzieren die Hochindustrialisierung der Nation am Ende des 19. Jahrhunderts. Um 1895 besetzen Juden, traditionell im Geldgeschäft tätig, etwa 37 Prozent der höchsten Führungsstellen im preußischen Bankwesen. Wie kaum eine andere Bevölkerungsgruppe partizipieren die ehemals Entrechteten an Deutschlands Sturmlauf in die Moderne.

Doch unterschwellig gärt auch im Kaiserreich der Judenhass. Bereits im „Gründerkrach“ von 1873, der ersten Wirtschaftskrise nach der Reichseinigung, sind es wieder die Juden, die als Sündenböcke herhalten müssen. Alte Ressentiments mischen sich mit dem Neid gegenüber der offensichtlich erfolgreicheren und nun gleichberechtigten Minderheit. Beinahe zyklisch tritt die Judenfeindschaft fortan auf, vor allem in Krisenzeiten – und sickert zunehmend tiefer in das Gewebe der Gesellschaft.

Im Jahr 1879 wird der Geschichtswissenschaftler Heinrich von Treitschke „die Juden“ zum „Unglück“ für die deutsche Kultur erklären, und seine Studenten werden begierig lauschen. Denn die Arbeitslosigkeit unter Akademikern ist groß, und Juden sind, weil sie die neuen Aufstiegschancen konsequent nutzen, unter den Hochschulabsolventen überrepräsentiert. Eine ganze Generation junger Akademiker, Ärzte, Juristen und Wissenschaftler, das künftige deutsche Bildungsbürgertum, wird in dieser Zeit von antisemitischen Gedanken geprägt.

Doch nicht nur die geistige Elite des Landes pflegt heimlich den Judenhass. Der Hofprediger des Kaisers, Adolf Stöcker, mobilisiert mit seinen wortgewaltigen Hetzreden gegen die jüdische Gleichberechtigung das protestantische Kleinbürgertum: Handwerker, Angestellte und auch Bauern – all jene, die in der rasanten Modernisierung des Landes um ihre Existenz fürchten. Etliche antisemitische Parteien wie die von Stöcker gegründete Christlich-Soziale Arbeiterpartei entstehen. Auch unter den adeligen Konservativen wird die Judenschelte salonfähig.

Zwar umgibt sich Kaiser Wilhelm II. später fast demonstrativ mit seinen „Kaiserjuden“, etwa dem Bankier Max Warburg und dem Reeder Albert Ballin. Doch insgeheim hegt auch der Monarch Abneigung und Vorurteile.

Voller Hass schimpft er auf zuweilen kritische „Zeitungsjuden“ wie Rudolf Mosse und kommentiert, 1922, die antisemitisch motivierte Ermordung von Walther Rathenau – ebenfalls sein häufiger Gast – mit den Worten: „Ist ihm recht geschehen.“ In Armee und Verwaltung haben Juden de facto kaum Chancen auf eine Anstellung als Offizier, Staatsanwalt oder Diplomat. Ebenso wenig als Dozent an deutschen Universitäten.

Und dann verschiebt sich die Ausgrenzung vom Gesetz in den Körper, in die Biologie. Ende des 19. Jahrhunderts mischen sich radikalere rassistische Töne in die antisemitischen Reden. Viele Judenhasser bedienen sich der seit einigen Jahrzehnten

verbreiteten Vorstellung, die Menschheit bestehe aus unterschiedlichen Rassen mit unterschiedlichen Begabungen.

Rassenideologen wie der Engländer Houston Stewart Chamberlain, ein Schwiegersohn Richard Wagners, oder der deutsche Philosoph Eugen Dühring behaupten, die Juden seien keine religiöse Gemeinschaft, sondern eine grundsätzlich andersartige und noch dazu minderwertige Rasse.

Ihre Abhandlungen und die ihrer Gesinnungsgenossen werden im Kaiserreich zu Bestsellern. Immer häufiger gelten Juden nun als gleichsam biologische Feinde des Volkes. Bereits 1883 verkündet Adolf Stöcker auf einer öffentlichen Versammlung: „Wenn wir gesunden wollen, wenn wir unsere deutsche Volkstümlichkeit festhalten wollen, müssen wir den giftigen Tropfen der Juden aus unserem Blut loswerden.“

IN DIESEM KLIMA, in jener teuflischen Paradoxie aus sozialem Aufstieg und sich verschärfendem Antisemitismus, muss auch Rudolf Mosse leben. Doch wie die meisten seiner Glaubensgenossen vertraut er der Kraft des kaiserlichen Rechtsstaates, das Judentum schützen zu können. Tatsächlich ist die Gleichberechtigung im Deutschen Kaiserreich zu keiner Zeit in Gefahr, und auch tätliche Übergriffe, wie etwa im zaristischen Russland, müssen Juden nicht befürchten.

Zudem drohen Mosse als selbstständigem Geschäftsmann kaum Karrierehürden wegen seines Glaubens. Als er Ende 1871 die frisch gedruckte Erstausgabe seines „Berliner Tageblatts“ in Händen hält, beginnt eine weitere Etappe seiner persönlichen Erfolgsgeschichte. Nach wenigen Wochen unterschreibt bereits der 5000. Kunde einen Abonnementvertrag.

Den Lesern bieten Mosse und seine Redakteure anfangs nichts wirklich Spektakuläres: gut recherchierte Lokalnachrichten, ein wenig Berliner Kolorit, dazu feuilletonistische Beiträge, sechsmal pro Woche. Die volkstümliche Humorbeilage „Ulk“, deren Leitung später einmal Kurt Tucholsky übernehmen wird, begleitet das Wochengeschehen mit Bildern und gelegentlich beißender Satire.

Nach und nach jedoch schärft sich das Profil der Zeitung. Unter dem neuen „Schriftleiter“ Arthur Levysohn nehmen Politik und Wirtschaft größeren Raum ein. Seine Leitartikel machen das „BT“ bald zu einem der führenden Meinungsblätter Berlins.

Die politische Linie der Zeitung ist, ganz im Sinne ihres Herausgebers Mosse, klar liberal und liegt damit oft in schroffer Gegnerschaft zum kaiserlichen Regime. Die Redaktion tritt ein für die Freiheit von Meinung, Presse und Religion, fordert unbeschränkten Handel, propagiert immer wieder eine parlamentarische Republik statt der erstarrten Pickelhauben-Monarchie. Der Liberalismus, wie Mosse ihn vertritt, ist die politische



Das Werk »Geist der Utopie« von 1918 macht **Ernst Bloch** (1885–1977) erstmals als Philosoph bekannt. Erst im Alter verfasst er seine berühmteste Abhandlung: »Das Prinzip Hoffnung«



Nach seiner Promotion in Philosophie 1919 arbeitet **Walter Benjamin** (1892–1940) als Autor und Kulturtheoretiker u. a. in Berlin. Er nimmt sich auf der Flucht vor den Nazis in Spanien das Leben



Hannah Arendt (1906–1975) studiert Philosophie bei Martin Heidegger und Karl Jaspers. Ihre eigenen Arbeiten gehören später zu den wichtigsten Analysen diktatorischer und totalitärer Regime

Gesinnung der meisten Juden im Kaiserreich: In seinem Namen hatte die jüdische Minderheit im Laufe des 19. Jahrhunderts endlich die gleichen Bürgerrechte erstritten.

Im Verlauf der 1870er Jahre steigt die Auflage des „Berliner Tageblatts“ kontinuierlich, schon bald werden täglich 75 000 Exemplare verkauft. Mittlerweile liest ein großer Teil der einflussreichen Geschäftsleute und Unternehmer Mosses Zeitung, außerdem viele Intellektuelle. Es wird zunehmend schwieriger, am „BT“ vorbeizukommen: Die Berliner erzählen sich, der eiserne Kanzler Otto von Bismarck habe versucht, sich die Unterstützung des „Tageblatt“-Verlegers zu erkaufen – vergebens.

SO SOLIDE WIE IN DINGEN der politischen Weltanschauung agiert Mosse auch im Geschäftlichen. Von Spekulation hält er nichts. Keine seiner Unternehmungen finanziert er auf Kredit. Einen Teil des Privatvermögens steckt er in den 1880er Jahren in ein Stadthaus. Repräsentativ soll es sein, aber nicht zu protzig. Für rund zwei Millionen Mark lässt er für sich und seine Frau Emilie ein Palais im zeittypischen Stil errichten mit historisierenden Sims, Bögen und Pilastern.

Von Norden her dominiert es mit einer breiten Fensterfront den noblen Leipziger Platz am Westrand der Innenstadt, nur gut einen Kilometer vom Verlagshaus entfernt. Den kiesbestreuten Hof zur Voßstraße hin ziert ein Brunnen aus Kalkstein, auf dem bronzene Mädchenfiguren tanzen.

Mosse ist bescheiden. Doch mit dem Palais am Leipziger Platz Nr. 15 setzt er ein selbstbewusstes architektonisches Zeichen, das seinen Weg in das wohlhabende Bürgertum der deutschen Gesellschaft dokumentiert. Und er tut dies voller Stolz.

Dann kommt das Jahr 1890. Bei den Reichstagswahlen im Februar ziehen mehrere aggressiv und offen judenfeindliche Parteien ins Parlament ein. Mit fünf Abgeordneten bilden sie die „Fraktion der Antisemiten“. Dieser Erfolg ist beispielloser und alarmierend. Besorgte Christen gründen den Verein zur Abwehr des Antisemitismus, dem auch der Historiker Theodor Mommsen und der Schriftsteller Heinrich Mann beitreten. Der Zusammenschluss soll Aufklärung gegen die Judenfeinde und ihren Antiliberalismus betreiben.

Auch Mosse erzürnt der Ausgang der Wahlen. Bislang war der Medienunternehmer zwar in der Gemeinde der Stadt aktiv, saß dort in einigen Gremien und Ausschüssen – doch sein Engagement für Belange seines Glaubens blieb stets verdeckt. Das ändert sich nun. Noch im selben Jahr übernimmt er die „Allgemeine Zeitung des Judentums“, die älteste und angesehenste jüdische Zeitung in Deutschland. Im Oktober 1890 lässt sich Mosse zudem in die Repräsentantenversammlung der Jüdischen Reformgemeinde Berlins wählen.

Mosse ist, anders etwa als die zum Christentum konvertierten Gebrüder Wertheim, ein überzeugter Jude. Er missbilligt jene Glaubensgenossen, die versuchen, sich durch die Taufe – das „Entreebillet zur europäischen Kultur“, wie Heinrich Heine sie einmal genannt hat – soziales Ansehen zu verschaffen. Zugleich will er nicht an starren, altgläubigen Regeln festhalten. Er tritt ein für einen reformierten Glauben, für eine Weltsicht, die – so der Rabbiner Julius Jelski über Mosse – „Deutschtum und Judentum miteinander zu verschmelzen“ trachtet.

Die Reformgemeinde Berlins, die Rudolf Mosse von 1897 an für 13 Jahre leitet, hat sich in der Johannisstraße ein Gotteshaus eingerichtet. Der Gottesdienst findet hier nicht mehr am Sabbat statt, am Samstag, sondern am Sonntag. Die Gebete sind kürzer als in orthodoxen Gemeinden und werden auf Deutsch, nicht auf Hebräisch gesprochen. Mosse kann auf die Kippa, die traditionelle Kopfbedeckung, sowie auf Gebetsriemen und -mantel verzichten. Frauen und Männer besuchen die Synagoge gemeinsam. Zur musikalischen Begleitung spielt eine Orgel – so wie in den christlichen Kirchen.

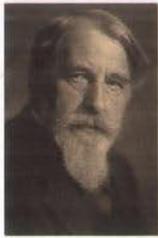
Texte, welche die Rückkehr in das Land Israel herbeisehnen, sind aus den Gebetbüchern von Mosses Gemeinde gestrichen. Den Zionismus lehnen die Reformjuden ab. Sie bekennen sich zu Deutschland. Denn, so bemerkt ein Berliner Prediger, das „Vaterlandsgefühl des Deutschen durchdringt uns ebenso lebendig wie das jüdisch religiöse Gefühl“.

TATSÄCHLICH WOLLEN die meisten deutschen Juden gute Patrioten sein. In den ersten Wahlen des Kaiserreichs geben Schätzungen zufolge fast drei Viertel ihre Stimme für die Nationalliberale Partei ab. Die Monatsschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der wichtigsten Interessenvertretung der deutschen Juden, trägt den programmatischen Titel „Im deutschen Reich“.

Und Walther Rathenau, der AEG-Erbe, Schriftsteller und Freund Mosses, fordert in einem Beitrag zur „Judenfrage“ nur noch „deutsch geartete und erzogene Juden“.

Im alltäglichen Leben sind sie ohnehin kaum mehr von ihren nichtjüdischen Mitbürgern zu unterscheiden. Sie kleiden sich gleich, wohnen in den gleichen Vierteln, richten sich gleich ein, gehen in die gleichen Theater und Restaurants, sind Mitglieder in den gleichen Vereinen, folgen der gleichen Leistungsmoral, werden durch das gleiche Pflichtbewusstsein getrieben.

Sie haben sich über Jahrzehnte – bewusst oder unbewusst – der deutschen Mehrheitsgesellschaft angepasst. Haben sich, wie Historiker später sagen werden, akkulturiert, die Verhaltensweisen, Normen und Werte der Mehrheitskultur angenommen, ohne dabei ihre jüdische Identität ganz aufzugeben.



Arthur Schnitzlers psychologisierende Novellen, Romane und Theaterstücke, die das Triebhafte ausloten, machen den Wiener Arzt (1862–1931) zu einem der wichtigsten Vertreter der Moderne



Noch im Kaiserreich schreibt **Alfred Döblin** (1878–1957) für die expressionistische Literaturzeitschrift »Der Sturm«. 1929 verfasst er den Großstadtroman »Berlin Alexanderplatz«



Im Ersten Weltkrieg wird **Stefan Zweig** (1881–1942) zum Pazifisten. Seinen Ruhm begründen historische Essays und Novellen, in denen er die Seelenzustände des modernen Menschen sezziert

Denn auch wenn die Religion für die meisten eine immer geringere Rolle spielt: In den vielen neu gegründeten jüdischen Kulturvereinen und Wohlfahrtsverbänden, in privaten Zirkeln oder – und das ganz besonders – im gemeinsamen Kampf gegen den Antisemitismus bleibt ein säkularisiertes jüdisches Bewusstsein durchaus lebendig.

Allerdings ist gerade Berlin am Ende des 19. Jahrhunderts eine zweigeteilte Metropole des Judentums: Da sind auf der einen Seite eben jene akkulturierten Juden, die meistens in gutbürgerlichen Gegenden im Zentrum der Stadt oder um den Tiergarten herum leben. Und da gibt es auf der anderen Seite jüdische Immigranten, vor allem aus Russland.

Sie sind in den 1880er Jahren nach Pogromen aus ihrer Heimat Richtung Westen geflohen – zerlumpt, verzweifelt – und haben sich in Berlin in den schmutzigen Gassen des Scheunenviertels nordwestlich vom Alexanderplatz niedergelassen. Diese „Ostjuden“ sind arm, im Glauben meist streng orthodox – und auch den deutschen Juden fremd.

Die alteingesessenen Gemeinden Berlins wollen wenig mit den Neankömmlingen zu tun haben, behandeln sie oft mit Hochmut und Geringschätzung. Viele deutsche Juden befürchten, dass die Anwesenheit der verarmten, fremdartigen Brüder aus dem Osten, die eher dem traditionellen jüdischen Klischee-

bild entsprechen, den Antisemitismus weiter befeuern und damit auch ihren eigenen Status gefährden könnte.

Denn schon agitieren die Judenhasser gegen die angebliche Flut dieser Einwanderer und verwischen dabei bewusst die Unterschiede zwischen deutschen und ausländischen Juden. Trotzdem organisieren Berliner Gemeinden, wie auch in anderen Städten, eine Wohlfahrtshilfe, um die Glaubensgenossen mit dem Nötigsten zu versorgen. Auch Mosse gibt Geld.

Es ist nicht sein einziges karitatives Projekt. Gemeinsam mit seiner Frau Emilie richtet er 1895 ein Erziehungsheim in Berlin-Wilmersdorf ein, einen imposanten Neubau, in dem 100 bedürftige Kinder betreut werden sollen, sowohl jüdische als auch christliche. Viele wohlhabende Juden des Kaiserreichs gehören zu den größten Spendern für soziale oder kulturelle Einrichtungen – wahrscheinlich auch, um auf diese Weise jene Wertschätzung zu erwerben, die ihnen die Mitbürger so oft verwehren.

Mosse spendet, ohne viel darüber zu sprechen, Hunderttausende für städtische Projekte, für jüdische Vereine, für Krankenhäuser und Beamtenwitwen, für Obdachlose und Berliner Künstler. Der Berliner Magistrat lobt Mosses „lebendigen Gemeinsinn“ und sein „warmes Interesse“ für die Heimatstadt.

Hinter den Wohltaten steckt eine außergewöhnliche Arbeitsdisziplin. Dreimal am Tag studiert der Verleger etliche Zeitun-



Sein Stadtpalais lässt Rudolf Mosse 1899 von dem Maler Anton von Werner mit dem Wandbild »Das Gastmahl der Familie Mosse« schmücken, das zugleich Status und liberale Weltanschauung demonstriert: Freunde und Verwandte des Hausherrn tafeln im Ambiente der niederländischen Republik des 17. Jahrhunderts. Auf dieser Vorskizze ist Mosse einer Deutung zufolge vorn sitzend dargestellt (rotes Wams). Wahrscheinlich wurde er aber auf dem eigentlichen Bild im Hintergrund stehend eingefügt



Mit bedrohlich wirkenden Erzählungen und Romanen etabliert der Versicherungsjurist **Franz Kafka** (1883–1924) einen völlig neuen Stil. Häufig beschäftigt er sich in seinen Texten mit dem Judentum



Der in München geborene **Lion Feuchtwanger** (1884–1958) wird in den 1920er Jahren mit historischen Romanen weltbekannt. Oft thematisiert er die Geschichte des jüdischen Volkes, so in »Jud Süß«



Nach dem Zerfall der österreich-ungarischen Monarchie fühlt sich der Schriftsteller **Joseph Roth** (1894–1939) heimatlos. In seinen Werken beschreibt er die untergehende Welt des Ostjudentums

gen anderer Häuser – vom „Oberschlesischen Wanderer“ bis zum „Graudener Geselligen“ – und fordert von seinen Mitarbeitern mit ernster Miene Erklärung, wenn die Konkurrenz mit irgendeiner Meldung schneller, mit irgendeinem Artikel origineller war. Seine Vorstellungen sind simpel: „Ich will was lernen aus der Zeitung, will weder Phrasengebimmel noch gelehrtes Besserwissen.“

Im Verlag tritt Mosse wie ein preußischer Offizier auf: streng, effizient, humorlos. Jederzeit kann es passieren, dass er unvorhergesehen in einer der Abteilungen erscheint, um nach dem Rechten zu sehen. Beliebte Menschen beargwöhnt er, weil er sie für träge und genussüchtig hält. Er selbst bleibt zeitlebens schlank, erscheint aber – wegen seiner geringen Körpergröße – ein wenig untersetzt. Sein einziges Laster ist die Zigarre. Sie pendelt während der Arbeit ständig in seinem Mund, zwischen den durchdringenden Augen und einem langsam ergrauenden Spitzbart.

Ein erbarmungsloser Schleifer ist Rudolf Mosse als Chef aber nicht. Als erster deutscher Verleger richtet er eine Unterstützungskasse für seine Angestellten ein. „Ein Freund der Arbeit muss auch Freund der Arbeiter sein“, erklärt er auf einer Betriebsfeier unter Applaus.

Um 1905 ist sein Unternehmen zu einem gigantischen Komplex herangewachsen. Seit einiger Zeit gehört auch ein gewinnbringender Buchverlag dazu, in dem unter anderem das erste reichsweite Firmenadressbuch erscheint. Der wichtigste Geschäftsbereich bleibt jedoch der Zeitungsverlag mit inzwischen drei Tageszeitungen und diversen Fachzeitschriften.

Bereits 1903 hat Mosse das neue Geschäftshaus eingeweiht: Es ist ein moderner Pressepalast, ein Monument publizistischer Macht, 21 Meter hoch, mit einer Fassade von 111 Meter Länge. Acht Grundstücke hat Mosse dafür erworben. Mehr als 1000 Menschen arbeiten hier.

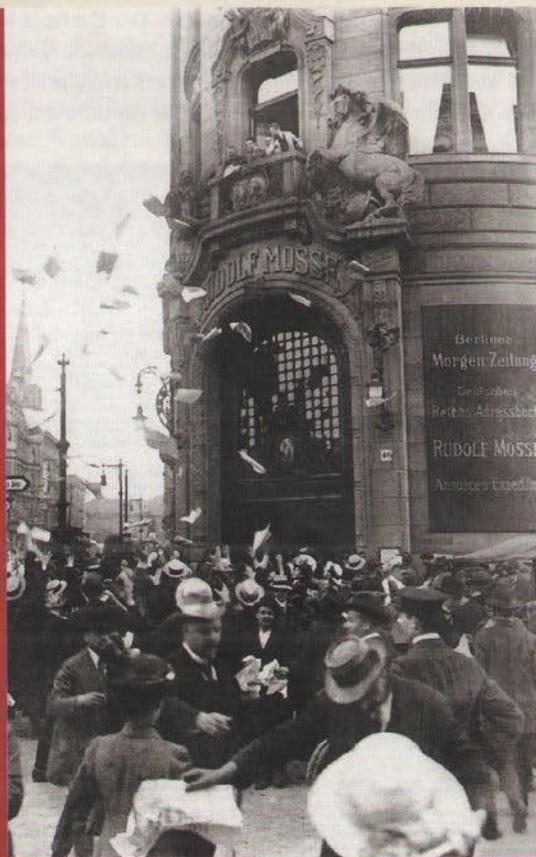
Am eindrucksvollsten für die Besucher wirkt das dreistöckige Hauptportal, in dem der Bau an der Ecke Schützen- und Jerusalemer Straße zusammenläuft: Im ersten Stock, direkt über dem Eingang, liegt hinter vergoldeten Balkongittern und einem stuckgerahmten Fenster Mosses Büro. Darüber an der Mauer prangt, aus massiven Steinquadern gehauen, die „Aufklärung“, eine mächtige Frauengestalt, die in ihrer Linken eine Eule trägt, den Vogel der Weisheit. Über allem wölbt sich in großen Lettern der Schriftzug „Berliner Tageblatt“.

Rudolf Mosse wirtschaftet nun in unmittelbarer Nähe seiner größten Konkurrenten. Auf einem Geviert von nicht mal einem Quadratkilometer haben sich die drei mächtigsten Verlagshäuser des Kaiserreichs in der südlichen Friedrichstadt zusammengefunden: Mosse, Ullstein und Scherl führen eine Medienindustrie an, die Berlin um 1900 zum größten Zeitungszentrum weltweit macht, mit mehr als 800 Zeitschriften und Zeitungen.

Der Ullstein-Verlag, nach dem Tod des Gründers Leopold Ullstein nun von dessen fünf Söhnen geführt, gibt die renommierte „Berliner Zeitung“ heraus und eifert mit seiner „BZ am Mittag“ nach dem Titel der „schnellsten Zeitung der Welt“: Von der Bekanntgabe der Kurse an der Berliner Börse bis zum Verkauf der ersten Exemplare vergeht manchmal keine halbe Stunde. Großverleger August Scherl ist mit dem „Berliner Lokalanzeiger“ aufgestiegen, dem ersten Massenblatt Deutschlands, das sich allein durch Inserate finanziert und nur eine geringe Zustellgebühr kostet.

Mosse spürt den Druck der beiden Rivalen. Sein „Tageblatt“ scheint bei einer Auflage von 100 000 zu stagnieren. Arthur Levysohn, der Schriftleiter, ist krank. Die Zeitung, so äußert ein Redakteur hinter vorgehaltener Hand, „vertrocknet allmählich geistig“.

In diesem Moment fällt Mosse seine bedeutendste Personalentscheidung. Er beruft seinen



Vom Balkon des Verlagshauses Mosse werden Extrablätter zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs geworfen. Das »Berliner Tageblatt« kritisiert den Waffengang, doch viele Juden ziehen patriotisch in den Kampf



Der Impressionist **Max Liebermann** (1847–1935) gründet 1898 mit anderen die einflussreiche »Berliner Secession«. Von 1920 bis 1933 ist er Präsident der Preußischen Akademie der Künste



Die Lieder und Sinfonien **Gustav Mahlers** (1860–1911) sind durch die jüdische Klezmer-Tradition beeinflusst. Stilistisch prägt der Komponist den Übergang von der Spätromantik zur Avantgarde



Max Reinhardt (1873–1943), 20 Jahre lang Direktor des Deutschen Theaters in Berlin, begründet mit aufwendiger Staffage, Musik und Spezialeffekten das moderne Regietheater

25 Jahre jüngeren jüdischen Cousin Theodor Wolff, 38, zum neuen Chefredakteur. Wolff hat sich bereits zwölf Jahre lang als Paris-Korrespondent der Zeitung einen Namen gemacht. Er gilt als feiner Stilist, ist meinungsstark, gesellschaftlich versiert. Seine Kommentare zur Dreyfus-Affäre offenbarten einen tief empfundenen Liberalismus.

Wolff reformiert das Blatt vor allem durch politische Kompromisslosigkeit. Unverhohlen attackiert er die Rüstungspolitik des Kaisers, protestiert scharfzünftig gegen den immer schrilleren Chauvinismus der deutschen Außenpolitiker.

Die neue Linie zahlt sich aus: Binnen eines Jahrzehnts kann Wolff die Auflage des „BT“ auf unglaubliche 300 000 Exemplare steigern. Die Zeitung ist nun die bedeutendste liberale Publikation Deutschlands – und erlangt zugleich Weltgeltung: Europas Diplomaten greifen regelmäßig zu Mosses Hauptblatt, wenn sie verlässliche Informationen aus dem Kaiserreich benötigen. Das „BT“ gehört, neben der „Frankfurter Zeitung“ etwa, zu den im Ausland meistgelesenen deutschen Zeitungen.

Der weltweite Ruf, den Mosse und Wolff erreichen, ist in dieser Zeit nichts Ungewöhnliches für jüdische Deutsche. Gerade in den Wissenschaften und den Künsten vollbringen Juden Höchstleistungen, die über die Grenzen der Nation hinausgehen. Der Physiker Heinrich Hertz revolutioniert sein Fach, indem er erfolgreich elektromagnetische Wellen nachweist; sein Kollege Albert Einstein wird für seine bahnbrechenden Arbeiten auf dem Gebiet der theoretischen Physik mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Paul Ehrlich erhält für Forschungen zur Chemotherapie den Nobelpreis für Medizin; Fritz Haber, der erstmals die Herstellung von Kunstdünger ermöglicht – und später für Deutschland Gaswaffen entwickeln wird –, nimmt die schwedische Ehrung für Chemie entgegen.

Der aus einer jüdischen Familie stammende einflussreiche Philosoph Georg Simmel begründet die wissenschaftliche Soziologie. Gustav Mahler und Arnold Schönberg – beide lassen sich taufen – kommen aus Österreich-Ungarn nach Deutschland und prägen die Musik ihrer Zeit, Max Reinhardt beherrscht mit seinen neuartigen, vor Opulenz strotzenden Inszenierungen die Theaterlandschaft.

Max Liebermann etabliert den Impressionismus in Deutschland und wird zum beliebten Porträtisten der Berliner Gesellschaft. Seinen Glaubensgenossen Rudolf Mosse wird er allerdings nie malen. Doch er bittet den Verleger persönlich darum, den jungen, vielversprechenden jüdischen Künstler Lesser Ury zu fördern. Selbstverständlich sagt Mosse zu.

Der Medienzar ist längst selbst eine bedeutende Gestalt des gesellschaftlichen und politischen Lebens seiner Stadt. Er berät den Berliner Oberbürgermeister in Fragen der städtischen Ver-

waltung, ist Mitglied der Korporation der Kaufmannschaft zu Berlin und vertritt deren Interessen in der Handelskammer der Stadt. Mosse ist zudem engagiert in diversen jüdischen Vereinigungen, etwa im „Verband der Deutschen Juden“ oder in der „Montefiore-Loge“, einer jener jüdischen Verbindungen, die im Kaiserreich gegründet werden, weil das Klima in vielen herkömmlichen Freimaurerlogen zunehmend antisemitisch ist.

Gemeinsam mit seiner Frau, später auch mit seiner adoptierten Tochter Felicia, führt Mosse einen der größten privaten Salons der Metropole. Freunde, Bekannte und Verwandte, Honoratioren, Wissenschaftler und Künstler treffen sich zu exklusiven Abendgesellschaften im Mosse-Palais am Leipziger Platz. Es wird diskutiert, manchmal auch getanzt.

Mitunter präsentiert Mosse den Gästen seine Kunstsammlung, die inzwischen mehr als 20 Räume auf drei Stockwerken füllt und bis in die Privatzimmer hineinreicht. Alte Meister hängen dort, ein Rubens, ein Steen, daneben Bronze-Figuren aus Benin und Bilder der Münchner Sezessionisten.

Ein ästhetisches Prinzip steckt nicht hinter dieser zweitgrößten privaten Kunstsammlung der Hauptstadt, nur der breite, begeisterungsfähige Geschmack des Mäzens. Ein „durchaus ungebildeter Mensch“ sei Mosse, so ein jüdischer Redakteur des „BT“ abschätzig, aber auch von „erstaunlicher Belehrbarkeit“.

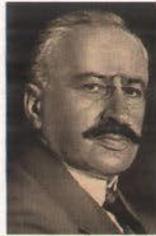
Im Speisesaal hat sich Mosse ein ganz besonderes Bildnis an die Wand malen lassen – ausgerechnet von Anton von Werner, jenem Künstler, der mit deutschtümelnden Monumentalwerken den Kaiser in Verzückung bringt. Auf mehreren Quadratmetern hat von Werner eine Tischgesellschaft im Stile der niederländischen Republik des 17. Jahrhunderts abgebildet, allerdings mit bekannten Gesichtern: Im Hintergrund steht Hausherr Rudolf Mosse mit dicker weißer Halskrause, vorn hebt der liberale Gesinnungsgenosse und Dichter Albert Traeger, ein enger Freund der Familie, einen Pokal zum Trinkspruch, der bekannte Virologe Rudolf Virchow schenkt Wein nach.

Mosse kommt mit vielen Berühmtheiten des Kaiserreichs in Kontakt, trifft sie auf Empfängen, unterhält briefliche Korrespondenzen oder tauscht einfach nur Visitenkarten aus. Er kennt Albert Einstein, die Schriftsteller Gerhart Hauptmann, Wilhelm Raabe, Theodor Fontane und Thomas Mann, den Reichskanzler Leo von Caprivi, Walther Rathenau, Max Reinhardt, die Pazifistin Bertha von Suttner, Theodor Mommsen, Franz Liszt und sogar den erklärten Judenfeind Richard Wagner.

Der Zionist Theodor Herzl zweifelt trotzdem an der Weltläufigkeit des neureichen Verlegers. Nach einem Empfang bei Baron Oppenheim in Köln beschreibt er ihn als „possierlich“ und notiert weiter süffisant: „Wie sich diese Juden anstrengen, um komische Rollen zu spielen.“



Alfred Kerr (1867-1948) ist nach 1900 mehrere Jahrzehnte lang der einflussreichste Theaterkritiker Berlins. Ab 1920 arbeitet er beim »Berliner Tageblatt« des Rudolf-Mosse-Verlags



Theodor Wolff (1868-1943) ist zunächst Paris-Korrespondent des »Berliner Tageblatts«, ab 1906 dessen Chefredakteur. Unter ihm wird die Zeitung das bedeutendste Blatt der Hauptstadt



In seiner 1899 gegründeten Zeitschrift »Die Fackel« schreibt **Karl Kraus (1874-1936)** satirische Essays, Glossen und Gedichte gegen Kulturverfall, moralische Korruption und Verlogenheit

Viele wohlhabende Juden, etwa der Bankier und Bismarck-Vertraute Gerson von Bleichröder, berichten, dass sie selbst in höchsten Gesellschaftskreisen immer wieder das Gefühl haben, auf eine unsichtbare Mauer zu stoßen, die sie von der nichtjüdischen Umgebung trennt – sei es durch eine Geste, eine Bemerkung, eine nicht ausgesprochene Einladung oder fehlendes Vertrauen.

Bei Rudolf Mosse aber scheint das nicht der Fall zu sein: Der Selfmademan ist bei Nichtjuden hoch angesehen. Zu seinem 70. Geburtstag benennt der Magistrat eine Straße im Stadtteil Wilmersdorf unweit des Mosseschen Kinderstifts nach ihm. Die Universität Heidelberg verleiht ihm, der einst aus Geldnot nicht studieren konnte, den Ehrendoktor für sein philanthropisches Wirken.

Selbst der in der Mosse-Presse oft gescholtene Wilhelm II. zeigt seinen Respekt und bietet dem Pressefürsten die Nobilitierung an. Doch Mosse lehnt ab: Der Adelstitel würde einem Liberalen wie ihm die Glaubwürdigkeit rauben.

ANTISEMITISCHE ANWÜRFE muss hingegen auch Mosse ertragen. Als der regimetreue Verlag von August Scherl in die Krise gerät, geht in Regierungskreisen Entsetzen um. Hält nicht der Jude Rudolf Mosse bereits beträchtliche Anteile am Verlag seines Konkurrenten? Plant er nicht schon längst eine feindliche Übernahme? Oder etwa Ullstein? Wird die Berliner Presse am Ende von zwei liberalen Juden beherrscht sein?

Unverblümt sprechen Staatsvertreter von einer „jüdischen Gefahr“. Schließlich sorgen einflussreiche Politiker und Industrielle dafür, dass Scherls marodes Unternehmen dem ultranationalistischen Geschäftsmann Alfred Hugenberg zugeschoben wird. Er formt daraus einen mächtigen konservativen Pressekonzern. Später wird Hugenberg Adolf Hitler unterstützen.

Während des Ersten Weltkriegs steht Mosses „Tageblatt“ unter beinahe permanentem Druck von Rechts. Konsequenterweise behält Wolff den oppositionellen, kritikreichen Kurs bei. Dabei begrüßt die große Mehrheit der deutschen Juden den

Waffengang mit patriotischem Enthusiasmus. Die berühmten Worte des Kaisers, er kenne fortan „nur noch Deutsche“, scheinen endlich die volle Integration zu verheißen, nach der die meisten von ihnen schon so lange streben.

Viele Juden wollen sich im Feld beweisen. 12 000 von ihnen fallen – ebenso viele wie im Durchschnitt der übrigen Bevölkerung. Dennoch polemisieren Antisemiten gegen „jüdische Drückeberger“, und das Kriegsministerium ordnet eine „Juden-zählung“ in der Armee an, die genau das beweisen soll. Die Studie wird nie veröffentlicht, denn sie zeigt gerade den besonderen Einsatz jüdischer Soldaten.

Mehrmals wird das „BT“ im Krieg von den militärischen Zensurbehörden verboten, im Sommer 1916 sechs Tage hintereinander. Der Auflage schaden die Verbote jedoch nicht, an manchen Kriegstagen steigt sie auf 316 000 Exemplare. Und stets beginnt Wolff nach den Zwangspausen aufs neue, gegen die deutschen Annexionspläne in Russland oder den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu schreiben – und für einen Verständigungsfrieden und die parlamentarische Demokratie.

ALS DIE DEMOKRATIE DANN KOMMT, ist es fast so, als sei Rudolf Mosse vom Tempo der Veränderung überfordert. Zwar unterstützt er gemeinsam mit anderen Verlagsmitgliedern die

Gründung der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei, stellt sogar die Räumlichkeiten des „Berliner Tageblatts“ für deren Vorbereitungstreffen zur Verfügung. Doch die Revolutionsunruhen, der Kampf der verschiedenen sozialistischen und bürgerlichen Fraktionen um die politische Richtung, verwirren den 75-Jährigen eher.

Als im Januar 1919, während der Kämpfe im Zeitungsquartier, die radikalen Spartakisten vorübergehend das Verlagsgebäude besetzen und zu ihrem Hauptquartier erklären, überlässt er seinem Schwiegersohn resigniert die Verhandlungen.

Mosse hofft in diesen Zeiten vor allem eines: dass er sein Lebenswerk, den Verlag mit all seinen angeschlossenen Unternehmungen, unbeschadet in den neuen Staat retten kann.

Es gelingt. Doch die antisemitischen Attacken werden nach dem



Mit seiner Frau Emilie zieht sich Mosse nach 1918 immer öfter auf sein Rittergut zurück. Den zunehmend schärferen antisemitischen Attacken kann er sich aber auch dort kaum entziehen



Egon Erwin Kisch (1885–1948) arbeitet als Reporter in Prag, Wien und Berlin – auch bei Mosses »Berliner Tageblatt«. Sein literarischer und zugleich politischer Reportagestil macht Schule



Der Berliner **Erich Salomon** (1886–1944) ist ein Pionier des Fotojournalismus – berühmt machen ihn vor allem seine Porträts von Politikern. Er wird in Auschwitz ermordet



Kurt Tucholsky, Journalist und Schriftsteller (1890–1935), verliert 1933 als einer der Ersten die Staatsbürgerschaft; die Nazis verbrennen seine Bücher. Im schwedischen Exil nimmt er sich das Leben

verlorenen Krieg und der Revolution nur noch schärfer. Mehrmals wird das „BT“ in der Öffentlichkeit als „Judenblatt“ diffamiert. Man unterstellt dem Herausgeber und dem Chefredakteur der Zeitung, sie hätten mit ihrem Blatt einen „Dolchstoß“ gegen das Militär geführt.

Den Verleger zieht es jetzt immer häufiger auf Gut Schenkendorf, einen seiner drei herrschaftlichen Landsitze, knapp 40 Kilometer südlich von Berlin.

Am 8. September 1920, einem Mittwoch, lässt sich Mosse vormittags mit der Kutsche vom Gutshaus Richtung Wald fahren. Ihn fröstelt. Das „Berliner Tageblatt“ berichtet am nächsten Tag auf der Titelseite: „Er bat den Kutscher, langsamer zu fahren, weil er ein Übelsein verspürte. Nach einigen Minuten sah der Kutscher sich nach seinem Herrn um, der plötzlich so still geworden war. Es war die Stille der Ewigkeit.“

Die Sterbeurkunde informiert knapp: „Herzschlag, bei Ausübung der Jagd“.

Rudolf Mosse wird auf dem Jüdischen Friedhof Berlin-Weißensee beerdigt, auf Erbbegräbnisplatz Nr. 127, direkt neben seiner Mutter. Über dem Grab erhebt sich ein Mausoleum, das er zusammen mit seiner Familie schon Jahre zuvor hat errichten lassen. Säulen aus rotem schwedischem Marmor tragen einen antiken Giebel. Der Innenraum hinter den bronzenen Frontgittern ist reich verziert mit Stuck.

Doch nichts an dem Bau verweist auf den jüdischen Glauben des Toten – kein Symbol, kein Ornament, kein Schriftzug. Mosse wollte es so. Zwischen mächtigen, dunklen Friedhofspappeln hat er sich ein letztes eindrucksvolles Monument geschaffen: das Grabmal eines wohlhabenden deutschen Bürgers.

Die Geschichte des Großverlegers Rudolf Mosse ist ein Exempel dafür, was möglich war im Deutschland nach der Emanzipation. Gleichsam aus dem Nichts konnte ein Jude durch Leistung aufsteigen, konnte Reichtum, Macht und ein hohes Maß an Anerkennung erlangen, konnte Gesellschaft und Kultur seiner Heimat entscheidend mitprägen. Doch sein Traum von einer vollkommenen Integration war nicht zu verwirklichen – erst recht nicht nach Mosses Tod.

ZWAR WURDEN IN DER WEIMARER REPUBLIK schnell die letzten Reste rechtlicher Benachteiligung beseitigt, auch in der Armee und der Verwaltung. Juden unterstützten die junge Demokratie, die ein maximales Maß an Freiheit versprach, nach Kräften und stiegen nun sogar in hohe Staatsämter auf.

Walther Rathenau wurde 1921 Wiederaufbauminister und 1922 Chef des Auswärtigen Amtes. Jüdische Künstler, Literaten, Intellektuelle und Wissenschaftler knüpften an die schöpferischen Jahre der Kaiserzeit an und übertrafen sie noch. Die

kulturelle Elite der Weimarer Republik bestand zu einem beträchtlichen Teil aus Juden.

Berlin, in dem inzwischen ein Drittel aller deutschen Juden lebte, wurde durch sie zu einer strahlenden europäischen Metropole. Filmregisseure wie Ernst Lubitsch feierten Welt-erfolge, jüdische Künstler führten die Avantgarde an, den Expressionismus, den Dadaismus. Im Verlagswesen tat sich neben den etablierten Häusern Ullstein und Mosse, nun geführt von Mosses Schwiegersohn, Samuel Fischer hervor. Er wurde zum größten deutschen Buchverleger und veröffentlichte unter anderem Werke jüdischer Schriftsteller wie Alfred Döblin, Stefan Zweig und Sigmund Freud.

Doch giftiger noch als im Kaiserreich verbreitete sich zugleich der Antisemitismus über das Land. Die Feindschaft gegen Juden verband sich bei den alten Eliten und in großen Teilen des Bürgertums zunehmend mit der Verachtung für die Demokratie, die von Juden dominiert sei und der Nation zudem die Schmach von Versailles bereitet habe. Weimar wurde so zur verhassten „Berliner Judenrepublik“.

Mosses Weggefährte Theodor Wolff kämpfte bis zum Ende der Weimarer Zeit weiter als Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“ um das Überleben der liberalen Demokratie, schrieb gegen den aufkommenden Radikalismus und die zersetzenden Tendenzen von Rechts. In dieser Zeit wurde er zu einem der bedeutendsten deutschen Journalisten des 20. Jahrhunderts.

Fünf Tage nach Hitlers Sieg bei den Reichstagswahlen am 5. März 1933 wurde das „Berliner Tageblatt“ von den Nationalsozialisten verboten. Aus Vorsicht hatte Wolff Berlin bereits einige Tage zuvor in der Nacht des Reichstagsbrands verlassen. Er ging ins Exil, zunächst in die Schweiz, lebte dann in Nizza, wo er im Mai 1943 von italienischen Schergen verhaftet und an die Gestapo ausgeliefert wurde.

Auf dem Weg nach Auschwitz, wo er interniert werden sollte, erkrankte der 75-Jährige, von Haft und Transport bereits geschunden. Er wurde in ein Berliner Krankenhaus eingeliefert und starb dort nach acht Tagen, am 23. September 1943.

30 Jahre zuvor hatte Wolff Rudolf Mosse zu dessen 70. Geburtstag einen Vers gewidmet: „Täglich zur Mittagszeit unterhalten / Wir uns von mancherlei Sachen: / Wie kann man Errungenes weiter gestalten, / Gutes noch besser machen? / Immer weiter zu rücken die Grenzen / Des Verlangens und Strebens / Ist der Sinn aller Konferenzen / Und der Sinn des Lebens.“

Das Streben hatten sie nie aufgegeben. Doch auf das vermeintlich Goldene Zeitalter der deutschen Juden war das finsterste überhaupt gefolgt. □

Die antisemitischen Reaktionen auf den Prozess gegen den jüdischen Offizier Alfred Dreyfus 1895 in Frank

Der Weg ins Gelobte Land

VON RALF BERHORST

Das Spektakel zieht 12 000 Schaulustige an. Ein Verräter soll öffentlich degradiert werden. Der 5. Januar 1895 ist ein trüber Wintertag. Im riesigen Hof der École Militaire haben Offiziere und Rekruten aus allen Pariser Regimentern Aufstellung genommen. Kurz nach neun Uhr wird Alfred Dreyfus, Hauptmann im französischen Generalstab, auf den Platz geführt.

Ein Militärgericht hat ihn zwei Wochen zuvor zu lebenslanger Verbannung verurteilt. Dreyfus soll den Deutschen geheime Unterlagen ausgehändigt haben. Doch das Gericht stützte sich auf fragwürdige Beweise und gefälschte Dokumente. Vergebens beteuert Dreyfus seine Unschuld.

Trommelwirbel erklingt, dann werden dem Hauptmann die Rangabzeichen von der Uniform gerissen, sein Säbel wird zerbrochen. Auf diese Weise förmlich degradiert, muss Dreyfus die gesamte Front der Truppe abschreiten. „Judas! Verräter!“, rufen ihm einige Offiziere zu. „Tod allen Juden!“, gellt es ihm aus der aufgebrachten Menge entgegen.

Tod allen Juden, weil ein einzelner jüdischer Offizier angeblich Landesverrat begangen hat? Unter den Zuschauern ist auch ein 34-jähriger Journalist aus Wien. Theodor

Herzl hat als Pariser Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ über den Dreyfus-Prozess berichtet. Noch weiß Herzl nicht, dass Dreyfus das Opfer einer Justizaffäre ist. Doch die Pogromstimmung der Menge bestürzt ihn. Die Degradierung des Hauptmanns wird zum Wendepunkt in Herzls Leben.

Kaum etwas an seiner Herkunft deutete darauf hin, dass er einmal zum Wortführer der zionistischen Bewegung werden würde. Herzl, am 2. Mai 1860 im ungarischen Pest geboren, entstammt einem assimilierten jüdischen Elternhaus. Weder lernte der junge Theodor Hebräisch, noch spielte die Religion in seinem Leben jemals eine bedeutende Rolle. Er ließ sich in Wien zum Juristen ausbilden, entschloss sich dann aber, als freier Schriftsteller zu leben. Der elegante, hochgewachsene Mann sehnte sich nach Erfolg, Ansehen und Bedeutung.

Einige Theaterstücke Herzls werden in Wien, Berlin und sogar in New York aufgeführt, doch der entscheidende Durchbruch bleibt aus. Dafür kann sich Herzl als Feuilletonist etablieren, und im Oktober 1891 bietet ihm die angesehenere „Neue Freie Presse“ in Wien den Posten des Pariser Korrespondenten an.

Die neue Aufgabe macht den Lustspieldichter zum scharfen Beobachter der so-

zialen und politischen Wirklichkeit. Herzl registriert, wie die Antisemiten auch in Frankreich, wo die Juden bereits seit 1791 die Rechte der Emanzipation genießen, Zulauf erhalten. Er liest Edouard Drumonts 1886 erschienene Schrift „La France juive“ – „Das jüdische Frankreich“.

Sein Buch, mit über 200 Auflagen einer der Bestseller des 19. Jahrhunderts, ist eine pseudowissenschaftliche Sammlung antisemitischer Ressentiments. Die Juden, so Drumont, seien eine minderwertige Rasse, die die französische Gesellschaft unterwandert habe. Fazit: Sie blieben auf ewig ein fremdes Element.

Herzl ist durch die Lektüre Drumonts eigentümlich fasziniert. Die so genannte „Judenfrage“ rückt nun ins Zentrum

seiner Aufmerksamkeit. Noch aber ist er ein entschiedener Anhänger der völligen Assimilation: Dem Papst will er in einer Audienz den massenhaften Übertritt der Juden zum Christentum vorschlagen.

Dann erreichen ihn erste Nachrichten von der Affäre um Alfred Dreyfus, der am 15. Oktober 1894 verhaftet wurde. Anfangs ist Herzl wie viele andere von der Schuld des angeblichen Spions überzeugt, bald aber kommen ihm Zweifel. Denn zu unklar ist die Beweislage gegen den Hauptmann, der beharrlich seine Unschuld beteuert.

Was Herzl irritiert, ist die Erregung, mit der die Öffentlichkeit die Verurteilung des vermeintlichen Verräters verlangt. „Der Fall Dreyfus“, so schreibt er später im Rückblick, „enthält mehr als einen Justizirrtum, er enthält den Wunsch der ungeheuren Mehrheit in Frankreich, einen Juden und in diesem einen alle Juden zu verdammen.“

Die öffentliche Degradierung von Dreyfus verstärkt diesen Eindruck zur Gewissheit. Und wenn dergleichen in einem zivilisierten Land wie Frankreich möglich ist, ist dann überhaupt an eine Überwindung der Judenfeindlichkeit durch Assimilation zu denken? Die Dreyfus-Affäre macht Theodor Herzl zum Zionisten.



Theodor Herzls Schrift »Der Judenstaat« wird 1896 zum Manifest der Zionisten



Bereits vor 1900 gründen europäische Juden erste Siedlungen in Palästina – und idealisieren bald das neue Land, wie auf dieser Postkarte, als Paradies für Bauern und Pioniere

Und er ergreift sofort die Initiative. Denn Herzl glaubt jetzt, die Lösung der „Judenfrage“ gefunden zu haben. Am 2. Juni 1895 versucht er, den reichen jüdischen Philanthropen Baron Moritz von Hirsch für einen groß angelegten Auswanderungsplan zu gewinnen. „Es gibt nur einen Ausweg: ins Gelobte Land!“, so steht es in seinen Gesprächsvorbereitungen. Hirsch hält ihn für einen Fantasten.

Der Zionismus – der Begriff wurde 1890 von dem Schriftsteller und Philosophen Nathan Birnbaum geprägt – ist keineswegs Theodor Herzls Erfindung. Die Idee einer Rückkehr der Juden nach Jerusalem, auf den Berg Zion, ist jahrhundertalt. Schon seit Ende des 17. Jahrhunderts gibt es die Idee, in Palästina einen Judenstaat zu gründen.

Der moderne Zionismus jedoch ist ein Kind des 19. Jahrhunderts, des europäischen Nationalismus – und des Antisemitismus. Wenn etwa der deutsche Sozialist Moses Hess 1862 in seinem Buch „Rom

und Jerusalem“ das Judentum als Nationalität und nicht als Religion bestimmt, so ist dies auch Ausdruck der Enttäuschung darüber, dass das Bemühen um gesellschaftliche Anerkennung gescheitert ist. Und 1882, unter dem Eindruck jüngster Pogrome in Russland, fordert auch Leon Pinsker, ein Arzt aus Odessa, die Selbstemanzipation der Juden als Nation.

Theodor Herzl gibt solchen Ideen mit seiner am 14. Februar 1896 erschienenen Schrift „Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage“ eine konkretere Gestalt. Das Buch erteilt allen Versuchen der Assimilation eine endgültige Absage.

Denn die Verteidigung der Juden gegen die Antisemiten sei nutzlos. Deren These von der ewigen Fremdheit der Juden wendet Herzl ins Positive: „Wir sind ein Volk. Ein Volk“, so seine zentrale Botschaft.

Damit ist die „Judenfrage“ keine religiöse oder soziale Frage mehr, sondern eine nationale. Und ihre Lösung liegt für Herzl in der Gründung eines jüdischen Nationalstaates. Schritt um Schritt werden die Etappen eines organisierten Massen-Exodus aus Europa beschrieben. Ob der neue Staat in Palästina oder Argentinien, wo es bereits erste jüdische Siedlungsversuche gegeben hat, errichtet wird, ist ihm zunächst gleichgültig. Nur wenige Wochen nach Veröffentlichung des „Judenstaates“ wird ihm jedoch klar, „dass die Massen nichts wollen als Palästina“.

Mit seiner Schrift erntet Herzl Kritik von allen Seiten. Assimilierte Juden sehen ihren Kampf um rechtliche Gleichstellung diskreditiert. Strenggläubige lehnen seine säkulare Staatsidee ab, als unbotmäßigen Vorgriff auf die Erlösung des jüdischen Volkes durch einen erhofften Messias.

Unbeirrt jedoch geht Herzl, der „Staatsmann ohne Staat“,

so der jüdische Philosoph Martin Buber, an die Verwirklichung seines Planes. Er beruft einen internationalen Kongress ein, der „der Welt zeigen wird, was der Zionismus ist und will“. Vom 29. bis 31. August 1897 kommen rund 200 Delegierte aus 16 Ländern im Baseler Stadtcasino zusammen. „Wir wollen den Grundstein legen zu dem Haus, das dereinst die jüdische Nation beherbergen wird“, sagt Herzl in seiner Eröffnungsrede.

„In Basel habe ich den Judenstaat gegründet“, notiert Herzl fünf Tage später selbstbewusst in seinem Tagebuch. „Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in 50 wird es jeder einsehen.“

Er hat einer Utopie das Programm gegeben. Doch vergeblich versucht Herzl 1898, die Unterstützung des deutschen Kaisers Wilhelm II. zu gewinnen. Auch Verhandlungen mit dem türkischen Sultan – Palästina liegt damals im Osmanischen Reich – scheitern. Am 3. Juli 1904 stirbt Theodor Herzl – ohne die endgültige Rehabilitation des Hauptmanns Alfred Dreyfus noch erlebt zu haben.

1949 werden Herzls Gebeine nach Jerusalem, in den eben gegründeten Staat Israel überführt. □

Die Vision von einem neuen Leben



Ende des 19. Jahrhunderts fliehen viele Juden aus der Alten Welt vor Verfolgung, Demütigung oder Armut nach Palästina. Den Siedlern gilt die biblische Heimat als das »Land, darin Milch und Honig fließt« – dabei muss sich so mancher Pionier, der als früherer Stubengelehrter die Wüste fruchtbar machen will, erst einmal an handwerkliche Tätigkeit und Landwirtschaft gewöhnen

Wo sollen sie hin – in die alte Heimat, nach Palästina? Oder nach Amerika? Vor dieser Frage stehen um 1900 Juden in Osteuropa, wenn sie dem Antisemitismus und dem Elend in ihrer Heimat entfliehen wollen. Sie geben darauf eine klare Antwort: 2,6 Millionen von ihnen wandern zwischen 1882 und 1914 aus – und fast alle gehen nach Amerika. Nicht einmal drei Prozent wählen Palästina.

Palästina ist ein Minderheitenprogramm. Die Zionisten, die Propagandisten der Auswanderung ins Heilige Land, sprechen von der „Produktivierung des jüdischen Menschen“ durch harte körperliche Arbeit, sie predigen Pioniergeist und Bedürfnislosigkeit. In Palästina warten Steine, in Amerika gibt es Chancen, so sehen es jedenfalls viele.

Was für ein Land ist Palästina? Ein armes Land, ein Land der arabischen Kleinbauern, dominiert von Familienclans. Es gehört zum Osmanischen Reich der Türken, das längst im Niedergang ist. Streng genommen gibt es Palästina überhaupt nicht, jedenfalls nicht als osmanische Provinz. Der Norden des Landes wird von Beirut aus verwaltet, die südliche Hälfte um Jerusalem bildet einen eigenen Bezirk.

Um 1880 leben dort etwa 450 000 Menschen, eine bunte Mischung aus Muslimen, Christen, Juden. Manche der rund 25 000 Juden sind Handwerker oder Händler. Die meisten wohnen, oft schon seit Generationen, in Jerusalem, widmen ihr Leben dem Torastudium sowie dem Gebet und werden von Almosen der jüdischen Gemeinden in aller Welt finanziert. Die ersten Neusiedler lassen sich 1882 in Palästina nieder; viele kommen aus Russland, wo es, wie schon so oft, anti-jüdische Pogrome gegeben hat.

Die Einwanderer gründen die Siedlungen Rischon-le-Zion (Die Erste in Zion) und Rosch Pina (Der Grundstein). Theodor Herzls berühmtes Manifest „Der Judenstaat“ erscheint erst 14 Jahre später. Herzl ist nicht der erste Zionist, aber es gelingt ihm als Erstem, die Aufmerksamkeit der Massen für die zionistische Sache zu erringen.

Zwischen 1882 und 1938 wandern mehr als 380 000 Menschen nach Palästina ein. Viele Neuankömmlinge versuchen ihr Glück auf Zitronenplantagen (links), andere bauen Häuser aus Fertigbauteilen. In Kibbuzim, Gemeinschaftsdörfern, arbeiten Frauen und Männer gleichberechtigt für das Kollektiv



Den Judenstaat kann er sich keineswegs nur in Palästina vorstellen, sondern auch anderswo, in Argentinien zum Beispiel. Vor allem aber, so Herzl, müssten Verhandlungen mit den Herrschern der infrage kommenden Länder geführt und der neue Staat auf diese Weise abgesichert werden, bevor die jüdischen Massen auswandern.

Die ersten Neusiedler in Palästina kümmern sich nicht um solche Überlegungen – sie machen sich einfach auf den Weg, denn Palästina ist die historische Heimat. Die türkischen Behörden sehen die Neuankömmlinge aus Russland mit Misstrauen: Das Zarenreich ist einer der härtesten Rivalen des Osmanischen Reiches. Die Behörden verhängen Einwanderungsbeschränkungen. Aber die Beamten des Reiches sind korrupt. Kaum eine Vorschrift, die sich nicht gegen ein gutes Trinkgeld überwinden ließe.

Die Zionisten predigen den Juden harte körperliche Arbeit – wieso eigentlich? Manche erkennen in dieser Verklärung des Arbeiter- und Bauertums den Einfluss des Antisemitismus. Die Antisemiten werfen den Juden vor, dass viele von

ihnen Händler oder Intellektuelle seien. Die Zionisten geben darauf eine Antwort: Im Exil sei das jüdische Volk degeneriert, sagen sie, in der neuen Heimat aber werde auch ein neuer jüdischer Mensch entstehen.

WER FINANZIERT DIE DÖRFER? Wer besorgt das Land? Die wichtigste Rolle spielt in jenen ersten Jahren der französische Baron Edmond de Rothschild. Er vor allem ist es, der Land kauft, es großzügig an Pioniere verteilt und weiteres Geld in die oft dilettantisch wirtschaftenden Dörfer pumpt – bis 1900 die damals gigantische Summe von 1,6 Millionen Pfund Sterling.

Rothschild kauft in dieser Zeit gut 1,5 Prozent des Heiligen Landes. Seine Verwalter vor Ort sind französische Juden, die bei den Osteuropäern als arrogante Schnösel gelten und alles andere als beliebt sind. Doch die Männer des Barons haben das Sagen, und so gehört es in

so manchem mückenverseuchten, bitterarmen Nest am Rande des Nirgendwo zeitweise zum guten Ton, französisch zu reden und abends Klavier zu spielen.

Das Land gehört meist arabischen Großgrundbesitzern, von denen viele im Ausland leben. Rothschild zahlt gut, selbst für unkultivierte, scheinbar nutzlose Grundstücke. Zeitweise ist das Angebot an Land so groß, dass es die finanziellen Mittel der jüdischen Käufer übersteigt. Noch sind nur wenige arabische Bauern von diesen Käufen betroffen. Erst in späteren Jahrzehnten werden Juden in großem Stil bereits besiedeltes Land kaufen, von dem sie die Pächter dann verdrängen.

Der Baron zieht sich 1900 zurück; die Verantwortung für die von ihm finanzierten Siedlungen überträgt er der Jewish Colonization Association (JCA), die 1891 von einem weiteren jüdischen Philanthropen, dem Baron Moritz von Hirsch, gegründet worden ist. Für die Siedler beginnen damit härtere Zeiten: Die JCA besteht auf Rentabilität und schreckt auch vor Entlassungen nicht zurück.

Rothschilds Rolle als Finanzier der Siedler übernimmt der Jüdische Nationalfonds, finanziert von Juden aus aller Welt. Der Fonds kauft Land und verpachtet es für 49 Jahre, ausschließlich an Juden. Dieses Land soll dem ganzen jüdischen Volk gehören, und es soll nicht möglich sein, es weiterzuverkaufen. Das Ziel der

Pioniere ist klar: Die Bevölkerungsmehrheit im Land soll jüdisch sein, irgendwann. Wie lange es dauern wird, weiß niemand genau.

Die erste Einwanderungswelle setzt 1882 ein, die zweite beginnt 1903 und dauert bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. In Russland scheitert 1905 eine Revolution, wieder kommt es zu Pogromen, wieder flüchten Hunderttausende Juden, wieder findet nur ein kleiner Teil von ihnen den Weg nach Palästina.

Auf das Land, in die neuen Siedlungen mit ihren harten Lebensbedingungen, geht allerdings nur eine Minderheit.

Schon bei der ersten Einwandererwelle versuchen vier Fünftel der Neusiedler ihr Glück in den Städten. Dort gründen die einen Betriebe, die anderen bilden ein allmählich wachsendes jüdisches Proletariat.

1909 WIRD, DIREKT neben dem arabischen Jaffa, Tel Aviv gegründet: die erste jüdische Stadt seit der Antike. Der Name bedeutet „Hügel des Frühlings“ und ist der hebräische Titel eines utopischen Romans von Theodor Herzl. Er beschreibt das neue Palästina, in dem – bei Herzl – Juden und Araber harmonisch zusammenleben. Der berühmteste Satz des Romans lautet: „Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen.“

Die ersten Grundstücke in der Stadt werden verlost. Tel Aviv soll eine Gartenstadt werden, Vorbild für alle anderen Städte der Welt. Aber unter dem Ansturm der Siedler lassen sich diese Vorsätze

nicht ganz durchhalten. 1931 hat Tel Aviv schon 46 000 Einwohner, 1936 sogar 140 000. Die Stadt leuchtet, wenn man sie vom Meer aus sieht, denn die meisten Häuser sind weiß. Manche von ihnen stehen auf Säulen. Das soll die Durchlüftung verbessern. Weit und hell und großzügig – nichts in Tel Aviv soll an die osteuropäischen Judenghettos erinnern.

1910, ein Jahr nachdem Tel Aviv gegründet worden ist, entsteht in der Jordanebene der erste Kibbuz: Deganja, nach dem hebräischen Wort für Getreide. Deganja ist das Werk von nur zwölf Pionieren aus Osteuropa und ist genau genommen nicht einmal ein echter Kibbuz, sondern eine *kwuza*, eine Art Kleinstsiedlung. Ein Kibbuz ist ein Wehrdorf, oft liegt er in den gefährdeten Grenzregionen zu arabischen Gebieten, und er ist sozialistisch organisiert – gemeinschaftliches Eigentum, gemeinsame Mahlzeiten, gemeinschaftliche Kindererziehung außerhalb der Elternhäuser, Entscheidungen fällt das Kollektiv, keine festen Berufe, sondern ständige Rotation. Wer heute in der Küche arbeitet, steht morgen vielleicht am Pflug.

Der Kibbuz ist ein Symbol für die Verbindung von Nationalismus und sozialer Utopie, wie sie vor allem die linken Zionisten aus Russland vertreten. Es gibt die verschiedensten Kibbuz-Modelle, manche Dörfer sind mehr, andere weniger sozialistisch, manche sogar religiös.

Überall, in den Städten wie in den Dörfern, herrscht unter den jüdischen Pionieren ständiges Kommen und Gehen. Viele Einwanderer flüchten schon nach ein paar Monaten wieder aus dem Gelobten Land, das sie sich so anstrengend nicht vorgestellt haben. In der Siedlergesellschaft ist die Zahl der Jahre, die einer bereits im Land verbracht hat, ein Statussymbol. Harte Burschen sind schon länger da.

Und es gibt häufig Streit – zwischen den Alteingesessenen und den Neuankömmlingen, zwischen Osteuropäern und Orientalen, zwischen Orthodoxen und Liberalen. Junge Revolutionäre aus Russland bringen in ihren Rucksäcken sozialistische oder anarchistische Lite-

Im Jahr 1910 wird im galiläischen Deganja der erste Kibbuz gegründet. Die Siedler stammen aus Osteuropa und haben sozialistische Ideale



Palästinas neue Bürger kämpfen als Milizionäre und Bauern für ihre Vision



Der Kibbuz Ein Gev wird am Ufer des
Sees Genezareth errichtet. Die Neuankömmlinge, die
am 6. Juli 1937 auf mit Baumaterial beladenen
Lastwagen eintreffen, sind zionistische Aktivisten.

Sie sichern das am Fuß der Golan-Höhen
gelegene Dorf mit einem Wachturm und Zäunen
als Trutzburg gegen die Araber

Frauen in Arbeiterblusen und kurzen Hosen verändern Palästinas Gesellschaft



An der Mittelmeerküste verladen Arbeiter Sand auf Dromedare – wichtiges Baumaterial für die neuen Straßen, die Palästina erschließen sollen. Zu dieser Zeit, im Jahr 1939, hat bereits eine neue Einwanderungswelle das Land erreicht: Juden, die vor den Nationalsozialisten aus Europa fliehen

ratur ins Land. Die bürgerlichen Juden, die bei 40 Grad Außentemperatur im Smoking Tee trinken, sind in ihren Augen Snobs.

Die Orthodoxen und die Linken sind wie Feuer und Wasser. Die Orthodoxen fühlen sich gestört von all den Menschen, die ins Land kommen und sich nicht um die Sabbatruhe scheren. Als ein jüdisches Parlament gewählt werden soll, fühlen sie sich schon wieder provoziert: Frauen sollen wählen dürfen! Das kann Gottes Wille nicht sein. Wegen des Frauenwahlrechts boykottieren die Orthodoxen die Wahlen.

Einer der heftigsten Streitpunkte: Darf es in jüdischen Siedlungen arabische Arbeiter geben? Für hundertprozentige Zionisten ist der Fall eigentlich klar. Eine nationale Gesellschaft, so ihre Überzeugung, könne nicht auf der Arbeit von Fremden aufgebaut werden. So weit die Theorie. Praktisch gesehen verdienen Araber 40 Prozent weniger als Juden, leisten dafür jedoch wesentlich mehr. Im Gegensatz zu den Neusiedlern sind sie seit ihrer Jugend an Landarbeit gewöhnt, deshalb kräftiger und überdies weniger rebellisch als die jungen Juden, von denen etliche Karl Marx oder andere sozialistische Aufrührer gelesen haben. In vielen Dörfern werden, entgegen aller Theorie, arabische Arbeiter eingestellt.

NACH DEM ERSTEN WELTKRIEG und dem Untergang des Osmanischen Reichs übergibt der neu gegründete Völkerbund Palästina den Briten als Mandatsgebiet. Die haben bereits 1917, also noch während des Krieges, in der „Balfour Declaration“ ihre grundsätzliche Sympathie für die jüdische Einwanderung nach Palästina erklärt. Die Deklaration wird Teil der Mandatsurkunde, seither hat die jüdische Einwanderung eine völkerrechtliche Grundlage. Doch zugleich haben die Briten während des Krieges auch den Arabern dieser Region die nationale Unabhängigkeit versprochen.

Kann Palästina beiden gehören, Juden und Arabern? Wohl kaum. Die Briten waren eher naiv als raffiniert, schreibt der renommierte israelische Historiker

Im Steinbruch des Kibbuz von Ein Harod packen Frauen mit an. Ihr selbstbewusstes Auftreten wird nicht nur von arabischen Muslimen abgelehnt, auch orthodoxe Glaubensbrüder sind entsetzt



Tom Segev. Sie sahen nicht, dass Palästina auf einen unvermeidlichen Krieg zusteuerte. Sie sahen nicht, dass es zwischen den Interessen der Siedler und den Interessen der Palästinenser einen Widerspruch gab, der sich nicht mit ein paar guten Worten und geschickter Diplomatie überbrücken ließ.

Schon 1920 gibt es die ersten größeren Kämpfe zwischen Juden und Arabern: einen arabischen Angriff auf die Siedlung Tel Hai, dann schwere Ausschreitungen im jüdischen Viertel der Jerusalemer Altstadt während eines muslimischen Feiertages. Am 1. Mai 1921 prügeln sich in Tel Aviv jüdische Kommunisten mit Anhängern einer konkurrierenden Arbeiterpartei, die Polizei drängt die Kommunisten in ein arabisches Viertel in der Nachbarstadt Jaffa ab; dort wird aus der innerjüdischen Straßenschlacht ein arabischer Angriff, dem Dutzende Juden zum Opfer fallen.

Nun schlagen die Juden zurück. Tage lang ziehen sich die Unruhen hin, am Ende werden fast 100 Menschen ihr Leben gelassen haben, jeweils etwa zur Hälfte Juden und Araber.

Das alles kann aus Sicht der Briten nur heißen: Die Einwanderung muss gebremst werden. Es gibt schon bald klare Regeln. Nur wer mehr als 120 Britische Pfund an Vermögen besitzt (später auf 500 Pfund erhöht), darf bei einem britischen Konsulat einen Pass für Palästina beantragen. Die Habenichtse müssen sich dagegen an eine der vielen Niederlassungen der Zionistischen Organisation wenden. Die handelt mit den Briten alljährlich eine Einwandererquote aus und soll entscheiden, wer einreisen darf und wer nicht.

Denn auch die Zionisten wollen keine ungesteuerte Einwanderung. Nicht zu viele sollen gleichzeitig kommen, um Arbeitslosigkeit und eine Wirtschaftskrise zu vermeiden. Die Pioniere sollen jung und gesund sein und Berufe haben, mit denen sich auch in der Wüste etwas anfangen lässt. Ihre politische Einstellung soll ungefähr dem Proporz der Parteien entsprechen, die es bereits seit einigen

Aus fünf Hektar Wüste entsteht der »Hügel des Frühlings« – Tel Aviv



Erstmals seit rund 2000 Jahren gründen
Juden wieder eine Stadt in Palästina: Am 10. September
1909 ziehen Siedler in das Ödland nahe
des arabischen Hafens Jaffa und verteilen per Los die
Bauplätze. Knapp 100 Jahre später ist aus
dem Dünenplatz der Ballungsraum Tel Aviv mit
1,5 Millionen Einwohnern geworden

Jahren in Palästina gibt. Die Briten erbiten sich ausdrücklich nur eines: keine Kommunisten!

1924 führen die USA eine strenge Quotenregelung für Einwanderer ein und schließen so weitgehend ihre Tore für die jüdische Zuwanderung – der starke Zustrom von Juden bringe die Balance zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen durcheinander, heißt es. Jetzt strömen die Juden zum ersten Mal in Massen nach Palästina – von 1924 bis 1930 sind es 80 000 Menschen.

Sie reisen auf Schiffen an, oft auf verrosteten Schrottdampfern, ohne Toiletten oder gar Duschen. Für ihre Verpflegung müssen die Passagiere selbst sorgen, in der Regel haben sie steinhartes, getrocknetes Brot und geräucherten Fisch dabei.

Wenn die Einwanderer sich nach Tagen oder Wochen in Booten an Land bringen lassen, riechen die Menschen am Strand von weither den Gestank von Schweiß, Kot und Urin. Die Neankömmlinge müssen sich ausziehen, werden durchsucht und anschließend, nackt und nach Geschlechtern getrennt, in Desinfektionsräume geschickt. Noch denkt sich niemand etwas dabei.

In Tel Aviv beginnt ein Bauboom. Das schafft Arbeitsplätze. Manchmal bekommen die Pioniere einen Arbeitsplatz, noch ehe sie eine Wohnung gefunden haben, dann schlafen sie unter freiem Himmel auf der Baustelle. 1929 gründet sich die Jewish Agency, in der Zionisten und Nichtzionisten gemeinsam für den Aufbau eines Staates Israel arbeiten. Historiker sagen, dass in den 1920er Jahren eine eigenständige jüdische Gesellschaft auf dem Boden Palästinas entsteht – eine Gesellschaft, die auf eigenen Beinen steht und in der endgültig nicht mehr die Alteingesessenen den Ton angeben, sondern die Zuwanderer. Es ist eine Art Staat im Staat. Berührungspunkte zu den Arabern gibt es kaum.

Die Neankömmlinge siedeln sich jetzt häufiger auf bereits kultiviertem Land an. Viele arabische Bauern sind überschuldet, müssen verkaufen und wegziehen. Ihre jüdischen Konkurrenten sind nun nicht mehr, wie anfangs, Dilettanten. Viele Araber bringen ihre Ernte wie eh und je auf Kamelen und Eseln zum Markt – die jüdischen Dörfer haben dagegen jetzt Lastwagen, die Waren

sind genormt und werden über eine große Verkaufsorganisation vertrieben. Die Siedler schicken ihre Kinder selbstverständlich auf – meist rein jüdische – Schulen, bei den arabischen Nachbarn liegt die Analphabetenrate in den 1920er Jahren immer noch bei 80 Prozent.

In manchen Gegenden pflügen die Pioniere mit gepanzerten Fahrzeugen. Sie stellen bewaffnete Wachen auf. Sie haben Verteidigungsorganisationen, die bekannteste heißt Hagana – aus ihr wird später die Armee des Staates Israel.

ALS EIN WENDEPUNKT in der jüdisch-arabischen Geschichte Palästinas gilt das Massaker von Hebron, 1929. 67 Tote. Die Opfer sind Juden, aber nicht etwa Pioniere, sondern palästinische Juden – Menschen, deren Familien zum Teil seit Jahrhunderten in der Stadt gelebt haben und mit ihren Nachbarn in all dieser Zeit passabel ausgekommen sind.

Aus dem Konflikt zwischen Einwanderern und alteingesessenen Bauern wird ein Konflikt zwischen Juden und Arabern.

In den 1930er Jahren verändert sich diese Gesellschaft ein weiteres Mal gründlich. Wieder kommen Zehntausende. Eine neue Gruppe. Es sind deutsche Juden, die vor Hitler fliehen. Und je zweifelnder die Lage der Juden in Europa ist, desto aggressiver wird die Siedlungspolitik in Palästina.

Die Zionisten wollen Fakten schaffen – indem sie Dörfer gründen, auch in Gebieten, in denen bisher nur Araber wohnten. Eroberung durch Siedlung! Im ersten Morgengrauen schaffen bewaffnete Neusiedler vorgefertigte Bauteile und Zäune dorthin, wo sie in Zukunft leben möchten. Bis zur Abenddämmerung muss ein starker Zaun fertig sein, und in der Mitte des künftigen Dorfes ein Turm, mit einem Suchscheinwerfer, angetrieben von einem Generator. Zum Schluss werden Zelte aufgebaut, oder primitive Hütten, falls die Zeit reicht.

Dann kommt die Dunkelheit. Der Scheinwerfer dreht sich. Die Posten der Pioniere stehen bereit. □

Harald Martenstein, 52, Redakteur des Berliner „Tagesspiegel“ und Egon-Erwin-Kisch-Preisträger, hat in seiner Jugend selbst einige Zeit in einem Kibbuz verbracht.

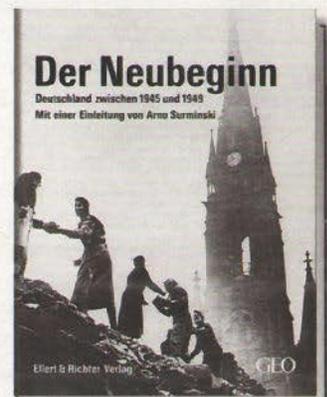
**Authentisch
Eindringlich
Kritisch**



200 Seiten mit 180 Abb., € 19,95
ISBN 3-8319-0233-X



280 Seiten mit 204 Abb., € 24,95
ISBN 3-8319-0173-2
In Zusammenarbeit mit GEO

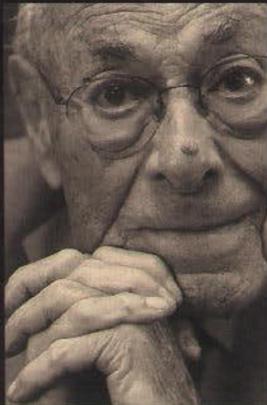


256 Seiten mit 155 Abb., € 24,95
ISBN 3-8319-0226-7
In Zusammenarbeit mit GEO

In den mit vielen historischen Fotos
bebilderten Werken geben kompetente
Autoren unterschiedlichster
Fachrichtungen fundierte Einblicke
in die jüngere deutsche Geschichte.

Ellert & Richter Verlag

»Aus Deutschland brach das Unheil herein«



Als Hitlers SA durch Berlin marschiert, halten viele das neue Regime für einen kurzen Spuk. Sie irren sich. Die Juden, die lange Zeit Deutschlands Kultur mitgeprägt haben, verlieren ihre Freiheit, ihre Bürgerrechte, ihren Besitz. Und irgendwann gilt selbst ihr Leben nichts mehr. Heute ist der 92-jährige Leo Trepp der wohl letzte noch lebende Rabbiner aus dieser Zeit. Ein Zeuge: von den ersten Hetzparolen bis zum Mord

VON SUSANNE FRÖMEL

Jahre später noch erinnert sich der Rabbiner Leo Trepp an jene Nacht 1917 in Mainz, in der ihn sein Vater auf den Armen die Stufen hinunter in den Keller getragen hatte. Draußen auf den Straßen brüllten die Sirenen den Fliegeralarm. Der Vierjährige krallte sich fest, während sie die Treppe hinunterhasteten. Als sie an einem geöffneten Fenster vorbeikamen, sah er auf die Stadt hinaus, und der Himmel war feuerrot.

So ist es jetzt wieder.

Es die Nacht zum 10. November 1938. Synagogen brennen. Ihre Flammen färben die dunklen Wolken in Orangetönen, Rauchschwaden ziehen durch die Stadt. Diesmal geht Leo Trepp selbst. Es ist kalt. Er trägt einen wollenen Mantel, einen schwarzen Anzug und einen Hut. Trepp ist Landesrabbiner, das Oberhaupt

der jüdischen Gemeinde des Landes Oldenburg. Zusammen mit Männern und Frauen seiner Gemeinde wird er von bewaffneten Trupps der SS durch die Straßen getrieben.

FÜNF JAHRE ZUVOR, an jenem 30. Januar 1933, als Reichspräsident Paul von Hindenburg den Nationalsozialisten Adolf Hitler zum Kanzler ernennt, ist Leo Trepp knapp 20 Jahre alt. Es ist ein frischer Wintertag, trotzdem herrscht eine Stimmung wie im Hochsommer. Auf den Straßen Berlins: großes Tamtam, Marschmusik und völkisches Gejohle. Am Abend berauscht sich die Bevölkerung an den Fackelzügen der Nazis. Ein Meer aus brauner und schwarzer Kleidung schwappt durch die Häuserreihen, im fahlen Licht der Nacht sehen die Gesichter alle gleich aus, als würden immer wieder dieselben Männer vorbeimarschieren, doch sind es tausend verschiedene.

Trepp ist kein großer Mann, vielleicht 1,70 Meter, mit einem freundlichen, runden Gesicht und dunklem Haar. Seine Stimme ist weich. Die Ausgelassenheit, die Erlebnisse der Jugend fehlen ihm, Tanz und Vergnügungen besucht der junge Mann nicht. Die meiste Zeit verbringt er an der Berliner Universität, wo er Philosophie und Philologie studiert, und am Rabbinerseminar. Die Tage sind voller selbst auferlegter Pflichten, Ergebnis der Erziehung in einer sehr religiösen Familie. Maier Trepp, der Vater, vertreibt Papieren und Kartonagen en gros in Mainz, Mutter Selma ist Hausfrau.

Früh wird Leo Trepp in die Mischna, die grundlegende Sammlung rabbinischer Lehren, eingewiesen. Der Vater gibt ihm den Leitsatz „Leben ist Vorbereitung“ mit auf den Weg und eine tiefe



Acht Wochen nach Hitlers »Machtergreifung« Ende Januar 1933 organisieren die Nationalsozialisten einen reichsweiten Boykott jüdischer Geschäfte

Liebe für die schönen Künste, vor allem für die Oper. Leo Trepp mag Mozart, Puccini und Verdi, sogar Wagner, der die Juden so hasste.

Auf der Straße geht an diesem 30. Januar der Umzug weiter. Der Karnevalsumzug einer Randpartei, hofft Trepp, wenn auch einer gefährlichen. „Ich erwarte Schikanen von den Nazis“, wird er später zu einem polnischen Freund sagen. „Aber ich denke, die Verfassung werden sie wohl kaum umschmeißen können.“

Mehr als eine halbe Million Juden leben 1933 in Deutschland, etwa ein Prozent der deutschen Bevölkerung. Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens veröffentlicht noch am 30. Januar 1933 eine beschwichtigende Resolution. Sie schließt mit den Worten: „Im übrigen gilt heute ganz besonders

die Parole: ruhig abwarten.“ Repressalien sind ihnen schließlich nicht neu. Die Juden in Europa sind seit Jahrhunderten Anfeindungen ausgesetzt.

Leo Trepp kennt die Anschuldigungen von Kindesbeinen an. Immer wieder muss er an seinen Physiklehrer am Realgymnasium denken, der manchmal zwischen den Versuchsanordnungen in antisemitische Tiraden ausbrach. Ende der 1920er Jahre war das. „Die Juden muss man ausrotten“, rief der Lehrer dann. Schaute daraufhin Leo Trepp und den anderen jüdischen Jungen aus der Klasse an und sagte: „Na ja, ein paar Ausnahmen schaden wohl nicht.“

Als Trepp in der Sexta sein Zeugnis bekam und im Fach Musik eine „Eins“ stand, war der Lehrer aufrichtig überrascht. „Der Trepp kann ja singen!“, rief er. Das unausgesprochene „Obwohl er ein Jude ist“ schwang fortan jeden Tag mit. Leo fühlte sich gebrandmarkt. Anders.

Dennoch unterschätzt er jetzt, so wie die meisten jüdischen Deutschen, die mörderische Zielstrebigkeit der Nationalsozialisten.

SCHON IN DEN ERSTEN TAGEN nach der „Machtergreifung“ erfolgen – zunächst unkoordiniert – im ganzen Land Übergriffe: Jüdische Bürger werden misshandelt und beschimpft, Läden jüdischer Inhaber mit antisemitischen Parolen beschmiert. Ausländische Zeitungen kritisieren die Berliner Regierung scharf – für Propagandaminister Joseph Goebbels ein Vorwand, um noch heftiger vorzugehen.

Ende März 1933 wird eine reichsweite Boykott-Aktion angeordnet: „Achtung! Schlag 10 Uhr beginnt der Abwehrboykott gegen die internationale jüdische Gräueltete. Er wird durchgeführt, bis

die Parteileitung die Beendigung anordnet“, heißt es beispielsweise im Aufruf der NSDAP-Gauleitung Baden. Am Morgen des 1. April nehmen SA-Posten vor jüdischen Geschäften Stellung und hindern die Kunden am Eintritt.

Im sächsischen Annaberg drücken SS-Abteilungen jedem, der aus einem jüdischen Geschäft tritt, einen Stempel ins Gesicht mit der Aufschrift „Wir Verräter kaufen bei Juden“.

Doch der Terror schüchtert keineswegs überall die Menschen ein. In Berlin-Friedenau hängt ein jüdischer Kaufmann morgens um Viertel vor zehn ein Plakat in sein Schaufenster. „Vier Jahre habe ich für Deutschland mein Leben eingesetzt; davon fast drei Jahre auf dem Unterseeboot U.C.22. Zwei Brüder von mir sind in Frankreich für Deutschland gefallen. Wer es mit deutscher Gesinnung vereinbaren kann, der boykottiere mich jetzt und kaufe nicht bei mir.“

An dem Schild hängen sechs Kriegsauszeichnungen, darunter das Eiserne Kreuz Erster Klasse und das U-Boot-Abzeichen. Ein General schreitet an den SA-Posten vorbei und spricht dem Geschäftsmann Mut zu, ein Landesgerichtsdirektor kauft etwas, die Frau eines bekannten Gelehrten bringt einen kleinen Strauß Veilchen vorbei.

In der Gegend um das Berliner Rathaus jedoch helfen Bürger bei der Aktion mit. Einer schreibt mit brauner Farbe die Worte „Juda verrecke“ an die Fensterscheiben des Warenhauses Tietz am Alexanderplatz, auch „Achtung Itzig“ und „Juden raus oder nach Jerusalem“ ist zu lesen.

Der Spuk ist bald vorüber; die SA-Posten ziehen nach Geschäftsschluss ab und kehren nicht zurück. Zu heftig ist die Reaktion der ausländischen Regierungen und Medien, als dass Hitler, dessen Stellung im Frühjahr 1933 keineswegs schon unantastbar ist, einen internationalen Konflikt riskieren mag. Zudem schadet der Boykott der krisengeschüttelten deutschen Wirtschaft.

Sein Nachhall ist jedoch enorm. Viele Geschäfte entlassen nach der Aktion ihre jüdischen Angestellten, teils weil ihre Inhaber annehmen, dass sie dazu verpflichtet sind, teils aus Angst. Nichtjüdische Geschäftsleute kündigen ihre Beziehungen zu jüdischen Partnern.

Von nun an gehen die Nationalsozialisten subtiler vor, systematischer, heimtückischer. Die Verfolgung der Juden ist fortan keine Aktion von Funktionären und Parteigliederungen wie der SA mehr, sondern wird Teil der staatlichen Politik.

Die neuen Machthaber nutzen die Institutionen des Reiches, dessen Schaltstellen sie nun kontrollieren, um ein Terrorsystem aufzubauen. Historiker

werden die NS-Politik gegenüber den Juden später in drei Phasen gliedern:

1. Definition: Die Regierung teilt das Volk 1933 juristisch ein in „Arier“ und „Nichtarier“.

2. Ausgrenzung und Enteignung: Zwischen 1933 und 1938 verlieren die meisten Juden nach und nach ihre Berufe, ihre Ausbildungsplätze, ihre wirtschaftliche Existenz, ihre Wohnungen und jeglichen Zugang zum öffentlichen Leben.

3. Ermordung: Ab Herbst 1938 eskaliert die staatliche Gewalt. Das Ziel des NS-Regimes ist die Auslöschung der Juden in Deutschland und Europa.

DEFINITION. Am 27. Februar 1933 brennt der Reichstag. Reichspräsident Paul von Hindenburg unterzeichnet die „Verordnung zum Schutze von Volk und Staat“. Diese Notverordnung setzt die verfassungsmäßigen Grundrechte außer Kraft.

Deutschland wird zum „Dritten Reich“ – zu einem totalitären Staat, in dem die Bürger keinen Schutz mehr genießen vor Willküraktionen der Regierung. Doch Hitler kleidet seine Herrschaft in Gesetze und Verordnungen. Die Diktatur kommt scheinbar formaljuristisch korrekt daher.

Fünfeinhalb Wochen nach dieser Verordnung geht das neue Regime erstmals



Seit 1933 ersinnen die NS-Machthaber immer neue Wege, um die Juden aus der Gesellschaft zu drängen. So müssen sie ab 1941 im Deutschen Reich einen aufgenähten »Judenstern« tragen. Sie sind jetzt jederzeit erkennbar – und endgültig stigmatisiert

gegen die jüdischen Bürger vor: Mit dem Gesetz „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April hebt die Regierung die rechtliche Gleichstellung jüdischer und nichtjüdischer Bürger auf.

Das Gesetz verlangt nämlich, Beamte „nichtarischer Abstammung“ mit sofortiger Wirkung in den Ruhestand zu versetzen. (Zunächst ausgenommen von der Regelung sind jüdische Frontkämpfer aus dem Ersten Weltkrieg, Hinterbliebene von Kriegsoffizieren sowie Beamte, die vor dem 1. August 1914 in Dienst genommen worden sind.)

Auf diese Weise verlieren 2500 Juden in der Polizei, in Finanzbehörden oder öffentlichen Verwaltungen, als Amtsärzte oder Lehrer ihre Stellungen. Um „Nichtarier“ von „Ariern“ zu unterscheiden, verlangt das neue Gesetz von den Deutschen, ihre Abstammung nachzuweisen.

Mit dem Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935 werden die Bürger in verschiedene Abstammungskategorien eingeteilt. Ist ein Großeltern teil jüdisch, gilt ein Bürger als „Vierteljude“, sind zwei Großeltern jüdisch, ist er „Halb“- bei drei oder vier Großeltern jüdischen Glaubens so genannter „Volljude“. „Voll“- und „Halbjuden“ wird der Reichsbürgerstatus aberkannt, sie haben keine politischen Rechte mehr.

So wird, ganz offiziell, Leo Trepp in seinem eigenen Heimatland zum Staatsangehörigen zweiter Klasse erklärt.

AUSGRENZUNG. Leo Trepp verlässt seine Wohnung in der Artilleriestraße in Berlin-Mitte nur noch für die nötigsten Gänge. Wenn er mit der S-Bahn fährt, erkennt er vom Fenster aus die Ruinen des Reichstags, und er beginnt zu ahnen, dass seine Welt bedroht ist. Auf der Straße sieht er Nachbarn, die den Blick von ihm abwenden, um seinen Gruß nicht erwidern zu müssen. Bekannte erzählen ihm von nichtjüdischen Bekannten, die grundlos Verabredungen absagen.

Er selbst hat seine engen Freunde besser gewählt. Ihre Namen sind Peter Paul Etz, Werner Spanner und Franz Krusius. Peter und Werner sind katholisch, Franz ist evangelisch. Alle drei stammen aus

Familien, in denen Religion und Ethik eine große Rolle spielen. Sie stehen auch öffentlich zu Leo Trepp.

Noch ist das Leben einigermaßen erträglich, auch wenn das Schächten verboten wird, das Schlachten von Tieren nach jüdischem Ritus.

Zwar werden Nationalsozialisten am 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz und in etlichen Universitätsstädten neben den Büchern oppositioneller Schriftsteller wie Erich Maria Remarque und Heinrich Mann auch die jüdischen Autoren wie Lion Feuchtwanger, Sigmund Freud und Kurt Tucholsky öffentlich verbrennen. Doch immer noch herrscht in den jüdischen Gemeinden die Hoffnung, dass der Irrtum bald aufgeklärt werde.

Im April 1933 schreibt die „Jüdische Rundschau“: „Das deutsche Volk soll wissen: Geschichtliche Verbundenheit von Jahrhunderten ist nicht so einfach zu lösen.“ Zwei Monate später, im Juni, er-

klingt an gleicher Stelle jedoch bereits Mutlosigkeit: „Die Nationalsozialisten pflegen in ihren Kundgebungen die Juden als ‚Feinde des Staates‘ zu bezeichnen. Diese Bezeichnung ist unrichtig. Die Juden sind keine Feinde des Staates. Die deutschen Juden wollen und wünschen einen Aufstieg Deutschlands, für den sie immer nach bestem Wissen ihre Kräfte eingesetzt haben und auch weiter einsetzen wollen.“

Bald bekommt Leo Trepp eine dringende Nachricht aus der Heimat, aus Mainz: Gustav, der vier Jahre jüngere Bruder, hält es am dortigen Realgymnasium nicht mehr aus.

Seit dem 25. April 1933 herrscht das „Gesetz gegen die Überfüllung von deutschen Schulen und Hochschulen“, das bei Neuaufnahmen den Anteil von „nichtarischen“ Schülern auf 1,5 Prozent beschränkt und den Anteil in bestehenden Klassen auf fünf Prozent senken soll. Die täglichen Beleidigungen und Bestrafungen zermürben Gustav so sehr, dass er sich kaum noch in die Schule wagt.

Der Vater hat deshalb entschieden, den Sohn auf die Vorbereitungsschule der jüdischen Lehrerbildungsanstalt in Würzburg zu schicken. Leo soll ihn begleiten.

Es ist Spätsommer 1934. Paul von Hindenburg ist tot, Adolf Hitler hat dessen Posten an sich gerissen und ist nun der „Führer“: Reichspräsident und Reichskanzler in Personalunion – also Staatsoberhaupt, Regierungschef und Oberbefehlshaber der Armee.

Leo Trepp hat Glück. An der Universität Würzburg ist der Numerus clausus für Juden noch nicht erreicht, und so schreibt er sich ein, um mit seiner Dissertation in Romanischer Philologie zu beginnen. Er ist einer der wenigen deutschen Juden, die überhaupt noch an den Universitäten lernen. Von den 3950 Studenten aus dem Sommersemester 1932 sind schon im Herbstsemester 1933 nur 590 geblieben.

Trepp hat Ehrgeiz und Talent. Er will sein Studium unbedingt abschließen und anschließend Rabbiner werden, um sei-

Die Juden werden öffentlich gedemütigt. Niemandem kann das entgehen

nen Glaubensgenossen eine Stütze sein zu können. Dem Würzburger Professor Adalbert Hämel gefällt der junge Mann, der so mitreißend reden kann. Hämel ist ein gläubiger Katholik, bei dem bereits zwei künftige Rabbiner promoviert haben. Er macht keinen Unterschied zwischen Juden und „Ariern“. Dennoch nimmt Hämel seinen Studenten Trepp zur Seite. „Ich muss Ihnen leider sagen, dass ich in die SA eingetreten bin“, erklärt er ihm, „allerdings nur, um meinen Studenten helfen zu können.“

Hämel macht Druck. Er verlangt, dass Trepp das Promotionsverfahren bis zum Ende des Sommersemesters 1935 abgeschlossen hat. Womöglich ahnt der Dozent, dass nicht mehr viel Zeit bleibt. An der Universität hat sich die nationalsozialistische Ideologie bereits durchgesetzt. In der Germanistikvorlesung eines Professors lernt Leo Trepp, dass Hitlers „Mein Kampf“ literarisch wertvoller sei als Goethes gesamtes Werk.

Es gibt auch Ausnahmen. Am Tag von Trepps Rigorosum lädt der Psychologieprofessor Karl Marbe seine Studenten zu

einem Umtrunk in den Biergarten ein. Leo Trepp sagt ab, sodass ihn der Dozent persönlich anruft. „Wenn Sie Sorge haben wegen der Speisen“, sagt er, „da kann ich Sie beruhigen. Ich werde schon etwas Koscheres für Sie finden.“ Leo Trepp verneint. „Das ist nicht der Grund. Ich möchte Sie nicht in Schwierigkeiten bringen.“

Der Professor ist empört. „So ein Unsinn! Sie müssen einfach kommen!“ Es wird ein schöner Nachmittag, einer der wenigen Tage, an denen sich Leo Trepp wie ein normaler, freier Mensch fühlt.

Im Mai 1935 erhält er sein Doktor-diplom. „Ich kann ihnen in diesen Zeiten leider kein *summa cum laude* geben“, hatte Hämel zuvor gesagt. „Sie müssen sich wohl mit *magna cum laude* zufrieden geben.“ Als Leo Trepp seine Doktorurkunde genauer ansieht, bemerkt er, dass sie vom Prorektor unterzeichnet worden ist. Der Rektor hatte sich geweigert: „Einem Judd unterschreibe ich kein Diplom.“

ENTEIGNUNG. Neben dem Reichsbürger-gesetz, das „Nichtariern“ die politischen Rechte nimmt, gehört auch das „Blut-schande-Gesetz“ zu den „Nürnberger Gesetzen“ vom 15. September 1935. Der Kontakt zu „Ariern“, geschlechtlich oder gar ehelich, ist „Nichtariern“ nun verbo-

mehr praktizieren, werden von den Berufsverbänden ausgeschlossen, die Zahl der Aufträge an jüdische Firmen sinkt. Je länger ein jüdischer Unternehmer wartet, desto weniger erzielt er durch einen Verkauf, denn die potenziellen Käufer bieten immer geringere Summen.

60 bis 70 Prozent der ehemals jüdischen Betriebe sind im Sommer 1938 „arisiert“ oder aufgelöst.

Leo Trepp beobachtet Nachbarn, die Kunstgegenstände aus jüdischem Besitz aufkaufen. Erlebt andere, die warten, dass die Preise für Wohnungen und Häuser der Juden weiter fallen – es ist eine gute Gelegenheit, ohne großen Geldeinsatz zu Wohlstand zu kommen. Er fragt sich, ob die Leute nicht wissen, nicht verstehen, was da vor sich geht. Aber dann sieht er ganze Gruppen fröhlich lachend zu Versteigerungen spazieren. „Es ist unmöglich, dass sie es nicht wissen.“

Trepp, der auf die Kultur und die Traditionen seines Vaterlandes immer stolz gewesen ist, ekelt sich nun vor seinen Mitbürgern. „Besonders tragisch war“, wird er später sagen, „dass auch diejenigen mitmachten, die aufgrund ihres Standes und ihrer Bildung hätten dagegenhalten müssen.“

1936 schließt er die Ausbildung zum Rabbiner ab; er ist 23. Leo Trepp hat eine Art, in den Gottesdiensten zu reden, die die Menschen mitreißt. Sein Gottvertrau-

etwa 4000 Gläubige. Das zweite Angebot ist spektakulär. Noch nie ist ein so junger Mann zum geistigen Oberhaupt der Land-gemeinde gewählt worden.

Und die Lage der jüdischen Bevölke-rung in Oldenburg ist prekär. Denn in dem Land ist bereits 1932 eine Nazi-Re-gierung gewählt worden. Berlin bedeutet Karriere als Gelehrter, Oldenburg heißt möglicherweise den Einsatz des Lebens.

Er entscheidet sich für Oldenburg.

WAS TREPP VORFINDET, ist eine Gesell-schaft in totaler Auflösung: In den vier Jahren zuvor sind etliche Gemeindeglied-er ins Ausland emigriert. Er bezieht ein Zimmer im Haus der Witwe seines Vorgängers und macht sich an die Arbeit.

In seinem ersten Sabbat-Gottesdienst sitzt ein junger Mann namens Lazarus. Der Mann kommt direkt aus einem Konzentrationslager, er war sechs Wo-chen dort. Lazarus sitzt zehn Minuten auf einem Stuhl an der Tür, gekrümmt wie ein Fötus, und sagt kein Wort. Schließlich steht er auf und geht weg. Trepp wird klar, dass von nun an die Zeit gegen ihn arbeitet.

Seine Gottesdienste werden über-wacht, als wären sie Zusammenkünfte ei-nes Geheimbundes. Die Gestapo-Männer setzen sich stets in die letzte Reihe, wo sie seine Worte in Notizhefte kritzeln oder mit gelangweilten, manchmal angewider-ten Mienen nach vorn blicken.

„Sie werden uns nicht brechen kön-nen, denn alles was geschieht, ist Gottes Wille“, sagt sich der junge Rabbiner und spricht in solchen Bildern und Metaphern zu seiner Gemeinde, die die Spitzel nicht verstehen. Nächtelang grübelt er über den Predigten, weil er seinen Gemeinden Trost und Hoffnung geben will.

Je größer die Not wird, desto voller werden die Gottesdienste. Der Rabbiner organisiert Vorträge zu biblischen und historischen Themen, um den Frauen und Männern Gelegenheit zu geben, zusam-menzukommen und sich wie Menschen zu fühlen. Er ist kein Feigling. Trepp ver-spricht sich selbst, Vorbild zu sein und geht mit hoch erhobenen Haupt durch die Stadt. Für die Juden Oldenburgs ist er

Die Juden sind Ausgestoßene, dennoch erringt Leo Trepp 1935 die Doktorwürde

ten. Zu dem Verlust ihrer Bürgerrechte kommen die Enteignungen. Durch „Ari-sierungsmaßnahmen“ werden die Juden aus dem Wirtschaftsleben verdrängt. 1933 waren 46 Prozent der jüdischen Bevölkerung selbstständig. Als Anwälte hatten sie Kanzleien, als Ärzte Praxen, als Einzelhändler oder Großhändler, als Bankiers oder Makler besaßen sie eigene Betriebe und Firmen.

Nun werden sie unter Druck gesetzt, ihre Geschäfte meist zu Spottpreisen an „Arier“ zu verkaufen. Im Sommer 1935 ist bereits ein Viertel aller von Juden ge-führten Betriebe und Läden veräußert worden – oder der Betrieb wurde einge-stellt. Anwälte und Ärzte dürfen nicht

en ist so unerschütterlich, dass allein sei-ne Anwesenheit Trost zu spenden scheint.

„Ich bin kein mutiger Mensch, aber ich bin jemand, der seine Pflichten sehr ernst nimmt“, sagt er. Das Jahr bringt der jüdischen Bevölkerung ein wenig Erleichterung – wegen der internationa-len Aufmerksamkeit während der Olym-pischen Spiele in Berlin. Schilder mit Aufschriften wie „Juden unerwünscht“ sind diskret aus dem Straßenbild entfernt worden, um die Gäste aus aller Welt nicht zu verschrecken.

Leo Trepp bekommt zwei Posten an-geboten: als Assistent von Professor Alexander Altmann am orthodoxen Rab-binerseminar in Berlin – und als Landes-rabbiner des Oldenburger Lands, wo ihm 15 Gemeinden mit ihren Synagogen und Kultusbeamten unterstehen werden, dazu

Ab September 1935 dürfen Juden und »Arier« nicht mehr heiraten, sexuelle Kontakte sind verboten. Schon seit 1933 sind Liebesbeziehungen zwischen Juden und Nichtjuden verpönt. Die Paare werden oft – wie hier in Cuxhaven – gedemütigt. Auch Leo Trepp ist hilflos, als junge Juden seiner Gemeinde aus diesen Gründen angeklagt werden



der wichtigste Mann im Land. Er gibt ihnen das Gefühl, auch in großem Elend noch etwas bewirken zu können.

Gleichzeitig ist Leo Trepp vorsichtig. Wenn er telefoniert, wägt er jedes Wort ab, falls er abgehört werden sollte.

Er reist von Gemeinde zu Gemeinde. Der Glaube der Menschen, stellt er fest, ist nach wie vor ungebrochen. Er spendet Hoffnung, wo keine Hoffnung mehr ist, und Trost, wo Trauer und Angst überwältigend zu werden drohen. An den Nachmittagen macht er Hausbesuche, um den Leuten Mut zuzusprechen. Fast immer wird er dabei gefragt: „Möchten Sie nicht eine Zigarre?“ Bald ist der Rabbiner ein starker Raucher.

Für jeden sucht er die passende Erklärung, auch wenn er sie selbst nicht versteht. Den Kindern, die nicht begreifen, weshalb ihre Freunde nicht mehr mit ihnen spielen wollen, weshalb die Eltern keine Arbeit mehr haben, sagt er: „Das ist eine Prüfung Gottes, die wir bestehen müssen.“

Immer, wenn er denkt, es ist nicht mehr auszuhalten, hört er von Menschen, die sich für Juden einsetzen. Seine Mutter schreibt ihm von einer Frau aus ihrer Heimatstadt Mainz, die zwei Jüdinnen bei sich aufgenommen hat (und ihnen damit

später das Leben retten wird). Außerdem hat die Frau eines Tages eine Mauer aus SS-Leuten durchbrochen, um sich von ihren jüdischen Nachbarn zu verabschieden und ihnen zu sagen: „Gott sei bei euch!“, bevor sie deportiert wurden. „Ich bin Christin“, habe die Frau später gesagt, „das ist doch meine Menschenpflicht.“

Vielen Gemeindemitgliedern jedoch kann auch Leo Trepp nicht helfen. Wie oft hat er dem Demokraten Hans Reyersbach geraten, nicht mehr offen über Politik zu reden! Jetzt sitzt er ihm als Besucher im Gefängnis gegenüber und versucht, die Schikanen, denen der Mann ausgesetzt ist, erträglich zu machen. Als er ihn einige Zeit später auf der Straße sieht, ruft er ihm zu: „Herr Reyersbach, wie schön, dass Sie wieder draußen sind!“ Erst dann bemerkt er den Gestapo-Mann, der ihn bewacht und zum Konzentrationslager bringt.

Reyersbach trägt keinen Mantel, seine Finger umklammern ein kleines Päckchen – die wenigen Besitztümer, die er mitnehmen darf. Ein paar Wochen später erhält seine Familie einen Brief. „Wir müssen Ihnen mitteilen, dass Herr Reyersbach verstorben ist. Seine Asche erhalten Sie gegen die Zahlung von 20 RM.“

Die Kluft zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung ist in Oldenburg inzwischen groß. Während einer Trauung werfen Anwohner die Scheiben der Synagoge mit Steinen ein. Die Fens-

ter der Synagoge von Jever werden so oft zerstört, dass die Gemeinde kein Geld mehr hat, sie zu reparieren. Nun sind die Erker mit Brettern vernagelt, im Gotteshaus ist es dunkel wie in einem Keller.

Besondere Sorge machen Trepp die Gemeindemitglieder, die sich nicht an die Regeln der Nazis halten. Ein Geschwisterpaar etwa, Mädchen und Junge, das sich trotz aller Verbote immer noch mit Deutschen in den Parks der Stadt amüsiert – und schließlich erwischt wird. Leo Trepp besucht ihren „Rassenschandeprozess“. Während die angeklagten „Arier“ mit einer Rüge entlassen werden, wird das jüdische Mädchen zwangssterilisiert und deportiert. Das Letzte, was Leo Trepp von ihm sieht, ist sein blasses Gesicht und die traurigen, vor Angst geweiteten Augen.

Der Bruder muss für zwei Jahre ins Zuchthaus. Als Trepp ihn besuchen will, kommt ihm der Direktor mit einem Schäferhund an der Leine entgegen. „Es kümmert mich nicht, ob ein Urteil moralisch oder gerecht ist“, sagt er. „Als treuer Staatsdiener führe ich jedes Urteil skrupellos aus.“

Und dann verliebt sich Leo Trepp. In Miriam de Haas, die Tochter seines Vorgängers. Das Paar heiratet am 26. April

1938 im Standesamt zu Oldenburg; alle Neuvermählten erhalten dort, mit Ausnahme der Eheleute Trepp, als Geschenk vom Staat ein Exemplar von Hitlers „Mein Kampf“.

Bald müssen sie wie viele andere ihre Wohnung verlassen. Der jüdische Hauswirt ist kurz zuvor ausgewandert, und der neue Besitzer will nur noch „arische Mieter“. Unterkunft findet das Ehepaar in einem Wohnhaus, dessen jüdischer Besitzer noch keinen Käufer gefunden hat. Unten ist ein Fischgeschäft, oben bewohnen die Trepps gemeinsam mit Miriams Mutter ein paar kleine Zimmer.

Die ständige Unsicherheit macht dem Landesrabbiner zu schaffen. Er fühlt sich müde und unglücklich. Einmal im Monat verteilt er winzige Rationen koscheren Fleisches, 125 Gramm pro Monat und Familie.

Nicht einmal Reichtum macht das Leben jetzt noch erträglich. Seit dem 26. April 1938 muss jeder Jude ein Vermögen über 5000 Reichsmark anmelden. Leo Trepp ist klar, was das bedeutet: Die endgültige Enteignung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands wird vorbereitet.

Für seine große Leidenschaft, die Oper, ist kaum noch Raum. Einmal noch geht er hin. Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“, eine mäßige Inszenierung. Am 12. November 1938 wird Juden der Besuch von Theatern, Opernhäusern, Ausstellungen oder Konzerten gesetzlich verboten.

DIE JÜDISCHEN GEMEINDEN in Oldenburg versuchen seit 1938, wie überall im Reich, zunehmend hektisch so viele Familien wie möglich außer Landes zu schleusen. Zwar sind manche Juden schon unmittelbar nach der Machtübernahme durch die Nazis oder nach dem Reichstagsbrand emigriert – darunter Schriftsteller und Künstler wie Alfred Kerr, Alfred Döblin und Billy Wilder.

Doch bislang hat bei vielen weniger prominenten und oft auch weniger vermögenden Juden die Hoffnung überwogen, in der Heimat verbleiben zu können. 1933 sind etwa 37 000 Juden aus Deutschland ausgewandert, dann verlassen circa

24 000 pro Jahr das Land, 1939 sind es rund 78 000 Menschen, die fliehen.

Die Vertreibung der Juden ist das erklärte Ziel der Regierung Hitler – und eine willkommene Einnahmequelle. Wer von den Diskriminierungen und Schikanen des Regimes so zermürbt ist, dass er gehen will, muss eine „Reichsfluchtsteuer“ zahlen. Allein 900 Millionen Reichsmark werden so eingenommen. Zudem ist die Mitnahme von Gütern und Bargeld streng reglementiert.

In Wildeshausen, wo die Gemeinde ihre Synagoge 1938 verkauft, um Geld für die Auswanderung zu beschaffen, leitet Leo Trepp den Abschiedsgottesdienst. Er ersucht die Behörden um Ausreisegenehmigungen, kratzt Geld für jene zusammen, die er für besonders gefährdet hält.

Doch es ist schwer, überhaupt noch Länder zu finden, die Juden aufnehmen.

Am 6. Juli 1938 findet im französischen Evian eine internationale Flüchtlingskonferenz statt. Abgesandte von 32 Nationen treffen sich am Genfer See. Der deutsche Außenminister Joachim von Ribbentrop verweigert aber die Zusammenarbeit mit dem Hinweis, die „Judenfrage“ sei ein innerdeutsches Problem.

Zudem geben fast alle Regierungen mehr oder weniger deutlich zu verstehen,

dass sie ihre jeweilige Einwanderungspolitik nicht ändern werden, um mehr aus Deutschland fliehende Juden aufnehmen zu können.

Die Konferenz scheitert. Hitler fühlt sich bestärkt in seiner Ansicht, dass den anderen Nationen am Überleben der Juden nicht viel gelegen ist.

Im Juli und September 1938 wird jüdischen Ärzten und Anwälten die Approbation entzogen. Männer haben den Vornamen Israel, Frauen den Namen Sara zu tragen.

Ein Land nach dem anderen macht derweil seine Grenzen für Juden dicht. Die Auswandererberatungsstellen im Reich verteilen ein Papier, auf dem die aktuellen Aufnahmequoten der Länder niedergeschrieben sind.

Das Blatt liest sich für viele verzweifelte Juden wie ein höhnischer Witz. Im Sommer 1938 suchen dort unter anderem die Fidschi-Inseln einen jüdischen Pastetenbäcker und einen alleinstehenden Uhrmacher, nicht jünger als 25, nicht älter als 30 Jahre. Paraguay braucht einen selbstständigen Bonbonkocher, Mittelfrika einen ledigen, jüdischen



In der »Reichskristallnacht« 1938 brennen Synagogen, wie hier in Bielefeld. SS- und SA-Männer plündern Häuser und misshandeln jüdische Bürger. Doch der von Joseph Goebbels erwartete »spontane Volksaufstand« bleibt aus – der Großteil der Bevölkerung sieht dem Pogrom schweigend zu

Schlachter („spezialisiert auf die Herstellung von grober Cervelatwurst“), Britisch-Betschuanaland (Botswana) einen Kürschner und so fort.

Nur Shanghai nimmt unbegrenzt Flüchtlinge auf: Insgesamt emigrieren 25 000 Menschen aus Deutschland und Österreich dorthin.

Auch Leo Trepp und seine Frau denken nun ständig an Flucht. Im Juli lösen sie eine Ferienkarte in die Schweiz und reisen nach St. Moritz. Dort urlaubt wie jedes Jahr Herman Hertz, der Chief Rabbi des Britischen Reiches. Mit zwei dicken Rucksäcken quälen sich die Trepps zu dem Domizil des Rabbiners.

Doch der schlägt ihre Bitten aus. „Ich kann Sie nicht mitnehmen. Sie sind der Kapitän, und der Kapitän muss der Letzte sein, der das Schiff verlässt.“

ERMORDUNG. Am 7. November 1938 betritt der Jude Herschel Grynszpan die deutsche Botschaft in Paris und feuert, entsetzt über die Deportation seiner polnischen Familie, fünf Schüsse auf den Botschaftsangehörigen Ernst vom Rath.

Die Familie Grynszpan gehört zu jenen jüdischen Familien aus Polen, die sich schon seit Jahren in Österreich und Deutschland aufhalten. Als Österreich im März 1938 an das Deutsche Reich angeschlossen wurde, fürchtete die ebenfalls nicht gerade judenfreundliche Regierung in Warschau, dass etwa 20 000 Juden aus dem nun „Großdeutschen Reich“ zurück in ihr Heimatland zu fliehen versuchen könnten – und erklärte deren Pässe mit Wirkung zum 30. Oktober für ungültig.

Am 26. des Monats erhielt die Gestapo den Auftrag, alle polnischen Juden abzuschicken. Mit größter Brutalität wurden mindestens 18 000 Männer in der Nacht zum 29. Oktober verhaftet und über die polnische Grenze transportiert.

Vom Rath, der am 9. November an den Schusswunden stirbt, war ein unbedeutendes Mitglied der NSDAP, Grynszpan ist ein junger, verängstigter Mann. Doch die Schüsse werden von der Propagandamaschinerie um Goebbels zu einem Anschlag des „internationalen Judentums“ auf das Deutsche Reich stilisiert.

Am 8. November steht in einem Leitartikel im „Völkischen Beobachter“ zu lesen: „Es ist klar, dass das deutsche Volk aus dieser neuen Tat seine Folgerungen ziehen wird. Es ist ein unmöglicher Zustand, dass in unseren Grenzen Hunderttausende von Juden noch ganze Ladenstraßen beherrschen, Vergnügungsstätten bevölkern und als ‚ausländische‘ Hausbesitzer das Geld deutscher Mieter einstecken, während ihre Rassegenossen draußen zum Krieg gegen Deutschland auffordern und deutsche Beamte niederschießen. Die Schüsse in der Deutschen Botschaft in Paris werden nicht nur den Beginn einer neuen Haltung in der Judenfrage bedeuten, sondern hoffentlich auch ein Signal für diejenigen Ausländer sein,

In Oldenburg wird die gesamte jüdische Bevölkerung aus Trepps Gemeinde in die Kaserne der Stadt gesperrt.

Frauen und Kinder dürfen am nächsten Morgen wieder gehen. Leo Trepp hat keine Zeit, seiner Frau noch etwas zu sagen, hofft jedoch, dass auch er bald heim darf.

Doch eine Gruppe SA-Leute führt die Männer an den qualmenden Überresten ihres Gotteshauses vorbei durch die Stadt zum Gefängnis. Trepp sieht lachende Gesichter am Straßenrand, Finger, die auf ihn zeigen. Nur wenige Menschen senken das Haupt.

SA und SS machen Jagd auf Juden – doch nur wenige Bürger beteiligen sich

die bisher nicht erkannten, dass zwischen der Verständigung der Völker letzten Endes nur der internationale Jude steht.“

Nachdem durch diese Pressekampagne die antisemitische Stimmung angeheizt worden ist, teilt Goebbels am Abend des 9. November den in München versammelten Landesparteführern mit, dass sich bereits der Volkszorn in einzelnen Orten gegen die Juden entlade, dass Synagogen brennten und dass solchen spontan entstandenen Ausschreitungen vonseiten der Partei nicht entgegenzutreten sei.

Die Anwesenden verstehen die Weisung: Die Partei soll nicht als Organisator und Urheber antisemitischer Demonstrationen erkennbar sein – sie aber durchführen. Per Telefon erreicht diese Anordnung die Dienststellen der verschiedenen Gaue. Schnell sind alle Kreisleiter und Ortsgruppenleiter informiert. Innerhalb weniger Stunden beginnen für die Juden in Städten und Gemeinden die Schrecken der „Reichskristallnacht“.

ALS AM SPÄTEN ABEND des 9. November ein SS-Trupp an der Tür des Landesrabbiners klingelt, stehen die Synagogen Oldenburgs und Deutschlands längst in Flammen. 267 Synagogen brennen, 7500 jüdische Häuser werden verwüstet. Mehr als 100 Juden sterben, etwa 30 000 Männer werden in die Konzentrationslager deportiert, um sie zur schnellen Auswanderung zu zwingen.

Ein Zeitungsreporter macht ein Foto von dem Zug. Man sieht Leo Trepp rechts im Bild, er geht inmitten seiner Gemeinde. Die Männer tragen ihre Köpfe hoch und die Schultern straff, nicht angsterfüllt, eher stolz, als würden sie eine Ehrenrunde drehen. „Unsere Würde, unsere Gottergebenheit werden sie nicht brechen“, das hatte Leo Trepp ihnen immer wieder gesagt.

Früh am nächsten Morgen wird die Gruppe an den Bahnhof gebracht. Der Zug, den Leo Trepp mit den Männern seiner Gemeinde besteigen muss, fährt Richtung Osten, zum Konzentrationslager Sachsenhausen.

Am 12. November 1938 ergehen drei Verordnungen der Reichsregierung, die für jüdische Geschäftsleute katastrophale Folgen haben: Mit der „Verordnung über eine Sühneleistung der Juden in Höhe von einer Milliarde Reichsmark“ und der „Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben“ wird den Opfern der Pogrome ein erheblicher Teil ihres Vermögens eingezogen, um die Schäden zu begleichen, welche SS und SA angerichtet haben.

Und die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ führt endgültig zur Schließung aller jüdischen Geschäfte und Handwerksbetriebe.



Nach der »Reichskristallnacht« werden 30 000 jüdische Männer verhaftet, in Kolonnen abgeführt und in Konzentrationslager deportiert. Wie in Baden-Baden säumen deutsche Bürger als Schaulustige und Zaungäste die Straßen (rechts). Die Juden von Oldenburg werden am 10. November 1938 ins Gefängnis geführt, darunter Leo Trepp, der Rabbiner der Gemeinde (rechts hinten, heller Hut). Zwar kann er später das Reich verlassen, doch seine Mutter wird von den Nationalsozialisten ermordet

Im Konzentrationslager Sachsenhausen werden Leo Trepp und die anderen Gefangenen von SS-Männern mit bissigen Hunden aus dem Zug auf eine dunkle, steinige Wiese getrieben. „Rennen!“, „Stehen bleiben!“ sind die Befehle. Die Männer haken sich ein.

Trepp fällt über einen Stein, verletzt sich am Knöchel, seine Gefährten reißen ihn hoch. Weiter. Im Lager müssen die Gefangenen in langen Reihen für den Rest der Nacht stillstehen. Ein Mann neben Trepp bricht zusammen, ein herbeigerufener Arzt aus den Reihen der Häftlinge diagnostiziert einen schweren Herzinfarkt. Der Kranke müsse ins Lazarett.

Doch der SS-Wächter antwortet nur: „Der ist ja schon tot.“ Dann tritt er den Mann mit seinen genagelten Schuhen. Ein Gefangener mit einem Karren wird gerufen. Der zuckende Körper wird in die Grube der Toten geworfen.

Am Morgen: Aufreihen vor dem Umkleidegebäude. Der SS-Mann fragt Trepp nach seinem Beruf. Auf die Antwort „Rabbiner“ wird er rechts und links ins Gesicht geschlagen. Nackt müssen die Gefangenen später einzeln vor einen Wächter treten, zur „Untersuchung“.

Sie werden kahl rasiert, erhalten dünne Gefangenenkleidung und werden in

die Baracke geführt: Die ist kalt, hat keine Heizmöglichkeit, keinen Tisch und keine Bank. Die Häftlinge schlafen auf dem Boden. Im Nebenraum sind Toilettenschüsseln ohne Deckel an den Wänden entlanggereiht. In der Mitte sprüht ein eiskalter Wasserstrahl. Dort müssen sie sich fortan täglich waschen.

Niemand weiß, was der nächste Augenblick bringen kann. Zählung auf dem Paradeplatz am frühen Morgen und Abend. Kein Ruhetag. Nutzlose Arbeit, um die Gefangenen zu zermürben. Leo

den Schädel zu rasieren, damit er nicht missbraucht und anschließend getötet wird. Der Rabbiner überredet die Frommen, das nicht koschere Essen zu verzehren, um zu überleben, und betet mit den Männern, wann immer sie für einen Augenblick in Ruhe gelassen werden. Mehr als zwei Wochen vergehen.

Und dann, in einer Nacht um vier Uhr früh auf dem Appellplatz, glaubt Leo Trepp, sein Ende sei gekommen. Die Kegel der Scheinwerfer wandern über die Gefangenen, oben auf den Wach-

Fast sechs Millionen Juden werden ermordet – auch Leo Trepp soll sterben

Trepp schleppt Sandsäcke einen Hügel hinauf und wieder hinunter. Manchmal wird ihm befohlen, sich an den Rand der Lagerstraße zu hocken und winzige Grashalme und Abfälle aus dem Staub aufzusammeln. Abends essen die Männer in der Baracke dünne Kartoffelsuppe.

Hin und wieder ein Schuss. Da haben die SS-Männer wieder einmal einen Gefangenen zu sich gerufen, um ihn, wenn er auf die Wächter zukommt, „auf der Flucht“ zu erschießen. Auch einige Männer aus Trepps Gruppe kommen abends nicht zurück.

Leo Trepp und die anderen zwingen einen besonders attraktiven Jungen, sich

türmen kann der Rabbiner Maschinengewehre ausmachen. „Ihr habt keinerlei Rechte“, brüllt der Kommandant, während er auf und ab schreitet. „Ihr seid Verbrecher, der Abschaum der Menschheit. Meine Schutzstaffel hat das Recht, euch jederzeit zu erschießen!“

Leo Trepp blickt in die Mündungen der Maschinengewehre und wartet. In diesem Moment geschieht etwas Seltsames, das ihn fast überwältigt. Er spürt, so wird er sich später erinnern, klar und deutlich die Anwesenheit Gottes.



„Wenn ich jetzt sterbe“, sagt er sich, „dann tue ich es für dich, mein Gott, mit einem Lächeln auf den Lippen.“

Doch nichts geschieht – irgendwann dürfen die Gefangenen abtreten.

MIRIAM TREPP, in panischer Angst um ihren Mann, hat inzwischen dem britischen Chief Rabbi Herman Hertz telegraphiert. Nur vier Worte: „Das Schiff ist gesunken.“

Hertz schickt umgehend ein befristetes Visum. Leo Trepp wird nach 18 Tagen aus Sachsenhausen entlassen – wie jeder, der beweisen kann, dass er das Land innerhalb der nächsten zwei Wochen verlassen wird.

Auf der Rückfahrt setzt er sich kahl geschoren in einen Eisenbahnwaggon. Ein Reisender steht auf, dann noch einer. Sie machen scheuchende Bewegungen mit ihren Händen, als würden sie von Fliegen belästigt. „Die Juden sitzen nicht bei uns im Wagen.“ Trepp stellt sich in eine Ecke.

Wieder daheim, versteckt sich Leo Trepp jedes Mal, wenn es nun an der Tür klingelt, in der Speisekammer seiner Wohnung, zitternd vor Angst wie ein kleines Kind.

Mitte Dezember 1938 kann er mit seiner Frau endlich nach Dover übersetzen,

von dort geht es weiter nach London. In einem Koffer ist alles, was ihm geblieben ist: etwas Kleidung, ein paar hebräische Bücher und ein Foto seiner Mutter.

Die Distanz zwischen England und Deutschland ist Leo Trepp nicht groß genug. Es macht ihn krank, dass er nicht weiß, wer in Deutschland in seinem Bett schläft, wer in seinen Büchern blättert, wer seine Kleidung trägt. Am Morgen des 23. Dezember 1938 besteigt er mit seiner Frau einen Frachter Richtung USA. Von Amerika aus versucht er, seine Eltern aus Deutschland zu holen. Es ist zu spät.

Maier Trepp ist schwer am Herzen erkrankt. Seine Frau Selma möchte bei ihm bleiben. Auch Onkel Abraham, im Ersten Weltkrieg verwundet und Träger des Eisernen Kreuzes Zweiter Klasse, will die Heimat nicht verlassen. „Mir werden sie gewiss nichts tun“, schreibt er seinem Neffen. „Was ich dem Vaterland gegeben habe, wird man doch anerkennen.“

Der Vater stirbt 1941 an Herzversagen. Im Jahr darauf wird die Mutter deportiert. Bevor sie abgeholt wird, versteckt sie das Messer, mit dem die Challa, das runde Sabbatbrot, geschnitten wird, bei einem Nachbarn. Es ist das einzige Erbstück, das sie ihren Söhnen hinterlassen wird.

Abraham Trepp wird in Auschwitz ermordet, Selma Trepp mit ihrer Schwester ins Ghetto von Lublin gebracht. Im Früh-

jahr 1943 schickt sie von dort Leo Trepp eine letzte Karte nach Greenfield, Massachusetts. „Wir denken sehr an dich“, steht darauf. „Möge Gott mit dir sein.“

Zwei Jahre später, am Ende des Krieges, sind zwischen fünf und sechs Millionen Juden den Nazis zum Opfer gefallen, mindestens 160 000 davon aus Deutschland. Schätzungsweise 270 000 deutsche Juden haben ihre Heimat zwischen 1933 und 1941 verlassen, das Schicksal der restlichen gut 60 000 ist unbekannt. Adolf Hitler hat sein wahnwitziges Ziel zumindest teilweise erreicht: Das deutsche Judentum ist ausgelöscht, in seiner ursprünglichen Form für immer verloren.

Nach dem Krieg gründet Leo Trepp als Rabbiner mehrere jüdische Gemeinden in den USA. Erst nach vielen Jahren besucht er Deutschland. „Ich bin so unglücklich“, wird er dann sagen. „dass dies nicht mehr meine Heimat sein kann.“

Heute lebt der 92-Jährige in San Rafael (Kalifornien), Berlin und Mainz, wo er seit 1988 als Honorarprofessor lehrt. An die Kultur der deutschen Juden zu erinnern und mit jungen Menschen in Deutschland zu arbeiten, das ist für den wohl letzten noch lebenden Rabbiner, der das Grauen der NS-Zeit überstanden hat, zum Anliegen geworden.

IM SOMMER 1945, als Leo Trepp in einer amerikanischen Zeitung die Fotos der zerstörten Städte Deutschlands sieht, fragt er sich, was wohl aus seinem Elternhaus in Mainz geworden ist. Es war ein schönes Haus, mit Türpfosten aus Sandstein. Er erinnert sich, wie er damals die Mesusa, die kleine Schriftrolle mit Worten aus der Tora, die im Eingang jüdischer Häuser hängt, an einem Pfosten anbrachte. Er meißelte ein Loch in den rechten Pfosten und versenkte die Mesusa darin. Trepp bittet einen amerikanischen Armeee-Rabbiner, in der von schweren Luftangriffen gezeichneten Stadt nachzusehen.

„Von Ihrem Haus ist nicht mehr viel übrig“, berichtet der. „Nur ein Türpfosten steht noch.“ Es ist der rechte. □



Exodus: Zu Zehntausenden verlassen Juden nach 1945 auf überfüllten Schiffen Europa Richtung Palästina. Zu den Überlebenden des Holocaust gesellen sich, wie auf diesem Dampfer im Hafen Haifa, auch Glaubensbrüder aus nahöstlichen Staaten wie der Türkei und Tunesien

Ein



Wenige Stunden, nachdem am 14. Mai 1948 die Gründung Israels ausgerufen worden ist, kämpfen jüdische Soldaten überall in Palästina gegen arabische Einheiten. Es ist der blutige Höhepunkt eines Konfliktes, der bereits seit Jahrzehnten schwelt. Die Juden, befeuert von zionistischen Idealen und gedrängt vom Schrecken der Ermordung durch die Nationalsozialisten, wollen im Land der Bibel endlich einen eigenen Staat errichten. Zu Tausenden strömen die Überlebenden der Schoa dorthin. Doch die Araber, die hier seit Generationen leben, widersetzen sich diesen Plänen mit Gewalt. Der Kampf um Palästina eskaliert schließlich zum offenen Krieg um die Existenz Israels. Und zu jener heillosen Auseinandersetzung, die den Frieden in dieser Region bis heute unmöglich macht

neuer Hafen



In Haifa entrollen jüdische Flüchtlinge auf dem Schiff »Haviva Reik« ein Spruchband: »Lasst die Tore offen, wir sind nicht die Letzten!« Doch Großbritannien, dem Palästina seit 1918 untersteht, beschränkt die Immigration – weshalb die Besatzer von jüdischen Terrorgruppen attackiert werden. Am 22. April 1947 etwa zerfetzt eine Bombe den Nachtexpress aus Kairo (rechts). Zehn Monate später werden zwei britische Soldaten auf offener Straße erschossen (unten)

VON CAY RADEMACHER UND
ANDREAS SEDLMAIR

Der 5. Tag des Ijar im Jahr 5708. Eine Hand voll Männer sitzen oder liegen in einem kargen Raum, den ein Radio beschallt: erschöpfte junge Soldaten, die Gewehre und Maschinenpistolen griffbereit neben den Händen. Ihr Anführer ist ein 26-jähriger, auffallend gut aussehender, aber in seiner schüchternen Verschllossenheit fast mürrisch wirkender Mann, der dem Radio stumm und glos lauscht.

Er kommandiert die 1300 Soldaten der Harel-Brigade der Palmach, der Elite-truppe jüdischer Kämpfer in Palästina. Seit einigen Wochen stehen seine Männer, von denen viele noch nicht einmal volljährig sind, in schweren Gefechten.

Die Nachmittagssonne brennt heiß über den Bergen, noch einige Stunden bis zur Dämmerung und zum Beginn des Sabbats.

In einer Ecke des stickigen Zimmers hat sich ein Kämpfer zusammengerollt. Die Rede eines Mannes dröhnt aus dem Lautsprecher, die raue Stimme klingt verzerrt und schwankt. „Hey, Jungs!“, ruft der Soldat, „ich bin müde, macht das Radio aus. Die schönen Worte können wir uns auch morgen noch anhören!“

Einer seiner Kameraden greift zum alten Röhrenradio – es wird still im Haus.

Der Kommandant sagt nichts und denkt nur an das nächste Gefecht.

Die Soldaten lagern im Kibbutz Maale ha-Chamischa, wenige Kilometer westlich von Jerusalem.

Ihr schweigsamer Anführer heißt Jizchak Rabin.

Der 5. Tag des Ijar im Jahr 5708 jüdischer Zeitrechnung ist der 14. Mai 1948.

Und die Radio-Ansprache, welche die Ruhe der ermatteten Kämpfer stört, ist David Ben Gurions Proklamation der Gründung des Staates Israel, dessen Ministerpräsident Jizchak Rabin Jahrzehnte später einmal sein wird.

JERUSALEM, 14. MAI 1948, 4.00 Uhr morgens. Die Besatzer geben auf. Es sind britische Soldaten. Jerusalem gehörte zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Osmanischen Reich, das an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns in den Ersten Weltkrieg eintrat und mit dem Krieg auch sehr viel Land verlor.

Doch das war anfangs noch nicht absehbar. Also versuchte die Regierung in London während des Krieges, lokale Verbündete gegen die osmanischen Herrscher zu gewinnen. Sie fand gleich zwei.

Außenminister Lord Arthur James Balfour schrieb 1917 in einem Brief an einen der führenden britischen Zionisten, Lord Lionel Walter Rothschild, dass seine Regierung „mit Sympathie die Errich-

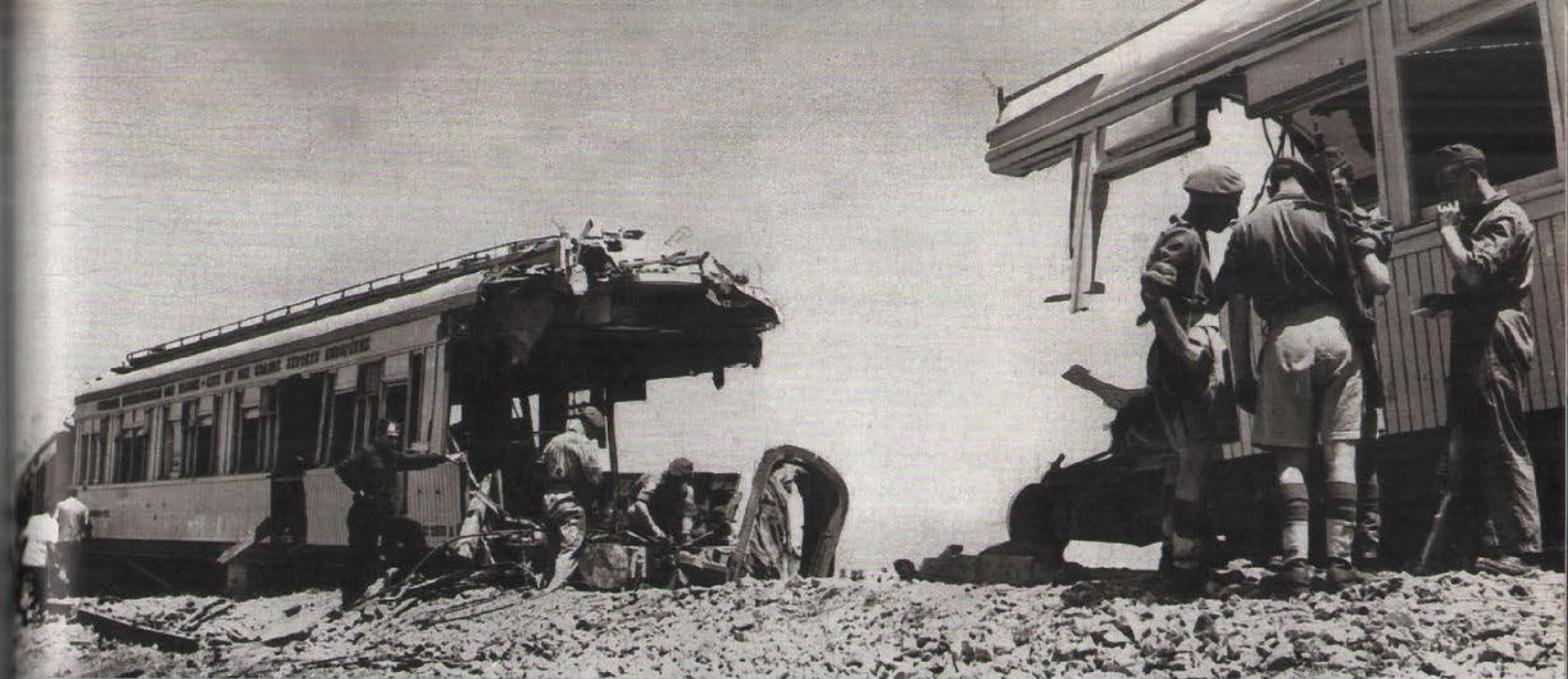


tung einer nationalen Heimstatt der Juden in Palästina“ betrachte – die später so genannte „Balfour Declaration“.

Doch parallel dazu unterstützte Großbritannien auch den aufkeimenden Nationalismus der Araber. Der britische Offizier T. E. Lawrence – als „Lawrence von Arabien“ unsterblich geworden – versprach den Arabern, dass sie nach dem Ende der Türkenherrschaft eigene Staaten gründen könnten.

Der einzig verbindliche Vertrag aber, den Großbritannien zum Nahen Osten unterschrieben hatte, war – ein Geheimabkommen mit Frankreich, in dem die beiden Mächte die Region in „Interessensphären“ aufgeteilt hatten.

Durch einen Beschluss des Völkerbundes wurde Palästina, das im wesentlichen das Gebiet des heutigen Israel (einschließlich der palästinensischen Au-



tonomiegebiete) und zunächst auch das des heutigen Jordanien umfasste, 1920 britisches Mandatsgebiet – und die nächsten 28 Jahre versuchte die Regierung Seiner Majestät vergeblich, sich aus der Zwickmühle wieder hinauszumanövrieren, in die sie durch ihr doppelt gebrochenes Versprechen hineingeraten war.

Für Araber und Juden gleichermaßen war Großbritannien zu jener Macht geworden, um deren Anerkennung man buhlt, der man in Militär und Verwaltung naheifert – und die man doch als Besatzer aus dem Land werfen will.

In all den Jahren vermochten britische Truppen – am Ende standen rund 100 000 Mann in diesem Land, das kleiner ist als Brandenburg und weniger Einwohner hat als Berlin – nie dauerhaft Gewaltakte von Arabern gegen Juden, von Juden gegen Araber und von beiden gegen die Besatzer zu verhindern. Den Politikern in London gelang es auch nicht, einen für Juden wie Araber akzeptablen Plan für die Zukunft des Landes auszuarbeiten – selbst dann noch nicht, als sich ab 1943 die Nachrichten von dem Völkermord der Nazis an den Juden Europas häuften.

Die zionistischen Führer drängten die Briten, das Land für möglichst viele Flüchtlinge zu öffnen und diese so vor den Vernichtungslagern zu retten. Doch die Mandatsmacht befürchtete negative Reaktionen der arabischen Bevölkerung

Palästinas und beharrte auf einer strikten Limitierung der Einwanderung.

AUCH ALS NACH KRIEGSENDE Hunderttausende aus den Konzentrationslagern befreite, heimatlos gewordene Juden auf eine sichere Zukunft in Palästina hofften, änderte sich die britische Haltung nicht. Unter vielen Juden in Palästina führte dies zu einer Radikalisierung des Kampfes.

Vor allem zwei Untergrundorganisationen versuchten nun verstärkt, die Briten durch Terror zu zermürben. Geführt wurden beide Gruppen von Männern, die Jahrzehnte später zu Ministerpräsidenten Israels gewählt werden. Jizchak Schamir, 1935 aus Polen nach Palästina emigriert, gab in der kleineren und radikaleren Gruppe den Ton an, die sich „Kämpfer für die Freiheit Israels“ (Lechi) nannte.

Noch gefürchteter unter den Besatzern aber war die Irgun, die „Nationale Militärorganisation in Israel“. Viele von deren Kämpfern träumten von einem Groß-Israel, das über den Jordan hinausreicht, von einem Israel ohne Araber.

Ihr Anführer stammte aus Brest-Litowsk, wurde zu Beginn des Zweiten Weltkriegs vom sowjetischen Geheimdienst NKWD verhaftet, gelangte dann aber über die Exilpolnische Armee 1942 nach Palästina: ein 34-jähriger, schwächlicher, asketischer Mann mit Gelehrtenbrille, zögerlich wirkendem Auftreten,

dem man eher zutrauen würde, sein Leben mit dem Studium religiöser Handschriften zu verbringen als mit der Führung einer Terrorereinheit. Doch er war ein guter Organisator und konnte, sprach er vor seinen Anhängern, ein brillanter Redner sein: Menachem Begin.

Am 22. Juli 1946 gelang den Bombenlegern der Irgun der blutigste Schlag: Bei einem Sprengstoffattentat auf das „King David“-Hotel in Jerusalem, in dessen Südflügel Teile der britischen Mandatsverwaltung untergebracht waren, starben 91 Menschen: Briten, Araber und Juden.



Jizchak Rabin

Der 1922 in Jerusalem geborene Soldat kämpft gegen Briten und als Führer einer Eliteeinheit gegen Araber. Zweimal wird er Israels Ministerpräsident werden – bis zu seiner Ermordung 1995



Menachem Begin

Der 1913 im heutigen Weißrussland geborene Anführer der Irgun verantwortet Anschläge gegen Briten und Araber. 1977 wird er Ministerpräsident Israels – und erhält 1978 den Friedensnobelpreis

Nicht zuletzt unter dem Eindruck solcher Terrorakte entschied sich Großbritannien schließlich 1947, den Streifen Land am östlichen Rand des Mittelmeeres aufzugeben. Die Uno sollte die Zukunft des Nahen Ostens bestimmen – und die Vollversammlung der Weltvereinigung billigte am 29. November 1947 mit Zweidrittelmehrheit einen Plan, der eine komplizierte Teilung Palästinas in einen jüdisch und einen arabisch dominierten Staat vorsah.

Das von beiden Seiten begehrte Jerusalem sollte dabei einer internationalen Verwaltung unterstellt werden. Bald darauf kündigten die Briten das Ende ihrer Mandats Herrschaft für den 15. Mai 1948 an.

Nach dem Plan der Uno sollten die Juden, die zu diesem Zeitpunkt knapp ein Drittel der Bevölkerung stellten, 56 Prozent des Mandatsgebiets bekommen. David Ben Gurion, der Vorsitzende der von den Briten als Ansprechpartner akzeptierten Jewish Agency und damit inoffizielle Führer der jüdischen Bevölkerung in Palästina, stimmte zögernd zu.

Der im damals noch zum Zarenreich gehörenden Polen geborene und dort von

zionistischen wie sozialistischen Idealen befeuerte David Gruen war als 19-Jähriger 1906 nach Palästina eingewandert und hatte sich dort den Namen Ben Gurion („Sohn eines jungen Löwen“) gegeben. Fortan lebte er allein dafür, seine Ideale zu realisieren: Innerhalb der Juden förderte er die Kibbuz-Bewegung und gehörte zu den Gründern der ersten Gewerkschaften und der Arbeiterpartei. Und nach außen hin kämpfte er zunächst gegen die Osmanen, später gegen die Briten.

Die Araber in Palästina jedoch und die Regierungsvertreter Ägyptens, Transjordaniens, Syriens, des Libanon, Irak und weiterer nahöstlicher Staaten lehnten den Uno-Plan ab. „Wir werden die Juden ins Meer treiben!“, drohte ein Sprecher der Arabischen Liga.

Seither, seit November 1947, wird pausenlos gekämpft im Heiligen Land. Arabische Freischärler schmuggeln Waffen über die Nachbarländer ins Land, die, da sie anerkannte Staaten sind, Waffen leicht auf dem internationalen Markt kaufen können. Die Juden, deren Nation es offiziell noch gar nicht gibt, leiden dagegen unter einem quälenden Mangel an Kriegsgüter. Zwar sind Europa und die USA so kurz nach dem Zweiten Weltkrieg voll überflüssiger Rüstungsgüter, die zum Schrottpreis verkauft werden. Doch sind die jüdischen Schmuggler auf die Einfuhr über den Seeweg angewiesen, und so gelingt es nur selten, die heimlich erstandenen Waffen an den strengen Kontrollen der Briten vorbei ins Land zu bringen.

Was den Juden an Ausrüstung fehlt, das machen sie mit ihrer Organisation wieder gut. Den Arabern, verbunden eher durch traditionelle Sippen als durch einen gemeinsamen politischen oder militärischen Plan, steht die Hagana gegenüber, 1920 als geheime Selbstschutzorganisation gegründet und inzwischen eine 60 000 Köpfe zählende Miliz.

Mehr als 20 000 Juden haben im Weltkrieg auf alliierter Seite gekämpft, als einfache Soldaten, als Offiziere, als Funk- oder Sprengstoffspezialisten, als Versorgungsfachleute oder Bomberpiloten. Drei Brigaden bilden nun die Palmach. Diese etwa 5000 Mann umfassen-

den „Stoßtruppen“ sind 1941 innerhalb der Hagana geformt worden; zu ihnen gehört die Elite der in Palästina herangezogenen Kämpfer.

UM VIER UHR MORGENS nun, an dem Tag vor Inkrafttreten des heftig befehdeten Uno-Plans, klettern die ersten britischen Soldaten – schwerbewaffnet und in Kampfanzügen – in ihre Jeeps: Vorauskommandos eines ruhmlosen Abzugs.

Die Stadt, die sie an diesem Tag räumen, ist keine Metropole: Nur rund 160 000 Einwohner leben am Westrand des biblischen, felsigen Joschafat-Tals, zu dem, so geht die Überlieferung, dereinst die Trompeten des Jüngsten Gerichts alle Seelen rufen werden.

Rund 50 000 Menschen, streng getrennt nach Juden, Muslimen, Christen und Armeniern, wohnen in der Altstadt, einem Gewirr flachgedeckter alter Häuser, verbunden durch enge Straßen, Gassen, kaum schulterbreite Durchgänge.

Auf dem Tempelberg leuchtet zu dieser frühen Stunde die vergoldete Riesenkuppel des Felsendoms nur matt; zu seinen Füßen schimmern einige roh behauene, aber durch unzählige ehrfürchtige Berührungen glatt gewordene Steinblöcke – die Klagemauer. Und einige hundert Meter weiter westlich ragen zwei Kuppeln und ein Glockenturm über dem Meer flacher Dächer auf: die Grabeskirche.

In einem nach Süden hin verlaufenden Halbkreis liegt die Neustadt vor den Mauern des alten Jerusalem: Auch sie ist, bis auf wenige gemischte Viertel, getrennt nach jüdischen und arabischen Bereichen. Und mittendrin das Architektur gewordene Dilemma der Briten: „Bevingrad“, wie es die Juden verächtlich nennen nach Ernest Bevin, dem Außenminister Seiner Majestät, einige Wohn- und Verwaltungsbauten, verschanzt hinter Stacheldraht und verbarrikadierten Straßen. Das belagerte Herz der britischen Mandatsverwaltung.

Die ersten Jeeps rollen nun Richtung Westen. Ihre Motoren röhren auf der Jaffastraße, dem geschäftigsten Boulevard der Stadt, vorbei an den jetzt noch geschlossenen Kinos, Läden, Cafés. Haifa



Am 22. Juli 1946 sprengen Terroristen von Begins Irgun den Südflügel des Jerusalemer Hotels »King David« in die Luft, in dem Teile der britischen Mandatsverwaltung untergebracht sind. 91 Menschen, darunter 28 Briten, 41 Araber und 17 Juden, sterben. Die Besatzer, die nicht einmal ihre eigenen Stellungen schützen können, sind erst recht nicht in der Lage, die zunehmende Gewalt zwischen Juden und Arabern einzudämmen. Mit Stacheldrahtzäunen versuchen sie, wie in Haifa, die Wohnviertel der verfeindeten Gruppen voneinander zu trennen

kästen, Spiegel, Konservendosen, Antiquitäten, Souvenirs.

Auch die anderen Stellungen werden aufgegeben: die Allenby- und die El-Alamein-Kaserne im Süden, das „King David“-Hotel, das Hospiz Notre-Dame. Soldaten und Beamte verlassen die Residenz des Hochkommissars südöstlich der Stadt, ein Bau mit einem wunderbaren Blick auf Jerusalem, doch ausgerechnet auf einem Hügel errichtet, der seit Jahrhunderten „Berg des bösen Rates“ genannt wird. Infanteristen räumen in Marschkolonnen den Berg Zion und steigen in bereitgestellte Busse.

Bunte Fahnen flattern den Einheiten im Wind voran, vor einigen Kolonnen gehen Dudelsackspieler. Die Straßen, durch die sie marschieren, sind noch immer fast menschenleer.

Die schottischen Melodien sind noch nicht verklungen, als sich an die nun ehemals britischen Gebäude bewaffnete

ist 150 Kilometer entfernt, dort anker Schiffe der Royal Navy.

In Jerusalem warten Beobachter hinter verhangenen Fenstern, provisorischen Schießscharten auf Dachbrüstungen und getarnten Unterständen auf den Abzug. Irgendwo legt jemand MG-Munition und aus blechernen Zigarettenschachteln gebaute Handgranaten bereit. In der „Stadt des Friedens“ (so die Übersetzung des Namens) lauern Tausende Kämpfer darauf, den letzten britischen Lastwagen davonrollen zu sehen. Um dann über ihre Nachbarn herzufallen.

JERUSALEM, BEVINGRAD, 7.00 UHR: Soldaten ziehen den Stacheldrahtverhau an der Jaffastraße auseinander. Die sandfarbenen Panzerspähwagen der First Life Guards Armoured Car Squadron Seiner Majestät rollen langsam aus dem Herzen Jerusalems. Ihnen schließen sich Lastwagen an, beladen mit dem militärischen und zivilen Gepäck: Munition und Aktenordner, Feldbetten, Koffer, Verbands-



Als die Vereinten Nationen am 29. November 1947 die Teilung des britischen Mandatsgebiets Palästina beschließen, jubeln jüdische Bürger in den Straßen von Jerusalem. Sieben

Monate später verlassen die letzten britischen Soldaten Haifa. Israels erster Ministerpräsident David Ben Gurion verabschiedet im Juli 1948 die Nachhut der einstigen Besatzer (kleines Bild). Zu diesem Zeitpunkt muss sich Israel bereits seit Wochen gegen die arabischen Nachbarn Syrien, Libanon, Irak, Ägypten und Transjordanien verteidigen, die einen jüdischen Staat nicht dulden wollen







Männer und Frauen heranschleichen. Eilig schneiden sie mit auf dem Schwarzmarkt erstandenen Spezialscheren den Stacheldrahtverhau auseinander, dann stürzen sie auf die ersten Gebäude zu. 1000 jüdische Kämpfer stürmen, in einem blutigen und grotesken Wettlauf mit ihren arabischen Nachbarn und Feinden, das verlassene Bevingrad.

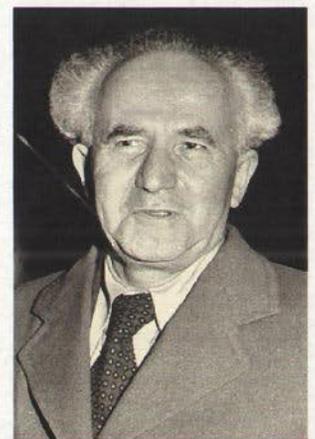
Bald schon hasten Soldaten von Raum zu Raum, werfen sich in Deckung, feuern. Eine Handgranate explodiert. Doch es ist für die jüdischen Kämpfer einfacher als befürchtet, das an der Jaffastraße liegende Areal von Bevingrad unter Kontrolle zu bringen. Nur an zwei oder drei Stellen leisten die Araber Widerstand, sonst fliehen sie nach kurzen Schießereien in ihre Viertel oder in die Altstadt. Die überlegene Organisation der Hagana zahlt sich aus.

Ihre Führer haben sich Kopien der britischen Abmarschpläne verschafft. Außerdem kontrollieren sie das Telefonnetz der

Stadt, sodass sie auch die Gespräche ihrer ahnungslosen und im Verlauf der nächsten Stunden immer verwirrter werdenden arabischen Gegner abhören können. Manchmal rufen sie sogar selbst in den Häusern an, in denen sich gegnerische Freischärler verschanzt halten, um sie durch alarmierende Anrufe in Angst zu versetzen.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die Juden bei ihrem Eroberungszug durch das ehemalige britische Hauptquartier ausgerechnet von einem britischen Journalisten begleitet werden, der exklusiv von diesem Kampf berichten will. Eric Downton vom „Daily Telegraph“ sieht, dass seine Landsleute vieles zurückgelassen haben: 40 000 Paar neuer Schuhe, Briefpapier, einen Raum voller Taschenlampen, Zigaretten, Schokolade – und zwei sauber gefaltete Union Jacks mit Trauerrand für Begräbnisfeierlichkeiten.

Er hastet mit einem jungen Soldaten durch die ehemalige Polizeiwache. Der



David Ben-Gurion

Der 1886 in Polen geborene Zionist und Gewerkschafter wandert 1906 nach Palästina ein. Er erklärt am 14. Mai 1948 die Unabhängigkeit Israels und wird erster Ministerpräsident des Landes

Kämpfer gehört nicht zur Hagana, sondern zur Irgun. Der Soldat stößt eine Tür auf, bleibt abrupt stehen – und fängt dann an zu weinen. Vor ihm baumelt die Schlinge eines Galgens.

Es ist der Hinrichtungsraum der Besatzungsmacht. „Hier habt ihr meine Freunde gehängt“, flüstert der Soldat dem britischen Journalisten zu. Tatsächlich sind seit den frühen 1940er Jahren Dutzende Irgun-Mitglieder hingerichtet worden.

Seit rund fünf Wochen fürchten auch die Araber in Palästina niemanden so sehr wie die Irgun. Die hatte, gemeinsam mit der Lechi, am 9. April mit 132 schwer bewaffneten Männern und Frauen das Dorf Deir Jassin überfallen, eine arabische Siedlung westlich von Jerusalem – und als eine der wenigen Ortschaften nicht an den ständigen Angriffen auf Kibbuzim oder jüdische Konvois beteiligt.

Vielleicht war es gerade die Friedfertigkeit, welche die Irgun zum Angriff provozierte. Sie glaubte, leichtes Spiel zu haben, als sie um 4.30 Uhr attackierte,

doch die Menschen von Deir Jassin wehrten sich – vier Angreifer wurden von den Dorfbewohnern getötet, Dutzende verletzt. Die Rache der Irgun war fürchterlich. Bis zum Mittag metzelten sie mit MPs, Messern und Handgranaten die Einwohner nieder, Männer, Frauen und Kinder; auch eine Frau, die im achten Monat schwanger war, entkam ihnen nicht. Nach einigen Stunden lagen über 100 Leichen in dem zerstörten Dorf.

Begin wird noch Jahrzehnte später in seinen Memoiren die Untaten von Deir Jassin als Hirngespinnste der „Gräuelpopaganda von Judenhassern“ abtun (aber im selben Satz stolz angeben, dass die Nachricht von diesem Ereignis in der arabischen Bevölkerung eine panische Fluchtreaktion ausgelöst habe).

Die Kommandeure der Hagana waren schockiert. Sie trieben noch am selben Nachmittag das Mordkommando der Irgun aus dem Dorf. David Ben Gurion, tief beschämt, schickte dem König von Transjordanien als Vertreter der Araber

ein Beileidstelegramm. Doch besonders hart traf die Irgun die Ablehnung des Oberrabbiners von Jerusalem, der alle an dem Massaker Beteiligten aus seiner Gemeinde ausschloss.

Aus Rache für Deir Jassin überfielen arabische Freischärler vier Tage später einen Konvoi, der zum jüdischen Krankenhaus auf dem Skopus-Berg bei Jerusalem fuhr. Nach stundenlangem Feuer lagen mindestens 76 Tote in den zerschossenen Fahrzeugwracks, viele von ihnen Ärzte und junge Krankenschwestern.

Aber niemand entwapfnet die Irgun, keiner der Mörder von Deir Jassin wird je verurteilt. Hagana- und Irgun-Soldaten kämpfen an diesem Morgen Seite an Seite in Bevingrad und an anderen Stellen in Jerusalem, zusammengehalten eher durch den gemeinsamen Feind als durch gemeinsame Vorstellungen.

IHRE GEGNER sind noch viel weniger geint: Die 1,3 Millionen Araber in Palästina wollen das ganze Land kontrollieren,



Der ägyptische König Faruk (Foto oben links, im hellen Anzug), der von einem neuen Großkalifat unter Einbeziehung Palästinas träumt, trifft sich 1946 mit anderen arabischen Herrschern in seinem Palast bei Kairo, um eine gemeinsame Außenpolitik abzustimmen. Zwei Jahre später beginnen ihre Armeen den Krieg gegen Israel. In Jerusalem verschanzen sich arabische Kämpfer hinter einer Sandsackbarrikade vor dem Angriff jüdischer Truppen

doch sie sind zerstritten. Theoretisch werden sie von Hadsch Amin al-Husseini angeführt, dem Mufti von Jerusalem. Schon 1921 ist der fanatische Judenhasser von den Briten als höchste geistliche Instanz in Palästina eingesetzt worden – und sein Machtwille erstreckte sich nicht nur auf religiöse Fragen.

Während eines letztlich gescheiterten Aufstandes der Araber gegen Juden und Briten ist er 1937 ins Exil gegangen, das er während des Krieges überwiegend in Nazi-Deutschland verbracht hat. Von Hitlers Regime erhoffte sich der Mufti Unterstützung in seinem Kampf.

Nach 1945 knapp einer Anklage als Kriegsverbrecher entronnen, wartet er nun in Kairo auf die passende Gelegenheit, den eigenen Machtanspruch in Palästina durchzusetzen. Denn der ist keineswegs unumstritten. Es gibt Rivalen: Armeeführer, Oberhäupter von großen Sippen, selbst ernannte Guerillachefs.

Bei den fünf arabischen Ländern, die den zukünftigen Judenstaat mit Krieg be-

drohen, sieht es kaum besser aus. König Faruk von Ägypten, 28 Jahre alt, korrupt und gierig, träumt von einem neuen Großkalifat, das Palästina dominiert und auch den verhassten Briten die Kontrolle des Suezkanals entreißt.

Die Regierung des Irak hetzt in der Öffentlichkeit gegen die Juden, doch den starken Worten folgen nur wenige, schlecht ausgerüstete Truppen. In privater Runde macht Bagdads Regierungschef klar, dass er eigentlich nichts gegen die Gründung Israels habe, wenn Großbritannien dem Irak im Gegenzug erlauben würde, Syrien zu schlucken.

Das weiß man in Damaskus sehr wohl und beteiligt sich vor allem deswegen am Krieg gegen die Juden, um die arabischen Rivalen nicht zu stark werden zu lassen.

Der Libanon, das arabische Land mit der kleinsten Armee, befürwortet mehr als alle anderen Staaten einen sofortigen, einen Guerillakrieg. Doch gleichzeitig kommandiert der Ministerpräsident einen erheblichen Teil seiner schwächlichen



Auch für die Araber gehören Terrorüberfälle schon vor der Staatsgründung Israels zum Mittel des Kampfes. So stoppen im März 1948 Scharfschützen einen gepanzerten jüdischen Wagen in Jerusalem und erschießen den Fahrer. Die Sieger feiern ihren Triumph; sie zünden das Fahrzeug und den Leichnam an. Andernorts geraten die Araber jedoch schnell in die Defensive. In der Hafenstadt Jaffa (oben) schießen sie auf Irgun-Kämpfer, die bereits weite Teile der Stadt erobert haben



Armee nach Beirut – um das Judenviertel der Hauptstadt gegen arabische Randalierer zu schützen und so die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten.

Und Transjordanien? König Abdullah muss schon den Namen seines Landes für eine Demütigung halten, hat doch London 1923 mit britischer Nonchalance willkürlich Grenzen gezogen und so „hinter dem Jordan“ ein kleines Wüstenreich geschaffen, mit dem er, der Beduinenführer und Abkömmling einer alten Herrscherdynastie, sich abspeisen lassen musste, nachdem er von der Arabischen Halbinsel durch rivalisierende Familien vertrieben worden war.

Doch ausgerechnet dieses Land hat die kampfkraftigste Armee. Die „Arabische Legion“ ist zwar zahlenmäßig schwach, doch werden die etwa 8000 gut gerüsteten Soldaten überwiegend von britischen Offizieren geführt und ausgebildet.

König Abdullah denkt aber gar nicht daran, diese Legion bis Tel Aviv marschieren zu lassen. Er hält die Gründung eines Judenstaates für legitim und hat sogar gute – selbstverständlich streng geheime – Kontakte zum Führungskreis um Ben Gurion: Noch wenige Tage vor dem Abzug der Briten hat Golda Meir, die Leiterin der politischen Abteilung der Jewish Agency, einen spektakulären Versuch unternommen, Abdullah zur Neutralität im kommenden Kampf zu bewegen.

Als arabische Frau verkleidet, zur Tarnung ständig das Auto wechselnd, ist die spätere Außenministerin und Ministerpräsidentin Israels mit einem Begleiter in der Nacht auf den 12. Mai heimlich über die Grenze in die transjordanische Hauptstadt Amman gefahren. Das zuvor verabredete Gespräch mit dem König verlief freundlich, aber ergebnislos. Golda Meir wusste auf der Rückfahrt nach Tel Aviv, dass ihre Bemühungen vergebens gewesen waren.

Denn Abdullah will die günstige Gelegenheit nutzen, sein Reich auf Kosten des im Uno-Teilungsplan vorgesehenen Araberstaats zu vergrößern. Er möchte das Westufer des Jordan annektieren – die später so genannte West Bank – und, natürlich, Al-Quds: Jerusalem, die Heilige Stadt.

So spielt jede der arabischen Regierungen ihr eigenes Spiel. Mindestens so stark wie der Kampfgeist ist das gegenseitige Misstrauen. Ein gemeinsames Oberkommando und eine gemeinsame Strategie existieren praktisch nicht. Jede Regierung macht letztlich nur mit, weil die anderen mitmachen; jede hat Angst, ins Hintertreffen zu geraten, wenn Palästina aufgeteilt wird. Nur eines haben sie gemein: Keine hält es für möglich, dass die Juden gewinnen könnten.

TEL AVIV, 16.00 UHR. Das Tel-Aviv-Museum am Rothschildboulevard ist ein moderner Bau aus Beton und Glas, das ehemalige Wohnhaus des ersten Bürgermeisters der Stadt. Rund um das Museum patrouillieren schwer bewaffnete Soldaten der Hagana, die nur die 200 geladenen Gäste passieren lassen. Etwa 35 von ihnen sind Mitglieder des Volksrates, eines Gremiums, das aus der von den Briten schon früh zugelassenen jüdischen Selbstverwaltung hervorgegangen ist. 13 aus ihrer Mitte ausgewählte Delegierte wiederum bilden das Volksdirektorium, das in wenigen Minuten zur provisorischen Regierung des neuen Staates werden soll.

Obwohl der Ort der Veranstaltung bis zuletzt geheim gehalten worden ist, hat sich vor dem Gebäude eine große Menschenmenge versammelt.

Es wirkt wie ein letzter perfider Trick der Briten, dass ihre Mandatsmacht erst um Mitternacht abläuft – dann ist nämlich schon Sabbat, gläubige Juden müssten sich auch politischer Aktionen enthalten. Also haben sich die Männer um Ben Gurion dazu entschlossen, ihren Staat noch vor Einbruch der Dunkelheit und damit einige Stunden früher zu proklamieren, als von der Uno erlaubt.

Drinnen, in einem schmucklosen Saal auf einem niedrigen Podium unter einem großen Bild Theodor Herzls, des Begründers des Zionismus (siehe Seite 124), und zwei weiß-blauen Fahnen mit dem Davidstern, erhebt sich ein 61-jähriger, kräftiger Mann mit einem ungebändigten, weißen Haarschopf: David Ben Gurion. Er trägt einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und – ausnahmsweise –

eine schwarze Krawatte. Es wird still, als er aufsteht.

In seiner Hand hält er eine Pergamentrolle mit kunstvollen Verzierungen. Der eigentliche Text der Erklärung aber ist auf zwei schlichten Schreibmaschinen-seiten niedergeschrieben, die an die Pergamentrolle angeheftet wurden. Es ist nicht mehr genug Zeit geblieben, das wichtigste Dokument Israels in feierlicher Form fertig zu stellen.

Die in einer Toilette zusammengedrängten Tontechniker von „Kol Israel“ sind bereit zur Radioübertragung. „Das Land Israel“, nehmen ihre Mikrofone nun Ben Gurions Stimme auf, „war der Geburtsort des jüdischen Volkes.“

In feierlichen Worten erklärt der weißhaarige Herr dann, dass sie vertrieben wurden, aber niemals aufgaben, von einer Rückkehr ins Gelobte Land zu träumen.

In den vergangenen Jahrzehnten seien die Juden endlich zurückgekommen. Sie „machten die Wüste fruchtbar, erweckten die hebräische Sprache wieder, bauten Dörfer und Städte und schufen eine blühende Gemeinschaft, die ihre eigene Wirtschaft und Kultur kontrolliert, den Frieden liebend, aber wissend, wie man sich verteidigt, brachten sie die Früchte des Fortschritts zu allen Einwohnern des Landes und wünschen einen unabhängigen Staat. Und deshalb proklamieren wir



Hadsch Amin al-Husseini

Der 1893 geborene Mufti von Jerusalem predigt Gewalt gegen Briten und Juden. Seit 1937 im Exil, zeitweise in Nazi-Deutschland, kämpft der religiöse Führer bis zu seinem Tod 1974 gegen Israel





Im Sommer 1948 ist die Straße von Tel Aviv nach Jerusalem in der Hand der Araber – trotz verzweifelter Angriffe jüdischer Truppen (kleines Bild). Deshalb legen Arbeiter im Juni 1948 auf Anweisung von David Ben Gurion eine neue Route durch das Gebirge an. Die Straße ist zunächst so unwegsam, dass an einigen Stellen kräftige Traktoren die Lastwagen hinaufziehen müssen. Doch schließlich gelingt es, den Nachschub für die 90 000 Juden in Jerusalem zu sichern

hiermit kraft des natürlichen und historischen Rechts des jüdischen Volkes und der Resolution der Vollversammlung der Vereinten Nationen die Gründung des jüdischen Staates in Palästina, der den Namen Israel tragen soll.“

Der Staat werde auf Frieden und Gerechtigkeit beruhen und auf der Gleichheit der Geschlechter, der Rassen und der Religionen. Die aus der britischen Mandatszeit stammenden Einwanderungsbeschränkungen für Juden würden sofort aufgehoben. Ben Gurion bittet die Uno und die Juden in der Diaspora um Hilfe beim Aufbau des Staates. Und er appelliert noch einmal an die Araber in Palästina und jenseits der Grenzen, den Weg der friedlichen Kooperation zu gehen.

Die 200 Anwesenden erheben sich und applaudieren. Ein alter Rabbiner dankt mit fast versagender Stimme „Ihm, der uns erhalten und bewahrt und in dieser Zeit geführt hat!“. Ben Gurion, nun provisorischer Ministerpräsident des neuen Staates, klopft mit einem Holzhämmerchen auf den Tisch. „Die Sitzung ist geschlossen“, verkündet er. Es ist 16.37 Uhr, noch vor der Dämmerung und dem Beginn des Sabbats. Der Staat Israel ist geboren.

Die Menschen vor dem Tel-Aviv-Museum feiern; Zehntausende im Land haben vor dem Radio ausgeharrt und ju-



Golda Meir

1898 in Kiew geboren, wandert sie 1921 nach Palästina ein. Dort ist sie eine der wichtigsten Unterhändlerinnen der jüdischen Freiheitsbewegung. Von 1969 bis 1974 wird sie Ministerpräsidentin

beln. Nur Rabins jugendliche Kämpfer an der Straße nach Jerusalem sind so müde, dass sie die geschichtsträchtige halbe Stunde verschlafen.

WADI SCHUEIB, Transjordanien, 18.00 Uhr: Der kleine Mann mit dem verwüsteten Gesicht blickt auf Jericho, das einige Kilometer hinter dem trägen Fluss liegt, den er in wenigen Stunden auf der Allenby-Brücke überqueren will: den Jordan.

John Bagot Glubb – Sir John für die Briten, Glubb Pascha für die Araber – wurde im Ersten Weltkrieg ein Teil seines Kiefers weggeschossen. Als junger Offizier mit entstelltem Gesicht kam er danach nach Arabien – und ist seither, von kurzen Besuchen in dem längst nicht mehr als Heimat empfundenen Großbritannien abgesehen, für immer dort geblieben. Kein Europäer kennt die Beduinen so gut wie er, kein Fremder spricht ihre Sprache besser, hat länger mit ihnen zusammengelebt. Glubb Pascha ist der Kommandeur der Arabischen Legion.

In der Wüste bei Wadi Schueib haben sich rund 4500 Beduinenkrieger versammelt. Um Mitternacht werden sie den Jordan überqueren, Jericho passieren und in die jüdischen Berge eindringen auf einem Weg, der früher nichts war als ein Eselspfad, den die Araber aber heimlich – und gegen gute Bezahlung – zu einer für Panzerspähwagen und Jeeps passierbaren Straße ausgebaut haben. Die Juden werden eine böse Überraschung erleben.

Eine dunkle Limousine fährt vor, der ein blasser, zart gebauter Mann in einer englischen Uniform entsteigt: König Abdullah von Transjordanien und, so Allah will, bald König des vereinigten Jordanien. Für ihn, den hervorragenden Schachspieler, ist der Nahe Osten so etwas wie ein riesiges Spielbrett, auf dem ihm das Schicksal aber unglücklicherweise die Rolle einer der schwächsten Figuren zugewiesen hat. „Ein Falke in einem Kanarienvogelkäfig“, so nennt ein Freund den König.

Glubb Pascha und seine Offiziere – Briten und Jordanier – salutieren, dann

Szenen des Krieges:
Jüdische Truppen liefern sich in Tel Aviv einen Schusswechsel mit arabischen Freischärlern (unten). In Jerusalem führen Soldaten der aus Transjordanien einmarschierten »Arabischen Legion« einen jüdischen Kriegsgefangenen ab



schreitet der kleine König würdevoll zu einem Podium, vor dem die Soldaten der Legion in Paradeformation angetreten sind. „Meine lieben Söhne!“, beginnt Abdullah, doch weiter kommt er nicht.

Innerhalb weniger Augenblicke bricht ein Sandsturm herein, eine graubraune Wolke, die Mund und Augen verklebt, alle Geräusche in ihrem Heulen schluckt und die Menschen zu Schemen macht. Doch bevor einer seiner Soldaten dies als schlechtes Omen deuten kann, zieht Abdullah seine Pistole und feuert in die Luft. „Nach Al-Quds!“, ruft er. Und diesen Schlachtruf kann jeder verstehen.

AN BORD VON „HMS EURYALUS“, Hafen von Haifa, gegen 22.00 Uhr: Sir Alan Cunningham, letzter Hochkommissar Seiner Majestät für Palästina, betritt den Kreuzer. Er wird mit dem schrillen Ton der Bootsmannspfeife begrüßt und dann von Offizieren zur Brücke geleitet.

Langsam gleitet das graue Kriegsschiff aus dem nächtlichen Hafen, starr steht im gleißenden Licht eines Bordcheinwerfers der scheidende Hochkom-

missar auf der Brücke. Der Kreuzer fährt an mehreren Zerstörern vorbei, an einem mächtigen Flugzeugträger. Eine Marinekapelle auf dem Deck des Flugzeugträgers spielt „God save the King“.

Peinlich genau außerhalb der Drei-Meilen-Zone des bald unabhängig werdenden Israels dreht der Kreuzer bei und wartet. Als die Borduhren Mitternacht zeigen, steigt ein Feuerwerk in den Himmel: Mit bunten Signalaraketen verabschiedet sich Sir Alan von „seinem“ Mandatsgebiet. Wehmütig blickt er auf die düstere Küste, dann auf seine Uhr – und erstarrt: Er hat sich zu früh verabschiedet...

Der Kapitän von „HMS Euryalus“ hat vergessen, die Bordzeit von britischer Sommerzeit auf palästinische Ortszeit umzustellen. So kommt es, dass Großbritannien sich mit Pomp schon um

23.00 Uhr von dem Land verabschiedet, das es offiziell erst eine Stunde später verlassen darf.

DURCH DEN IRRTUM der Briten wirkt es rückblickend so, als habe die Geschichte in jener Nacht für eine Stunde eine Auszeit genommen, eine Atempause vor dem großen Sturm. Denn um Mitternacht überfallen die regulären Armeen von fünf arabischen Staaten die junge jüdische Nation von drei Seiten: 25 000 Mann mit Panzern und Flugzeugen. Mit erfahrenen britischen Militärberatern. Und, auf verschwiegenen Posten, mit dem einen oder anderen ehemaligen deutschen SS-Mann.

Schon nach wenigen Tagen scheint das Schicksal des Judenstaates besiegelt zu sein: Ägyptische Piloten bombardieren Tel Aviv, ägyptische Bodentruppen nä-

hern sich der Küstenstadt in bedrohlichem Tempo von Süden. Und im Norden und Nordosten erobern syrische, libanesische und irakische Einheiten jüdische Dörfer, Kibbuzim und Städte.

Der gefährlichste Gegner ist die Beduinen-Legion des Glubb Pascha, die in der Nacht auf den 15. Mai am Jordan gelauert hat. Schon bald erreichen die jordanischen Kämpfer Jerusalem und nehmen den jüdischen Teil der Altstadt unter Dauerbeschuss. Schließlich müssen sich die letzten Verteidiger am 28. Mai ergeben und das für Glauben und Politik der Juden so wichtige Viertel räumen.

Die israelisch kontrollierte Westhälfte der Heiligen Stadt kann dem Ansturm vorerst standhalten. Doch wird die Situation von Tag zu Tag bedrohlicher, denn Jerusalem ist schon seit Wochen von der Außenwelt abgeschnitten. Die Stadt ist von arabischen Siedlungen umgeben, und die einzige Lebensader für die über 90 000 Juden Jerusalems, ein knappes Sechstel der jüdischen Gesamtbevölkerung Palästinas, ist eine gut 60 Kilometer lange Straße, die vom Jaffator durch die schroffen Berge Judäas bis nach Tel Aviv führt.

Ungefähr auf halbem Weg zwischen Jerusalem und der Küste gibt es im hügeligen Land einen Engpass, von dem aus sich die Straße leicht blockieren lässt. Dort soll schon Josua während der Schlacht gegen die Amoriter Gott angefleht haben, den Lauf der Sonne anzuhalten. Dort errichteten die Kreuzfahrer die Festung Le Toron des Chevaliers, deren Name sich zum modernen Latrun verschliffen hat.

Am 15. Mai haben Jizchak Rabins Harel-Soldaten den strategisch wichtigen Ort noch aufgrund eines Versehens der Araber kampfflos einnehmen können, aber schon zwei Tage später fiel er auf Dauer in die Hände der Arabischen Legion.

„Fällt Jerusalem, dann fällt Israel!“, so hat es Ben Gurion immer wieder verkündet. Nun lässt der frischbestellte Premierminister seine Truppen Latrun wieder und wieder attackieren. Doch Glubbs Kämpfer bringen den israelischen Angreifern eine verheerende Niederlage nach der anderen bei. Die Stellung bleibt unbezwing-



bar, die Straße für die jüdischen Versorgungskonvois verschlossen. In Jerusalem werden derweil die Essensvorräte so knapp, dass ein Massensterben droht. Die „Stadt des Friedens“, so scheint es, ist für die Juden verloren.

Dann aber entdecken Palmach-Soldaten eher zufällig eine alternative Strecke nach Jerusalem, die an Latrun vorbei außerhalb der Reichweite der arabischen Geschütze verläuft. Der unwegsame Bergpfad lässt sich zunächst nur unter großen Mühen mit Jeeps befahren, doch Ben Gurion erkennt sofort das Potenzial der neuen Route und lässt sie mit Hochdruck ausbauen. So können schon nach nicht einmal drei Wochen erste Lastwagen-Transporte der belagerten Stadt das bringen, was sie am nötigsten braucht: Lebensmittel – und Waffen.

Allerdings wäre die Rettung durch die „Burma Road“, wie die neue Straße in Anlehnung an eine von den Chinesen im Chinesisch-Japanischen Krieg gebaute Nachschubstrecke genannt wird, wohl zu spät gekommen, hätten die Araber nicht nach heftigen internen Diskussionen einen von der Uno vorgeschlagenen Waffenstillstand akzeptiert, der vom 11. Juni 1948 an gilt und vier Wochen lang dauern sollen.

Vor allem der Vertreter König Faruks hat sich bei der entscheidenden Sitzung in Amman trotz der errungenen Erfolge mit dem bisherigen Kriegsverlauf und dem Auftreten der arabischen Truppen unzufrieden gezeigt. Eine Aussetzung der Kämpfe, so der Ägypter, werde den Verbündeten die Gelegenheit geben, ihre Streitkräfte neu zu organisieren und Missstände in den Armeen zu beheben. Nur unter Protest hat sich der Generalsekretär der Arabischen Liga bereit erklärt, den Waffenstillstand zu akzeptieren: „Die arabische Nation wird uns nie verzeihen, was wir hier tun.“

Ähnlich sieht es auf der anderen Seite David Ben Gurion: „Einen Fehler, einen verhängnisvollen Fehler“ hätten seine Gegner begangen, erklärt er später. Und tatsächlich wissen die Israelis die knapp einmonatige Atempause weitaus besser zu nutzen als ihre Kontrahenten, nicht

nur für die Verteidigung Westjerusalems. Vielmehr können sich die jüdischen Kämpfer an allen Fronten verstärken, denn endlich haben sie jetzt die Gelegenheit, das in den Monaten vor der Staatsgründung in aller Welt eingekaufte Kriegsgerät ins Land einzuführen und einzusetzen.

Auch für Zehntausende jüdische Einwanderer, die sogleich zum Kriegsdienst verpflichtet werden, sind die Grenzen nun offen, und so tritt den arabischen Invasoren am Ende des Waffenstillstands

Er möchte einen Teil der Waffen zu seinen Kämpfern nach Jerusalem bringen lassen und den Rest in von der Irgun kontrollierten Lagern verstauen. Die Truppe wäre damit eine Art Privatarmee, loyal nicht dem Staat gegenüber, sondern nur Begin. Als die Irgun-Anhänger in Kfar Vitkin mit dem Ausladen der Waffen beginnen, kommt es zu einem ersten kurzen Feuergefecht zwischen israelischen Soldaten und der Irgun; dann lässt Begin, der an Bord ist, die „Altalena“ in Richtung Tel Aviv aufbrechen.



eine auf 65 000 Männer und Frauen angewachsene, gut ausgerüstete israelische Streitmacht entgegen.

Doch die so wichtige Aufrüstung der jüdischen Truppen führt auch zu einem schweren inneren Konflikt, dem ersten in der Geschichte Israels.

AM 20. JUNI 1948 kommt der Frachter „Altalena“ an der israelischen Küste vor Kfar Vitkin an, beladen mit 5000 Gewehren, 300 MPs, fünf Halbkettenfahrzeugen, Munition und 900 Kämpfern – für die Irgun. Doch Regierungschef Ben Gurion besteht darauf, dass es im Staat Israel nur *eine* Armee gibt, deren Kern die Hagana ist. Für Menachem Begin ist dies unakzeptabel.

Dort, nur ein paar hundert Meter vom Hauptquartier der Uno-Beobachter entfernt, läuft der Frachter auf Grund. Hier, so Begins Kalkül, werde es Ben Gurion nicht wagen, in aller Öffentlichkeit Gewalt gegen ihn anzuwenden.

Eine Fehleinschätzung. Denn der Premierminister ist nun endgültig davon überzeugt, dass Begin einen Staatsstreich plant.

Zufällig ist es Jizchak Rabin, der am 22. Juni 1948 als Kommandant gegen die Irgun-Kämpfer vorgehen muss. Er lässt auf Ben Gurions Anweisung hin seine Soldaten in Stellung gehen, verhandelt mit Begin, der jedoch stur bleibt und mit der Entladung beginnt. Rabin gibt den Feuerbefehl.

Unterdessen liefern sich in den Straßen Tel Avivs herbeigeeilte Irgun-Anhänger und Palmachniks heftige Kämpfe, in denen es für kurze Zeit nach einem Sieg der Extremisten aussieht. Doch schließlich erzwingt Rabin die Entscheidung, indem er die „Altalena“ mit schwerer Artillerie in Brand schießen lässt. Das Schiff sinkt mit den an Bord verbliebenen Waffen, Begin und seine Männer geben auf.

Mindestens zwölf Irgun-Kämpfer von der „Altalena“ sind tot, dazu kommen Dutzende Gefallene auf beiden Seiten aus den Straßenkämpfen. Doch die Einheit der israelischen Armee und die Autorität der Regierung sind gesichert. „Die Kanone, die die ‚Altalena‘ in Brand schoss, hat einen Platz im israelischen Militärmuseum verdient“, lobt Ben Gurion die Tat.

Begin gibt die Irgun auf und gründet eine Partei, aus der später der Likud-Block hervorgeht. Teile der israelischen Rechten werden Ben Gurion und Rabin den „Altalena“-Zwischenfall nie verzeihen.

WENIGE WOCHEN SPÄTER – zwischen Israel und seinen Nachbarn wird seit einigen Tagen wieder gekämpft – ist Jizchak Rabin in eine weitere, für den

jungen Staat noch folgenreichere Tragödie verwickelt. Die durch die Waffenruhe erstarkte israelische Armee ist zur Offensive übergegangen und hat die arabisch besiedelten Städte Lydda und Ramle bei Tel Aviv eingenommen. Nun stellt sich den Eroberern die Frage, was mit den Einwohnern geschehen soll.

Wieder ist es Ben Gurion, der den entscheidenden Befehl erteilt. „Hinaus mit ihnen“, gibt er Rabin mit einer Handbewegung zu verstehen.

Und so treiben am 13. Juli 1948 Palmach-Soldaten mit Drohungen und Warnschüssen die mehr als 50 000 Einwohner der zwei Städte rund 25 Kilometer zu Fuß durch die Wüstenhitze bis zu den Stellungen der Arabischen Legion.

Wahrscheinlich sterben Dutzende Kinder und Alte auf dem Wüstenmarsch. Manche der idealistischen Palmach-Kämpfer weigern sich, an dieser Aktion teilzunehmen. Und Rabin wird, als er 30 Jahre später in seinen Memoiren die Vertreibung beschreiben will, auf Druck der israelischen Regierung diese Passage streichen müssen.

Die gewaltsam vertriebenen Zivilisten von Lydda und Ramle sind jedoch nur ein kleiner Teil der gewaltigen Flüchtlings-



König Abdullah von Transjordanien

Der 1882 geborene König unterhält von allen arabischen Herrschern die besten Beziehungen zu den Juden. Doch auch er nimmt am Krieg gegen Israel teil, um seinem kleinen Reich das Westjordanland und Jerusalem einzuverleiben. 1951 wird er von einem palästinensischen Extremisten erschossen



Verlust der Heimat:
In Jerusalem fliehen jüdische Einwohner vor einer Explosion. Nach der Eroberung des jüdischen Teils der Altstadt durch die Arabische Legion am 28. Mai 1948 werden die meisten Juden zwei Jahrzehnte lang den nun von Jordanien kontrollierten Ostteil ihrer heiligsten Stadt nicht betreten können. Bei Jaffa wiederum haben jüdische Truppen auf einem Bauernhof arabische Gefangene interniert, von denen viele später über die Grenze abgeschoben und die Dörfer ihrer Geburt niemals wiedersehen werden

Im Frühjahr 1948 beginnt das bis heute andauernde Drama der Palästinenser. Zehntausende werden gewaltsam aus ihren Siedlungen vertrieben, noch mehr fliehen aus Angst vor den jüdischen Truppen ins Westjordanland, den Gazastreifen oder in die Nachbarländer. Manchen Flüchtlingstreck, wie den jener Frauen und Kinder eines Dorfes bei Haifa, überwacht das Internationale Rote Kreuz. Andernorts, so in Haifa selbst, treiben jüdische Soldaten die Einwohner mit vorgehaltener Waffe aus ihren Häusern





Nach dem Krieg pflanzen Israelis Bäume im Andenken an ihre 6373 Gefallenen. Zugleich wird die Armee des Judenstaates hochgerüstet, um auch künftige Konflikte bestehen zu können. Die Soldaten kämpfen fortan unter der Fahne mit dem Davidstern, seit Jahrhunderten ein Symbol des Judentums



massen, die im Verlauf des Krieges ihre Heimat in Palästina verlassen. Schon nach der blutigen Eroberung von Deir Jassin im April haben sich mehr als 100 000 Araber aus Angst vor weiteren Massakern auf den Weg in eines der Nachbarländer oder in die arabisch kontrollierten Zonen Palästinas gemacht. Mit dem Erstarken der israelischen Offensive nimmt die Zahl der Flüchtlinge weiter zu; am Ende des Krieges werden es mehr als 700 000 sein.

Sie werden zu dem heimatlosen, in Lagern zusammengepferchten Volk, das die Welt später „Palästinenser“ nennt und das den arabischen Staaten bis heute als Faustpfand gegen Israel dient. Das Schicksal dieser Flüchtlinge, besonders aber das Wissen um die gewaltsame Vertreibung eines Teiles von ihnen, stellt für den jungen Staat eine schwere moralische Hypothek dar, die sein Ansehen in Teilen der Weltöffentlichkeit beschädigt.

IN MILITÄRISCHER HINSICHT jedoch entwickeln sich die Dinge im weiteren Verlauf des Jahres 1948 positiv für Israel. Erfolgreiche Offensiven im Norden des

Landes lassen den Kampfeswillen der Syrer und Libanesen schnell erlahmen. Da sich an der Front zur Arabischen Legion und zu den Irakern nach Beendigung der Kämpfe um Jerusalem bald ein Status quo herausbildet, mit dem beide Seiten leben können, bleiben in den letzten Monaten des Krieges nur noch die Ägypter als ernst zu nehmender Gegner übrig. Ende 1948 müssen dann auch sie sich der Überlegenheit der Israelis geschlagen geben, die zeitweilig sogar auf ägyptisches Terrain vorstoßen.

In den ersten Monaten des Jahres 1949 akzeptieren schließlich alle Regierungen (bis auf die des Irak, die bis heute kein Abkommen mit Israel unterzeichnet hat) der Reihe nach Waffenstillstandsverträge.

Transjordanien kann mit dem Ergebnis des Krieges trotz der allgemeinen arabischen Niederlage zufrieden sein, hat es doch große Teile der von der Uno einst für den arabischen Staat in Palästina vorgesehenen Gebiete westlich des Jordan zugesprochen bekommen. König Abdullah herrscht nun tatsächlich auf beiden Seiten des Flusses – und zudem in der östlichen Hälfte Jerusalems, das er sich, unter Ignorierung des Uno-Beschlusses zur Internationalisierung der Stadt, mit Israel teilt. (Beides wird Jordanien im Sechstagekrieg 1967 wieder verlieren.)

Auch Ägypten bedient sich aus den Restbeständen des nun obsoleten palästinensischen Staats und hält eine kleine Küstenregion im Westen des einstigen Mandatsgebiets besetzt, die unter dem

Namen Gazastreifen bekannt wird; Syrien und der Libanon bleiben in ihren Grenzen.

Der Staat der Juden jedoch, den die Angreifer hatten auslöschen wollen, geht als der große Sieger aus diesem ersten von mehreren Kriegen mit seinen Nachbarn hervor. Wichtiger noch für das jüdische Selbstbewusstsein als die Territoriumszugewinne – Israel hat sich gegenüber dem ursprünglichen Uno-Teilungsplan um über 5000 Quadratkilometer vergrößern können – ist die Tatsache, dass sich der kleine Staat aus eigener Kraft gegen die Angreifer behauptet hat. Wenn auch unter großen Opfern: 6373 Menschen sind umgekommen, rund ein Prozent seiner jüdischen Bevölkerung zu Beginn des Krieges. Es ist damit der bis heute verlustreichste Krieg in seiner Geschichte.

Nun aber haben, zum ersten Mal seit zwei Jahrtausenden, die Juden wieder einen eigenen Staat.

*

Gut 55 Jahre danach leben etwa fünf Millionen Menschen jüdischen Glaubens in Israel, gut ein Drittel aller Juden weltweit. Israel ist die einzige Demokratie des Nahen Ostens – und eine, trotz aller Krisen, vergleichsweise stabile Nation: Inzwischen existiert der neue Staat der Juden länger, als die Herrschaft des legendären biblischen Königs David gedauert haben soll. □

Andreas Sedlmair, 40, hat Geschichte studiert. Er gehört zum Verifikationsteam von GEOEPOCHE.



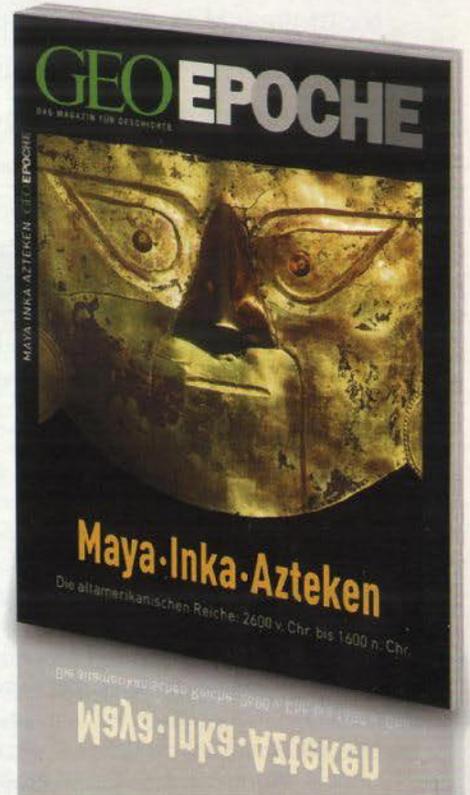
1. Bergmann-Uhr »1954«

Das präzise Schweizer Quarzwerk zeigt Ihnen stets die genaue Zeit. Mit Datumsanzeige, dunkelbraunem PU-Lederarmband, gewölbtem Mineralglas, schwarzem Zifferblatt mit aufgesetzten Metallziffern. Einzelnummerierung. Gehäuse: Ø ca. 39 mm.

GRATIS
zur Wahl!

2. GEO EPOCHE Nr. 15 – »Maya, Inka, Azteken«

Die versunkenen Städte der Indianer Südamerikas, die tonnenschweren Kolossalköpfe der Olmeken, die Wandmalereien der Maya, der Fall des Inkareiches: faszinierende Themen, die Sie in dieser spannenden Ausgabe von GEO EPOCHE erwarten.



Jetzt GEO EPOCHE regelmäßig lesen – mit über 13% Ersparnis + Geschenk Ihrer Wahl!

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr frei Haus zum Selbstlesen oder Verschenken!

Ihre GEO EPOCHE-Abo-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl!
- Über 13% sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 1 Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

Antwortcoupon ausfüllen und senden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

in Deutschland per

Tel.: 01805/861 80 03 12 Cent/Min.
Fax: 01805/861 80 02 12 Cent/Min.
E-Mail: Geo-Epoche-Service@guj.de

in Österreich per

Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per

Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Antwortcoupon angeben.
Das Angebot ist gültig, solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr
AG & Co KG, Uwe Henning, Am Baumwall 11,
20459 Hamburg, AG Hamburg HRA 102257.

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 5,90 (statt € 8,-) pro Heft (D)/zzt. € 7,60 (statt € 8,80) pro Heft (A)/zzt. Fr. 13,80 (statt Fr. 15,80) pro Heft (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich die Bergmann-Uhr »1954« oder GEO EPOCHE Nr. 15 »Maya, Inka, Azteken« (bitte nur ein Kreuz) nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt.

Meine Adresse:

Name, Vorname		Geburtsdatum 19	
Straße/Nr.		Telefon-Nr. /	
PLZ	Wohnort	E-Mail @	
Ich zahle bequem per Bankeinzug (D: halbjährlich € 13,80)			
Bankleitzahl		Kontonummer	
Geldinstitut			
<p>Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z. B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.</p> <p><input type="checkbox"/> Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggf. per E-Mail oder Telefon über weitere Gruner+Jahr-Angebote informieren.</p>			
Datum	Unterschrift X	466980	

Adresse des Geschenkeempfängers:

Name		Geburtsdatum 19	
Vorname		Straße/Nr.	
PLZ	Wohnort	Dauer der Geschenklieferung: <input type="checkbox"/> unbefristet (mindestens 1 Jahr) <input type="checkbox"/> 1 Jahr (4 Ausgaben) 467139	

Die deutsche und die jüdische Geschichte wird für geschehen konnte. Deutschland war vielen Juden dann trotz vieler Warnungen der Vernichtungswille

Kain, wo ist dein Bruder?

VON HEINRICH JAENECKE

„Es gibt in den Jugendjahren eines jeden deutschen Juden einen schmerzlichen Augenblick, an den er sich zeit- lebens erinnert: wenn ihm zum ersten Mal voll bewusst wird, dass er als Bürger zweiter Klasse in die Welt geraten ist und dass keine Tüchtigkeit und kein Verdienst ihn aus dieser Lage befreien kann.“

Diese Worte stammen von Walther Rathenau. Er schrieb sie im Jahre 1911, in der „guten alten Zeit“ vor dem Ersten Weltkrieg, die noch nichts wusste von Deportationen und Todeslagern. Deutschland war ein angesehenes Mitglied der Völkerfamilie, ein Rechtsstaat, der mit der Reichsgründung alle Beschränkungen für die Bürger „mosaischen Glaubens“ aufgehoben hatte und keine gesetzliche Diskriminierung kannte.

Nirgendwo in Europa, ausgenommen in England, waren die Juden so integriert in die Gesellschaft ihres Geburtslandes, so Teil und Triebfeder seiner Kultur wie in Deutschland. Wohl nirgendwo hatten sie einen höheren Anteil an dem, was die Weltgeltung ihres Heimatlandes ausmachte: in Wissenschaft, Medizin, Literatur, Theater, Musik, Malerei, Industrie und Handel. Doch so erfolgreich, so verdienstvoll, so berühmt und patriotisch sie auch sein mochten – ein kleines Wörtchen, das sie mit sich durchs Leben schlepten und nicht abschütteln konnten, trennte sie von den anderen Deutschen, grenzte sie ab von dem Land, das sie liebten, für das sie arbeiteten und auf das sie stolz waren, denn es war ja auch ihr Land. Das kleine Wörtchen hieß JUDE. Sie trugen es mit sich herum wie einen gelben Stern – nur dass er damals noch unsichtbar war.

Dennoch hätte sich vor dem Ersten Weltkrieg kein deutscher Jude vorstellen können, dass dieses Land nur wenige Jahre später zur Brutstätte eines noch nicht da gewesenen Genozids werden würde. Dass es dann nicht mehr um Diskriminierung und Anfeindungen gehen würde, um den gewöhnlichen Antisemitismus also, sondern um etwas bis dahin Undenkbares: die physische Ausrottung der Juden.

Deutschlands Juden waren die Ersten, die das Verhängnis traf. Ihre Austreibung und Ermordung gleicht einer Selbstverstümmelung des deutschen Volkes, von der es sich nie erholt

hat. Geblieben ist das große WARUM – die Frage, auf die wir keine Antwort wissen, obwohl wir die Einzigen sind, die sie beantworten könnten. Warum geschah es in Deutschland, das so stolz auf seine „Dichter und Denker“ war, von denen viele der besten Juden waren? Was trieb uns, die Deutschen, in diesen Wahn-Sinn? Was machte uns, die Deutschen, zu einem Mördervolk?

BIS IN DIE NEUZEIT hinein waren die Deutschen, was den Antisemitismus betrifft, nicht schlimmer und nicht besser als die meisten anderen Völker der Christenheit. Judenhass – im Mittelalter religiös motiviert – hatte es überall in Europa gegeben. Die namhaftesten Gelehrten, Kirchenfürsten und Staatsmänner des christlichen Abendlandes haben durch die Jahrhunderte Haarsträubendes zur „Judenfrage“ von sich gegeben, unter ihnen Martin Luther.

Noch als alter Mann, auf der Höhe seines Ruhms, verfasste er ein wüstes Pamphlet („Von den Juden und ihren Lügen“). „Ich will meinen treuen Rat geben“, so der Reformator: „Erstlich, dass man ihre Synagogen oder Schulen mit Feuer anstecke; zum anderen, dass man auch ihre Häuser desgleichen zerbreche und zerstöre.“ Ein Aufruf zum Pogrom also, verfasst von der höchsten moralischen Autorität des evangelischen Deutschland.

Im Rheinland und in Franken gab es prosperierende jüdische Gemeinden. Sie lebten, wie alle Juden der Diaspora, in Ghettos und besaßen keine Bürgerrechte. Das Ghetto war ihr Gefängnis und zugleich ihr Kosmos – ein jüdisches Raumschiff im Universum der christlichen Welt, immun gegen die Veränderungen der Zeit, gegen alle Drangsal, gegen alle Versuchungen des Geistes.

Das Ghetto bewahrte die Identität der Juden als Glaubens- und Schicksalsgemeinschaft durch zwei Jahrtausende, doch es wurde ihnen auch zum Fluch. Es schottete sie ab von der Welt, es war eng und armselig, rückständig und dumpf, erstarrt in einem rigorosen Regelwerk, ein Ort düsterer Mythen und Legenden, schutzlos preisgegeben den Eruptionen des Judenhasses, die mit der Regelmäßigkeit von Naturkatastrophen über die Menschen dort hereinbrachen.

Das Ghetto wurde schließlich zu einem Anachronismus, der nach Befreiung drängte. War es nicht der Nährboden des

immer überschattet sein von der **Schoa**. Und stets wird man sich fragen, wie dieser Massenmord doch Heimat: ein Land, an dem sie litten, das sie liebten, oft beides zugleich. Fast unvorbereitet traf sie der Nationalsozialisten, der zerstörte, was mehr als ein Jahrtausend lang Bestand gehabt hatte

Judenhasses, war es in seiner Fremdheit und Unheimlichkeit nicht eine dauernde Provokation für die Gojim, die Nichtjuden? Und wollten die Juden nicht selbst heraus aus der Stickluft des Ghettos, wollten sie nicht teilhaben am Fortschritt der Zeit, wollten sie nicht leben wie alle anderen um sie herum?

ES WAR NAPOLEON, der die Ghettomauern in Europa einriss. „Emanzipation“ hieß das Schlagwort, das den Juden schrittweise die rechtliche Gleichstellung brachte. Doch die inneren Ghettomauern waren nicht so leicht einzureißen wie die äußeren, weder auf der einen noch auf der anderen Seite.

Für einen Juden gab es zwei Wege, das innere Ghetto zu überwinden: entweder die „Assimilation“, die Verschmelzung mit der Gesellschaft, in der er lebte – oder das Gegenteil: das Bekenntnis zu einer jüdischen Nationalität und damit in letzter Konsequenz zu einem jüdischen Staat.

Die Mehrheit der deutschen Juden ging den ersten Weg. Viele ließen sich taufen und traten zum Protestantismus über, der (trotz Luther) weniger mit düsteren Erinnerungen an Inquisition und Scheiterhaufen befrachtet war als die katholische Kirche. „Die Taufe“, schrieb Theodor Wolff, der Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“, selbst Jude, „beendete alles Judenelend, machte aus dem Ausgestoßenen einen Mitbürger, aus dem verachteten Ghettabewohner einen freien Mann.“

Dennoch fiel dieser Schritt auch aufgeklärten Juden schwer. Die Taufe bedeutete den radikalen Bruch mit der eigenen Herkunft, mit dem innersten Bezirk jüdischen Daseins. „Wie kann ich aus meiner Haut, die aus Palästina stammt und welche von den Christen geerbt wird seit achtzehnhundert Jahren!“, seufzte Heinrich Heine. Er trat nach schwerem Gewissenskonflikt der evangelischen Kirche bei, weil er sich in Hamburg als Anwalt niederlassen wollte, was Juden damals (1825) noch verwehrt war. Aus der Anwaltskarriere wurde dann zwar nichts, dafür aber reüssierte der junge Mann als Literat: Er wurde einer der populärsten deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts. Das „Buch der Lieder“ fehlte in keinem Haushalt des deutschen Bildungsbürgertums: inniger, romantischer, gefühlvoller hätte kein Deutscher schreiben können.

Der Dichter der „Loreley“ steht für eine deutsch-jüdische Symbiose, wie es sie vergleichbar nirgendwo anders gegeben hat. „Denn trotz Verfolgung, Verhöhnung und Missachtung“, schrieb der Publizist Moritz Goldstein im Jahre 1912, „ist das Judentum im Lauf einer mehr als tausendjährigen Gemeinschaft mit dem Deutschtum so eng in den Wurzeln verwachsen, dass beide nicht mehr voneinander gelöst werden können. Welches sind unsere Vorbilder? Goethe und Lessing und Kant und Beethoven. Wir wollen das nicht aufgeben: Es hieße, uns das Blut unseres Lebens abzapfen.“

Der Anarchist Gustav Landauer, der 1919 ermordet wurde wie Kurt Eisner und Rosa Luxemburg, schrieb sechs Jahre zuvor: „Mein Deutschtum und Judentum tun einander nichts zuleid und vieles zulieb. Wie zwei Brüder von einer Mutter, so erlebe ich dieses seltsame und vertraute Nebeneinander als ein Köstliches und kenne in diesem Verhalten nichts Primäres oder Sekundäres.“

Das kaiserliche Deutschland begegnete dem jüdischen Werben um Einlass ins gemeinsame deutsche Haus mit herablassender Duldung. Zwar gab es den gewöhnlichen Stamm-tisch-Antisemitismus mit seinen Judenwitzen, doch das Bismarck-Reich legte den deutschen Juden auf dem Weg nach oben keine Steine in den Weg.

Der Kanzler selbst machte den jüdischen Bankier Gerson von Bleichröder zu seinem persönlichen Finanzberater und zog ihn zum Ärger konservativer Kreise auch in politischen Fragen zurate. Als erster Jude in Preußen wurde Bleichröder 1872 von Kaiser Wilhelm I. als Baron in den erblichen Adelsstand erhoben. Er „war zum Vorbild eines fast völlig assimilierten, deutsch denkenden und deutsch betenden jüdischen Patri-ziertums geworden, das Krankenhäuser und Säuglingsheime stiftete, Museen, Bibliotheken, öffentliche Badeanstalten“, so der deutsch-jüdische Schriftsteller Hans Sahl.

Der Hamburger Reeder Albert Ballin, Chef der Hapag – um 1900 die größte Reederei der Welt –, durfte sich zu den Vertrauten Wilhelms II. zählen. Der Kaiser gewährte ihm direkten Zugang und besuchte ihn – eine ungewöhnliche Gunst – in seinem Haus in Hamburg. Ballin war deutschnational bis ins Mark und unterstützte die imperialistische Flottenpolitik Wilhelms aus vollem Herzen. Als der Krieg 1918 verloren war, brach für Ballin die Welt zusammen. Am Tag, da der Kaiser abdankte, nahm er sich in seiner Villa das Leben.

Die tragischste Gestalt dieser deutsch-jüdischen Erfolgsgeneration war der geniale Chemiker Fritz Haber. Gemeinsam mit Carl Bosch erfand Haber kurz vor dem Ersten Weltkrieg ein Verfahren zur synthetischen Gewinnung von Ammoniak – ein Grundstoff, mit dem sich sowohl Kunstdünger wie Sprengstoff herstellen ließ. Ohne diese Entdeckung, die sofort in industrielle Großproduktion umgesetzt wurde, wäre die deutsche Armee wegen Munitionsmangels schon im ersten Kriegsjahr am Ende gewesen.

Habers zweiter Kriegsbeitrag war: das Giftgas. Unter seiner Leitung wurde der chemische „Kampfstoff“ in großen Mengen hergestellt und eingesetzt. 1918 erhielt er den Nobelpreis für Chemie – als Erfinder der Ammoniak-Synthese. Doch 1933

Im Kaiserreich stand Juden selbst der Adelsstand offen

wurde auch der zum Christentum konvertierte Haber von seinem Judentum eingeholt. Angesichts des einsetzenden Naziterrors legte er sein Amt als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts nieder und ging nach England, wo ihm eisige Ablehnung entgegen schlug. Haber starb wenige Monate später – als gebrochener Mann: ein deutscher Jude, der seinem Vaterland hatte helfen wollen, den Krieg zu gewinnen.

DIE WOG DER VERNICHTUNG, die 1933 über den deutschen Juden zusammenschlug, traf die meisten von ihnen völlig unvorbereitet. Natürlich hatten sie den wachsenden Antisemitismus wahrgenommen. Aber hatte es das nicht schon immer gegeben? Musste man deswegen in Panik verfallen? Man hoffte, dass sich die Lage „beruhigen“ und der braune „Spuk“ bald vorüber sein würde. „Keiner dieser Juden“, so Theodor Wolff, „hat gehaut, dass man ihn eines Tages wieder aus dem Vaterland hinauswerfen oder in die Ghettofinsternis zurückstoßen oder dem Henker überliefern werde und dass er gezwungen sein werde, den gelben Lappen auf seine Kleider zu nähen.“

Doch wer tief genug hineinhorchte in die Verliese der deutschen Volksseele, konnte lange vor Hitler einen speziellen deutschen Judenhass entdecken, der sich von dem üblichen europäischen Antisemitismus nicht nur durch seine Radikalität unterschied, sondern durch einen Wahn-Sinn, der die klügsten Köpfe vergiftete: die Rassen-Idee.

Ihr Hauptprophet war der britische Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain, Schwiegersohn Richard Wagners. Chamberlains Buch „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ (erschienen 1899) wurde zur Kampfschrift der Rassenfanatiker. Die Rasse, verkündete der Brite, sei „die Grundlage aller außerordentlichen Leistungen und Ursprung aller edelsten Kunsttaten“. Die Germanen gehörten dabei „zu jener Gruppe der Zuhöchstbegabten, die man Arier zu nennen pflegt“. Der Jude unterwandere die germanischen Völker, so Chamberlain, und „verwandle sie in eine Herde pseudohebräischer Mestizen, und zwar in ein unzweifelhaft physisch, geistig und moralisch degeneriertes Volk“.

In seinem Schwiegervater fand Chamberlain einen Mitstreiter. Bereits 1850 hatte Wagner unter dem Titel „Das Judentum in der Musik“ eine Polemik veröffentlicht, die in dem Satz gipfelte: „Gemeinschaftlich mit uns Mensch werden, heißt für den Juden so viel als: aufhören, Jude zu sein.“ Sich direkt an die Juden wendend, schloss er: „Bedenkt, dass nur eines eure Erlösung von dem auf euch lastenden Fluch sein kann, die Erlösung Ahasvers – der Untergang!“

Mit der Rassenideologie bekam der Antisemitismus ein neues, mörderisches Gesicht. Juden mochten „assimiliert“ sein, mochten Christ sein oder nicht, reich oder arm, liberal

oder konservativ – es nutzte ihnen alles nichts: Sie galten als rassistisch minderwertig. „Der Einzelne kann wohl seine Konfession, nicht aber die Eigentümlichkeiten seiner Rasse aufgeben; auch der humanistische Reformjude ist und bleibt Jude“, so der katholische Theologe Joseph Rebbert.

Aus dem antisemitischen Ressentiment wurde damit ein politisches Programm. Sein Ziel war die Eliminierung: die Ausschaltung der Juden aus dem deutschen „Volkskörper“. Der amerikanische Historiker Daniel Goldhagen hat dafür den Begriff des „eliminatorschen Antisemitismus“ geprägt.

Antisemitismus wurde schick am Ende des 19. Jahrhunderts. Nicht nur obskure Fantasten, sondern angesehene Männer des Establishments stimmten in den Chor ein. Der Wirtschaftspräsident Eugen Dühring forderte schon 1881 in seiner Schrift „Die Judenfrage als Rassen-, Sitten-, und Kulturfrage“ in kaum verschlüsselter Form die Liquidierung der Juden: „Was bleibt also übrig, als mit anderen als geistigen Mitteln die Welt gründlich von allem Judenwesen zu erlösen?“

Der Historiker Heinrich von Treitschke prägte jenes Schlagwort, das später zum Kampfruf der Nazis wurde: „Die Juden sind unser Unglück!“ Und der evangelische Hof- und Domprediger zu Berlin, Adolf Stoecker, („Das moderne Judentum ist ein fremder Blutstropfen in unserem Volkskörper“) gründete die erste antisemitische Partei in Deutschland, die „Christlich-Soziale Arbeiterpartei“, und zog 1880 in den Reichstag ein.

Die antisemitische Hetze nahm solche Formen an, dass sich 75 hochrangige nichtjüdische Notabeln, unter ihnen Werner von Siemens, der Historiker Theodor Mommsen und der Berliner Oberbürgermeister Max von Forckenbeck, 1880 veranlasst sahen, eine Erklärung abzugeben, die zu den ehrenvollsten Dokumenten des deutschen Liberalismus gehört: „In tief beschämender Weise wird jetzt an verschiedenen Orten der Rassenhass und der Fanatismus des Mittelalters wieder ins Leben gerufen und gegen unsere jüdischen Mitbürger gerichtet. Wie eine ansteckende Seuche droht die Wiederbelebung des alten Wahns die Verhältnisse zu vergiften, die Christen und Juden auf dem Boden der Toleranz verkündet haben. Noch kann die künstlich angefachte Leidenschaft der Menge gebrochen werden durch den Widerstand besonnener Männer. Unser Ruf geht an alle Deutschen: Verteidigt in öffentlicher Erklärung den Boden unseres gemeinsamen Lebens: Achtung jedes Bekenntnisses, gleiches Recht, gleiche Anerkennung tüchtigen Strebens für Christen und Juden.“

Doch die Antisemiten ließen sich dadurch nicht stören. Stoeckers Gefolgsleute überreichten Bismarck zwei Jahre später eine Petition mit 265 000 Unterschriften, die die Rücknahme der Emanzipation und den Ausschluss von Juden aus öffentlichen Ämtern forderten. Der Kanzler entsorgte das Papier in den Akten.

Die Antisemiten besaßen mächtige Hilfstruppen, vor allem den Alldeutschen Verband, die Speerspitze der extremen

Rechten. Dessen Vorsitzender Ernst Hasse schrieb 1906: „Das Entscheidende für die politischen Forderungen der Zukunft liegt darin, dass die heute gebildeten Rassen nunmehr die nicht assimilierten Fremdkörper wieder ausscheiden wollen, namentlich, wenn diese minderwertig sind. In diesen Grundanschauungen liegt das Wesen des Nationalismus und das Berechtigte am Antisemitismus.“

Fest in der Front der Judenfeinde stand auch der Verein Deutscher Studenten, ein Sammelbecken des militanten Antisemitismus. Dessen österreichischer Ableger untersagte seinen Kommilitonen das Duell mit Juden, weil „zwischen Ariern und Juden ein so tiefer moralischer und psychischer Unterschied besteht und der Jude nach unseren deutschen Begriffen der Ehre völlig bar ist“.

Man konnte natürlich vor alldem die Augen verschließen, und die meisten Deutschen taten es – Juden wie Nichtjuden. Das Leben ging schließlich weiter, und es war ja nicht schlecht in dieser Zeit. Selbst August Bebel, der große alte Mann der deutschen Arbeiterbewegung, nahm die ansteigende Flut nicht ernst: „Tröstlich ist“, erklärte er 1906, „dass der Antisemitismus in Deutschland nie Aussicht hat, irgendeinen maßgebenden Einfluss auf das staatliche und soziale Leben auszuüben“ – welch tragischer Irrtum.

Unter der Oberfläche bürgerlicher Ordnung breitete sich das antijüdische Potenzial wie ein Bazillus aus. Der junge Publizist Moritz Goldstein schrieb 1912 hellsichtig: „Wir Juden mögen den Eindruck haben, als sprächen wir als Deutsche zu Deutschen – aber die anderen fühlen uns ganz undeutsch. Wir mögen Max Reinhardt heißen und die Bühne zu ungeahntem Aufschwung beflügeln oder als Max Liebermann die moderne Malerei führen: Wir mögen das deutsch nennen, die anderen nennen es jüdisch, sie hören das ‚Asiatische‘ heraus, und wenn sie schon die Leistung – mit Vorbehalten – anerkennen müssen, wünschten sie, wir leisteten weniger.“ Präziser ist die tiefste Wurzel des latenten Antisemitismus kaum je beschrieben worden.

Auch Jakob Wassermann, einer der meistgelesenen Schriftsteller seiner Zeit, sah, was sich da zusammenbraute. „Ich bin Deutscher, und ich bin Jude, eines so sehr und so völlig wie das andere, keines ist vom anderen zu lösen“, schrieb er 1912. Doch zugleich spürte er mit seismographischer Empfindsamkeit das kommende Unheil: „Leider steht es heute so, dass der Jude vogelfrei ist. Wenn auch nicht im juristischen Sinn, so doch im Gefühl des Volkes. Der Hass lodert weiter. Er macht keinen Unterschied der Person und Leistung, er fragt nicht nach Sinn und Ziel. Er ist sich selber Sinn und Ziel. Es ist der deutsche Hass.“

Wassermann fuhr fort: „Ein wesentlicher Defekt muss da sein, wenn ein Volk so leichterding, so gewohnheitsmäßig,

so skrupellos, keiner redlichen Auseinandersetzung zugänglich, keiner großmütigen Regung in diesem Punkt fähig, ein Volk, das unablässig von sich selbst verkündet, an der Tete der Völker zu marschieren, dauernd solche Unbill übt, solchen Hader sät, solch berghohen Hass häuft.“

Das wurde 20 Jahre vor Hitler geschrieben, und es war keine Schwarzmalerei. Mit dem Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 öffneten sich die Schleusen. Der Hass wurde zur blanken Mordgier. Schon immer hatte sich der Antisemitismus zugleich gegen den politischen Liberalismus gerichtet, gegen Demokratie und Parlamentarismus. Jetzt fand er sein Ziel: Die „Judenrepublik“ und die „November-Verbrecher“. Auf den Stahlhelmen der verwilderten Soldateska, die sich nach Kriegsende in den irregulären „Freikorps“ sammelten, tauchten die ersten Hakenkreuze auf.

Die Opfer fielen Schlag auf Schlag: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Kurt Eisner, Gustav Landauer, Matthias Erzberger – die einen, weil sie Juden, die anderen, weil sie „Rote“, und einige, weil sie beides zugleich waren. Nur Matthias Erzberger war weder ein Roter noch Jude, sondern ein braver Katholik. Aber er hatte den Waffenstillstand und damit sein Todesurteil unterzeichnet.

Doch die Symbolfigur der „Judenrepublik“ war in den Augen der Hakenkreuzler ein anderer: Walther Rathenau. Vielleicht, weil

er so bürgerlich, so demokratisch, so zivil, so weltmännisch, so edelmütig war. In einer Welt des Hasses, der Gewalt, des Mordens war er eine Provokation – die Provokation der Alternative.

Rathenau war Großindustrieller, Präsident der AEG, die sein Vater gegründet hatte, doch er hätte ebenso gut Philosoph oder Schriftsteller sein können. Er hatte sich die Rolle des Staatsmanns nicht ausgesucht, aber er nahm sie an, als die Republik sie ihm antrug. Er war ein deutscher Patriot. 1918, noch im Krieg, schrieb er in einem Aufsatz: „Ich bin ein Deutscher jüdischen Stammes. Mein Volk ist das deutsche Volk, meine Heimat ist das deutsche Land, mein Glaube der deutsche Glaube, der über den Bekenntnissen steht.“

Er stellte sich der Republik für die schwierigen Reparationsverhandlungen mit den Alliierten zur Verfügung. Er wusste, was er, als Jude, damit auf sich nahm. „Erfüllungspolitiker“ hieß das einschlägige Schimpfwort. Reichskanzler Joseph Wirth vom Zentrum ernannte ihn im Februar 1922 zum Außenminister. Rathenau schloss mit der Sowjetregierung den Vertrag von Rapallo, der Deutschland eine Atempause verschaffte. Der Pakt mit der „jüdisch-bolschewistischen“ Revolutionsregierung machte ihn für die Hakenkreuzler vollends

Schon in der Weimarer Republik wächst die tödliche Gefahr

zum Landesverräter. „Schlagt tot den Walther Rathenau, / die gottverdammte Judensau“, skandierten die Freikorps. Es war todernst gemeint.

Am 24. Juni 1922, fünf Monate nach seiner Amtsübernahme, wurde Rathenau auf der Fahrt von seinem Haus ins Auswärtige Amt von einem Killerkommando der Geheimorganisation „Consul“ erschossen. Der Außenminister ließ sich an dem schönen Sommermorgen im offenen Wagen mit zurückgeschlagenem Verdeck ins Amt fahren. Die Mörder folgten ihm im eigenen Wagen und streckten ihn beim Überholen aus nächster Nähe nieder. Sicherheitshalber warfen sie noch eine Handgranate hinterher.

Die Trauerfeier für Rathenau war die größte, die der Reichstag in der Weimarer Republik erlebte. Reichskanzler Wirth schleuderte den Deutschnationalen in höchster Erregung die Anklage entgegen: „Da steht der Feind, der sein Gift in die Wunde eines Volkes träufelt – dieser Feind steht rechts!“

Es waren prophetische Worte. Der Antisemitismus wurde zum Totengräber der Republik. Er zeigte sich nun ungeniert und offen und schlug den deutschen (und österreichischen) Juden mit mörderischer Wut entgegen. Im Februar 1923 schreibt der zum Christentum übergetretene Komponist Arnold Schönberg an den Maler Wassily Kandinsky: „Was ich im letzten Jahr zu lernen gezwungen wurde, habe ich nun endlich kapiert und werde es nicht wieder vergessen. Dass ich nämlich kein Deutscher, kein Europäer, ja vielleicht kaum ein Mensch bin, sondern dass ich Jude bin.“

Doch immer noch konnten sich die wenigsten Deutschen – Juden wie Nichtjuden – vorstellen, was sie erwartete. Die „Goldenen Zwanziger“ erscheinen im Rückblick als eine Galgenfrist vor dem Untergang, ein Tanz auf dem Vulkan. Selbst als das Unvorstellbare dann da war, mochten es viele nicht glauben.

AM 30. JANUAR 1933 fiel der Vorhang über die deutsch-jüdische Symbiose, über ein Jahrhundert wechselseitiger Befruchtung, über die glänzendste Ära des kulturellen Deutschland. Mit diesem Tag begann das Martyrium der deutschen (und später der europäischen) Juden, ihre Vertreibung und Ermordung.

1933 lebten im Deutschen Reich (ohne Österreich) mehr als 500 000 Juden. Sie stellten weniger als ein Prozent der Bevölkerung. Etwa die Hälfte von ihnen konnte auswandern, mindestens 160 000 wurden deportiert, die meisten getötet. 1945 lebten nur noch wenige tausend deutsche Juden in Restdeutschland.

Die Vertriebenen wurden in alle Welt zerstreut. Sie konnten sich ihre neue Heimat nicht aussuchen. Sie mussten

froh sein, wenn sie eine Bleibe fanden in einem Land, dessen Sprache sie nicht sprachen, dessen Leben ihnen fremd war und dem das Schicksal der Gestrandeten höchst gleichgültig war. Sie wurden, wenn sie in Europa blieben, von Land zu Land gejagt, bis sie in irgendeinem Hafen irgendein letztes Schiff fanden, das sie mitnahm für ihre letzten Dollars, nach Mexiko oder Kapstadt oder Buenos Aires. Sie fingen noch einmal von vorn an – wenn sie noch die Kraft dazu hatten.

Manche aber hatten keine Kraft mehr. Manche machten Schluss, draußen, in der Fremde. Kurt Tucholsky. Der große Spötter. Der dem deutschen Spieß den Spiegel vorgehalten hat. Tucholsky mit dem elend weichen Herzen hinter der Schnauze, der an diesem Land litt wie kein anderer und es dann doch gestand in seinem bitterbösen „Deutschland über alles“-Buch, auf der letzten Seite, neben dem Bild von Helgoland, gesperrt gedruckt: „Ja, wir lieben dieses Land.“ Der Mann, der „Schloss Gripsholm“ schrieb – da liegt er begraben, nachdem er sich das Leben nahm, am 21. Dezember 1935, weil er nicht mehr konnte.

Sieben Tage vor seinem Tod schrieb er einen letzten Brief an seinen Schriftstellerkollegen Arnold Zweig, der im britischen Mandatsgebiet Palästina Zuflucht gefunden hatte. Ein trauriger, selbstquälerischer Brief über die Juden und die Deutschen: „Ich habe mit diesem Land, dessen Sprache ich so wenig wie möglich spreche, nichts mehr zu schaffen.“

Am anderen Ende der Welt, in Brasilien, hatte Österreichs großer Schriftsteller Stefan Zweig Asyl gefunden. Er war kein armer Flüchtling. Er genoss Weltruhm,

hatte keine finanziellen Sorgen, bewohnte ein komfortables Haus bei Rio de Janeiro. Manche beneideten ihn. Aber die Palmen, das Meer, die Tropensonne waren nicht seine Welt. Seine Welt existierte nicht mehr. Er setzte ihr an diesem fremden Gestade mit seinen Erinnerungen ein Denkmal: „Die Welt von gestern“. Es war sein Abschied vom Leben.

In Rio war Karneval. Stefan Zweig fuhr mit seiner Frau hinunter – ein Grandseigneur alter Schule, ein sensibler Intellektueller, ein Romancier, der die Tiefen der menschlichen Seele ausgelotet hatte, im prallen Samba-Trubel, im Fest der Sinnlichkeit. Irgendwo, weit weg, auf einem anderen Planeten, tobte der Krieg. Stefan Zweig kaufte eine Zeitung. Es war der 14. Februar 1942, Faschingsdienstag. Er las: „Singapur gefallen – tiefe Trauer im Britischen Empire“, und, weiter hinten: „Deutsche Offensive in Libyen, Ziel Suezkanal.“

Man fand Stefan Zweig und seine junge Frau Tage später in ihrem Haus, vollständig angekleidet, die Wohnung in peinlicher Ordnung. Auf dem Schreibtisch eine Erklärung: ein Dank an Brasilien für die Gastfreundschaft, „nachdem die Welt meiner eigenen Sprache für mich untergegangen ist und

Die Frage wurde seit 1933
immer wieder gestellt:
Wieso gerade Deutschland?

meine geistige Heimat Europa sich selbst vernichtet. Ich grüße alle Freunde! Mögen sie die Morgenröte noch sehen nach der langen Nacht!“

Auf die, die nicht rauskonnten, die zu alt, zu krank oder zu arm waren, die ihre Mutter nicht allein lassen oder ihr Geburtshaus nicht aufgeben wollten – auf sie alle wartete der Tod. Sie hatten die ganzen Jahre gedacht, schlimmer könne es nun nicht mehr werden, aber sie irrten sich: Es wurde immer noch schlimmer.

Deutschland war ein riesiges Gefängnis geworden, und sie waren die unterste Kaste der Sklavenhierarchie, rechtlose Parias, vogelfrei. Jahr für Jahr hatte sich die Schlinge enger zusammengezogen. Schritt für Schritt waren sie degradiert worden in einer sadistischen Lust an der Erniedrigung.

Man hatte sie gekennzeichnet als Aussätzige, hatte ihnen die Namen genommen, hatte ihnen verboten, mit Nichtjuden die Ehe zu schließen oder ein Liebesverhältnis einzugehen, hatte sie enteignet und aus allen Berufen geworfen, die mehr waren als Hilfsarbeiten. Man hatte ihnen den „Zutritt zu Theatern, Lichtspielhäusern, Konzerten, Vorträgen, Varietés, Kabaretts, Zirkusveranstaltungen, Tanzvorführungen und Ausstellungen kultureller Art“ untersagt und schließlich auch das Betreten des „deutschen Waldes“ verboten. Man hatte sie aus ihren Wohnungen geworfen und in „Judenhäuser“ gepfercht, und das war noch immer nicht das Ende. Das Ende war der Gestellungsbefehl zum „Arbeitseinsatz“ im Osten.

Fast täglich gingen die Transporte ab, jeder konnte sie sehen, die Gruppen an den Sammelstellen in der Stadt. Still standen sie da, die Angst in den Gesichtern, den gelben Stern auf dem Mantel, einen Koffer in der Hand, den sie nicht mehr brauchen würden, aber das hatte ihnen niemand gesagt, denn es war noch keiner zurückgekommen von dort.

Sie waren ja keine Fremden. Dies war ihre Stadt. Hier hatten sie gearbeitet und gelebt, hatten Nachbarn gehabt, mit denen man sprach, über die Kinder, die Schwiegermutter, die Krankheit des Mannes. Vielleicht standen diese Nachbarn jetzt auch unter den Neugierigen und sahen zu, wie die jüdischen Nachbarn „verschickt“ wurden zum „Arbeitseinsatz“ – war das nicht der Cohn, der die Drogerie an der Ecke hatte, bevor sie sie ihm wegnahmen? Und die alten Panowskis, die sich gar nicht mehr aus dem Haus getraut hatten in den letzten Jahren, was die wohl sollten beim Arbeitseinsatz? Fast konnte man Mitleid kriegen, hatten ja nichts verbochen, waren eben Juden, gehörten einfach nicht hierher, nach Deutschland. Man wünscht ihnen ja nichts Böses, ist vielleicht gar nicht so schlimm da im Osten, obwohl, man hört ja allerhand, kann man gar nicht glauben...

Edith Marcuse führte Buch über ihre letzten Tage. Ihr Bruder Ludwig war noch rausgekommen, sie war geliebt: „Die Kündigungen der Wohnungen gehen weiter, ebenso die Evakuierungen. Man erzählt sich, in Litzmannstadt wären die Juden in geheizten Steinbaracken mit elektrischem Licht unter-

gebracht. Ich höre, Litzmannstadt sei nur Durchgangsstation, sehr bald käme man in den tiefen Osten, wo wohl keine Heizung und kein elektrisches Licht mehr sind... Es sind zwei alte Damen, die in Halensee noch eine hübsche Wohnung haben. Jeden Abend nach zwölf Uhr danken sie Gott für den geschenkten Tag, da sie annehmen, nach zwölf würde man sie nicht mehr abholen. Täglich höre ich von unzähligen Fällen, in denen sich Juden das Leben nehmen... An der Synagoge Levetzowstraße haben sich Szenen abgespielt: ohnmächtige, schreiende, von Weinkrämpfen befallene Juden, sodass sich Arier einmischten und laut gegen solch unwürdige Behandlung protestierten. So sehr ich auch versuche, ruhig zu sein, dieser würgenden Angst kann man sich schwer entziehen... Diese Nacht sind wieder Hunderte von Juden abgeholt worden, es geht hurtig weiter, viel Zeit wird uns nicht bleiben.“

Ein paar tausend überlebten, untergetaucht in der Illegalität, in Verstecken, geschützt von „Ariern“, so Hans Rosenthal, der spätere TV-Quizmaster, hinter dessen Lustigkeit immer eine abgrundtiefe Traurigkeit lag. Andere überlebten, weil sie vergessen wurden von der großen Mordmaschine, weil ein kleiner Fehler in der Buchführung sie verschonte. Wenige kehrten zurück aus den Vernichtungslagern, gebrochen an Körper und Seele.

ALS DER KRIEG ZU ENDE WAR, war das deutsche Judentum ausgelöscht. Der deutsche Weg aus dem Ghetto, die „Assimilation“, hatte sich als furchtbarer Irrtum erwiesen. Die Antwort der Juden auf diese Erfahrung war der jüdische Staat, war Israel, war der Panzer mit dem Davidstern, der Jagdbomber mit der blau-weißen Kokarde, war der Soldat mit der Maschinenpistole.

„Für uns Juden ist eine Geschichtsepoche zu Ende gegangen“, schrieb Leo Baeck, über Jahrzehnte die führende Persönlichkeit des deutschen Judentums und Überlebender von Theresienstadt, im Jahre 1945. „Unser Glaube war es, dass deutscher und jüdischer Geist auf deutschem Boden sich treffen und durch ihre Vermählung zum Segen werden könnten. Dies war eine Illusion – die Epoche der Juden in Deutschland ist ein für alle Mal vorbei.“

„Kain, wo ist dein Bruder Abel?“, fragt Gott im Alten Testament. „Ich weiß es nicht“, antwortet der Mörder. Gott verschont Kain, aber er macht ihm ein Zeichen auf die Stirn. Für immer. □



Heinrich Jaenecke, Jahrgang 1928, schreibt regelmäßig für *GEOPÖCHE* über Zeitgeschichte. Eine Auswahl seiner Texte zur deutschen Historie ist als Buch erschienen: „Der blinde Adler – Reflexionen über Deutschland“ (Ellert und Richter Verlag).

GESCHICHTE DES JUDENTUMS

Daten und Fakten

3760 v. Chr.

[Jahr 1 der jüdischen Zeitrechnung. Gott erschafft die Welt.] Diese mythische Überlieferung wird – wie auch die frühe Kulturentwicklung der Stämme Israels – in der Bibel im Sinne der jüdischen Religion gedeutet und in einen geschichtlichen Ablauf gebracht. Demnach setzt die Geschichte mit der Welterschöpfung ein (1. Buch Mose, Kapitel 1–2), wird durch die Sintflut beinahe beendet und beginnt mit den Noah-Söhnen Sem, Ham und Japhet neu.

Um 1250 v. Chr.

Auszug aus Ägypten. Das 2. Buch Mose berichtet, dass die Israeliten aus der ägyptischen Knechtschaft geflohen sind. Historisch wahrscheinlich ist aber, dass nur ein einzelner Stammesverband nach Palästina zog. In der biblischen Tradition wird der Exodus als Gründungsakt Israels und Zeichen der göttlichen Auserwählung gedeutet (2. Buch Mose, 1–15). Tatsächlich bildet sich ein einheitlicher jüdischer Glaube und mit ihm das Volk Israel erst während des babylonischen Exils (siehe 597–538 v. Chr.).

12./11. Jh. v. Chr.

Zeit der Richter. Weil die Stämme Israels von Philistern und anderen Seevölkern, die vermutlich indoeuropäischen Ursprungs sind, bedroht werden, schließen sie militärische Bündnisse. In den Kämpfen werden sie von „Richter“ genannten Stammesältesten angeführt.

Ca. 1020–1004 v. Chr.

Saul, Heerführer im Kampf gegen die Philister, vereint die israelitischen Stämme und lässt sich zu ihrem König salben. Die Tradition beschreibt ihn als gottgewählten König, der die Gunst Jahwes aber infolge seines Ungehorsams gegenüber den Geboten Gottes wieder verliert.

Ca. 1004–964 v. Chr.

David, seit sieben Jahren König der Südstämme Juda und Benjamin, wird nach dem Tod König Sauls 997 auch Herrscher der zehn Nordstämme. Er erobert Jerusalem und macht die Stadt zur Kapitale Israels, drängt die Philister zurück und unterwirft die Nachbarvölker Edom im Süden, Moab und Ammon im Osten und Aram im Nordosten.

Mit der Überführung der Bundeslade, die nach biblischer Überlieferung die Tafeln mit den Zehn Geboten enthält, nach Jerusalem (2. Samuel, 6) wird die Stadt unter David und dessen Sohn und Nachfolger Salomo zum zentralen Symbol des vereinten Israel.

Ca. 955–587 v. Chr.

Zeit des ersten Tempels. König Salomo lässt in Jerusalem einen herrscherlichen Palasttempel errichten, der zur wichtigsten Opferstätte für Gott Jahwe wird.

930/926 v. Chr.

Reichsteilung. Die zehn Nordstämme trennen sich von der durch David begründeten Dynastie (Davididen) und wählen einen eigenen König

für das Nordreich Israel. Die Stämme Juda und Benjamin bleiben unter der Herrschaft der Davididen und bilden das Südreich Juda.

722/1 v. Chr.

Das Nordreich wird von Assyrern erobert. Große Teile der Bevölkerung werden von den neuen Herrschern deportiert. Da sich ihre Spuren verlieren, bezeichnet man die Deportierten später als die zehn verlorenen Stämme Israels.

597–538 v. Chr.

Der babylonische König Nebukadnezar erobert Juda. Dessen König Jojakim wird mit einigen Angehörigen der Oberschicht ins südliche Mesopotamien verschleppt. Nach einer Revolte lässt

andere verbindliche religiöse Regeln.

538 v. Chr.

Der Perserkönig Kyros (559–530 v. Chr.) erobert Babylonien. Juda und Israel werden Teile einer persischen Provinz. Den jüdischen Exilanten gestattet Kyros die Rückkehr in ihre Heimat und den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem. Der zweite Tempel wird im Frühjahr 516 v. Chr. geweiht.

332 v. Chr.

Alexander der Große (ca. 356–323) erobert die Gebiete von Juda und Israel, Jerusalem bleibt autonome Provinz.

332/1 v. Chr.

Alexander gründet in Nordafrika die hellenistische Großstadt Alexandria, wo sich neben Griechen unter anderem auch Juden ansiedeln. Sie stellen bis zu einem Viertel der Stadtbevölkerung und leben wie andere Bevölkerungsgruppen in einem eigenen Wohnviertel, das sie weitgehend unabhängig von der griechischen Obrigkeit verwalten.

168 v. Chr.

Der seleukidische König Antiochos IV., der in der Nachfolge Alexanders des Großen über Syrien und Jerusalem herrscht, richtet einen synkretistischen Kult im Tempel von Jerusalem ein und verbietet die traditionellen jüdischen Riten. Daraufhin organisieren die Makkabäer-Brüder Judas, Jonatan, Simon und Johannes Hyrkan, Söhne eines jüdischen Priesters, einen Volksaufstand.

164 v. Chr. erobert Judas Makkabäus Jerusalem zurück und lässt den Tempel neu weihen. In den folgenden Jahren

errichten die Makkabäer als geistliche und weltliche Führer wieder einen jüdischen Staat. 141 v. Chr. gestattet die Volksversammlung Simon Makkabäus die Begründung einer Herrscherdynastie: Simons Enkel Aristobul (II.) nimmt 104 v. Chr. den Königstitel an.

Um 150 v. Chr.

Mit den Essenern bildet sich neben den Pharisäern und den Sadduzäern eine dritte bedeutende jüdische Gruppe heraus. Die Essener leben als priesterliche Sekte in Askese und Gütergemeinschaft. Möglicherweise siedelt ein Teil von ihnen im Wüstenort Qumran.

76 v. Chr.

Thronstreit zwischen dem Makkabäerkönig Hyrkan II. und dessen Bruder Aristobul (III.). Dieser reißt schließlich mit Unterstützung der Sadduzäer die Herrschaft an sich. Daraufhin kommt es zum Bürgerkrieg zwischen Sadduzäern und Pharisäern, die Hyrkan II. unterstützen. Diese Unruhen nimmt der Römische Feldherr Pompejus zum Anlass, Jerusalem

korrupte Amtsführung heizt die Romfeindschaft im Volk weiter an, zugleich wächst die Endzeiterwartung. In der nördlichen Region Galiläa tritt Johannes der Täufer als asketischer jüdischer Bußprediger auf, der den nahen Anbruch des göttlichen Zorngerichts verkündet, zur Umkehr aufruft und die Bußfertigen – darunter Jesus aus Nazareth – am Jordan seiner Taufe unterzieht. Johannes wird auf Befehl von Herodes Antipas, einem Sohn des Herodes, enthauptet.

Ca. 29–30

Jesus aus Nazareth, ein galiläischer Jude, tritt als Verkünder und Repräsentant der anbrechenden Gottesherrschaft auf. Mit einer Schar von Anhängern zieht er im Frühjahr 30 zum Passafest nach Jerusalem, was bei den jüdischen und römischen Behörden die Befürchtung von Unruhen auslöst. Der Hohepriester Kaiphas und Pontius Pilatus machen Jesus den Prozess. Pilatus lässt den wegen Aufruhrs Verurteilten schließlich als „König der Juden“ kreuzigen. Aus der von Jesus initiierten Bewegung entwickelt sich etwa eine Generation später das Christentum.

37–41

Als der Befehl ergeht, im Tempel und in Synagogen Statuen von Kaiser Caligula aufzustellen, kommt es 38 n. Chr. in Jerusalem und Alexandrien zum Konflikt. In dessen Verlauf greifen in Alexandria weitgehend rechtlose ägyptische Stadtbewohner Juden an, sodass diese ihr Viertel nicht mehr gefahrlos verlassen können. Mit Billigung des römischen Statthalters Flaccus werden die Juden so in das erste Ghetto gezwungen. Drei Jahre später gibt Caligulas Nachfolger Claudius den alexandrinischen Juden ihre angestammten Rechte zurück.

Erst im Exil in Babylon formt sich ein einheitlicher jüdischer Glaube

Nebukadnezar 587 v. Chr. den Salomonischen Tempel in Jerusalem zerstören und große Teile der Ober- und Mittelschicht ins Zweistromland deportieren.

Erst während des darauf folgenden so genannten babylonischen Exils entsteht auf der Basis altisraelitischer Traditionen das Judentum als Religion: Gelehrte entwerfen eine idealisierte Geschichte des jüdischen Volkes, wie sie später in Teilen des Alten Testaments ausgeführt wird. Im Exil setzt sich der Monotheismus durch, wird der Sabbat zum Feiertag, entstehen die jüdischen Speisevorschriften und

63 v. Chr. zu erobern. Die Region gerät unter Oberherrschaft der Römer, die hier 6 n. Chr. die Provinz Judäa einrichten.

37–4 v. Chr.

Der römische Vasallenkönig Herodes dehnt sein Herrschaftsgebiet über die Grenzen des davidischen Reiches hinaus aus und lässt den Jerusalemer Tempel durch umfangreiche Bauten erweitern. Nach seinem Tod teilen die Römer das Reich unter seinen drei Söhnen auf.

26–36 n. Chr.

Pontius Pilatus ist römischer Statthalter in Judäa. Seine grausame und

66–70

Nach Unruhen zwischen Juden und Nichtjuden in der Hafenstadt Caesarea setzt in Judäa eine große Aufstandsbewegung gegen Rom ein, die in einen Krieg zwischen der Besatzungsmacht und der jüdischen Bevölkerung mündet.

70

Eroberung Jerusalems durch die Römer. Der Herodianische Tempel gerät in Brand und wird großteils zerstört. In Rom wird für den Oberkommandierenden Titus ein Triumphzug mit jüdischen Gefangenen und erbeuteten Tempelgeräten veranstaltet. Auf der Bergfestung Masada halten sich noch bis 73 n. Chr. jüdische Aufständische.

Nach deren Eroberung flieht eine große Zahl von Juden aus dem Heiligen Land, wird durch die Römer vertrieben oder in Gefangenschaft geführt. Jüdische Migranten gehen in der Folge bis nach Spanien, Frankreich oder ins spätere deutsche Reich. Die Tempelzerstörung gilt damit als Beginn der Diaspora.

Ab 70

In Jabne (südlich des heutigen Tel Aviv) sammeln sich um Jochanan ben Zakkai ein Kreis von Schriftgelehrten, die ab etwa 100 n. Chr. eine spirituelle und politische Führungsrolle erlangen. Sie definieren die Grundlagen einer jüdischen Gebetsordnung und übernehmen Gerichtsfunktionen. Die Gelehrten tragen den Titel „Rabbi“: Meister. Aus ihnen entwickelt sich das später in der ganzen jüdischen Welt verbreitete Rabbinertum.

132–135

Der jüdische Fürst Simon bar Kochba führt einen Aufstand gegen die Römer an, der erst nach harten Kämpfen mit der Eroberung von Betar bei Jerusalem niedergeschlagen wird. Jerusalem wird zur römischen

Garnisonsstadt Aelia Capitolina erklärt und für Juden gesperrt. Die römische Provinz heißt fortan Syria Palaestina; seither wird die Bezeichnung Palästina allgemein für das Land zwischen Mittelmeer und Jordan gebraucht. Nach dem gescheiterten Aufstand beginnt eine erneute Auswanderungswelle. Das jüdische Leben verlagert sich nun weitgehend in die Diaspora.

Weltweit beträgt die Zahl der Juden in dieser Zeit etwa 1,5 Millionen, in Palästina verbleiben nur wenige tausend. Bis in die Neuzeit sind diese Zahlen etwa konstant.

Ca. 160–217

Unter dem Patriarchen Jehuda ha-Nasi, oberster Repräsentant der Juden im Römischen Reich, entfalten die rabbinischen Institutionen ihre volle Macht. Jehuda wird die Zusammenstellung der Mischna zugeschrieben. Die Überlieferungen der rabbinischen Schulen in Palästina und Babylonien werden in den folgenden Jahrhunderten jeweils im Palästinischen und im Babylonischen Talmud zusammengefasst.

380

Das Christentum wird auf Betreiben des Kaisers Theodosius I. staatlich geförderte Religion im Römischen Reich. Judenfeindliche Vorstellungen prägen in der Folge immer stärker die Politik und führen zu diskriminierenden Gesetzen.

589

In Spanien verbietet das Dritte Konzil von Toledo den Juden, christliche Frauen zu heiraten, mit Konkubinen zu verkehren oder Sklaven zu halten. Unter muslimischer Herrschaft ab dem frühen 8. Jahrhundert werden Juden auf der Iberischen Halbinsel vergleichsweise besser gestellt. In den folgenden Jahrhunderten ent-

wickelt sich hier eine eigene kulturelle Tradition, das Sefaridentum.

849

In Samarra (im heutigen Irak) verordnet Kalif al-Mutawwakil (847–861) Stoffabzeichen in Signalfarbe für Juden und andere Nichtmuslime. Es ist das erste Mal, dass Juden ein Erkennungsmerkmal auf der Kleidung tragen müssen.

9./10. Jh.

Nachdem der hebräische Bibeltext in Babylonien und Palästina unterschiedlich überliefert worden ist, wird er in Tiberias am See Genezareth durch die Masoreten, eine Gruppe jüdischer Gelehrtenfamilien, vereinheitlicht. Ihre Textfassung wird bis heute bestimmend.

936–1024

Während der Ottonen-Dynastie gewinnen Städte und Fernhandel im Heiligen Römischen Reich zunehmend an Bedeutung. Neben den bedeutenden jüdischen Siedlungen im Rheinland, etwa in Speyer, Worms, Mainz und Köln, entstehen jüdische Handelsniederlassungen entlang der europäischen Handels- und Verkehrswege.

1028

Tod des Gerschom ben Jehuda (geb. ca. 960). Der Mainzer Rabbiner, genannt die „Leuchte des Exils“, wurde zum einflussreichsten talmudischen Gelehrten des Abendlandes. Sein Gebot der Monogamie gilt bald im gesamten aschkenasischen Judentum.

1090

Kaiser Heinrich IV. gewährt einigen Juden in Speyer im Einvernehmen mit dem Bischof besonderen Schutz ihrer Person und ihres Eigentums. Das Privileg gewährleistet unter anderem zollfreien Handel innerhalb des Reiches, Unverletzlichkeit der Häuser, Freistellung von gewissen Abgaben und den Schutz

vor Zwangstaufen. Sonderrechte wie diese werden immer wieder von mittelalterlichen Herrschern an Juden vergeben, nicht zuletzt, um deren Wirtschaftskraft im eigenen Interesse, etwa für Steuereinnahmen, zu fördern.

1096

Beginn des 1. Kreuzzugs. Auf dem Weg ins „Heilige Land“ überfallen Kreuzfahrer jüdische Gemeinden, vor allem am Rhein und in Ungarn. Juden werden ermordet, unter Zwang getauft oder in den Suizid getrieben.

1105

Tod des Gelehrten Salomo ben Isaak (Raschi) in Troyes. Seine Kommentare zur Bibel und zum Talmud, in denen er die Auslegungstraditionen bis zum 1. Kreuzzug konzipiert zusammengefasst hat, werden in jüdischen Bibel- und Talmudausgaben bis heute abgedruckt.

1158

Der aus Córdoba stammende Arzt, Gesetzesgelehrte und Religionsphilosoph Mose ben Maimon (1135–1204), genannt Maimonides, zieht nach Kairo und schreibt dort bedeutende philosophische Werke.

Ca. 1180

In Südfrankreich verfassen Unbekannte das Buch Bahir („Heller Schein“). Es ist das erste noch erhaltene Werk der Kabbala. Kabbalistische Elemente, etwa die mythische Interpretation biblischer Texte, entfalten in den folgenden Jahrhunderten eine breite Wirkung im Judentum.

1215

Das Vierte Laterankonzil unter Papst Honorius III. spricht sich unter anderem gegen die Ausübung öffentlicher Ämter durch Juden aus, fordert für Juden und Muslime besondere Kleidungsmerkmale und verlangt die

Verfolgung rückfälliger Getaufter.

1290

König Edward I. (1272–1297) lässt alle Juden aus England und der Gasconne vertreiben. Die meisten jüdischen Siedler sind erst nach der normannischen Eroberung 1066 auf die Insel gekommen. Wegen ihrer Tätigkeit im Finanzgeschäft waren sie in der christlichen Bevölkerung verhasst und wurden – bestimmter Ritualmorde beschuldigt – im 13. Jahrhundert wiederholt Opfer von Verfolgung.

1348–1351

Eine Pestepidemie in Europa löst, von Spanien ausgehend, eine Vielzahl lokaler Judenverfolgungen aus. Besonders heftig sind sie in Toulon, Zürich, Freiburg und Erfurt. Den Juden wird vorgeworfen, Brunnen vergiftet zu haben.

1356

Im Zuge der verfassungsmäßigen Neuordnung des Heiligen Römischen Reiches („Goldene Bulle“) wird die Verpflichtung zum Schutz der Juden gegen Bezahlung von Schutzgeldern vom Kaiser auf die Kurfürsten übertragen. Damit unter-

Aschkenas

Hebräische Bezeichnung für die nördlich der Alpen gelegenen Gebiete Kontinentaleuropas. Die dort lebenden Juden bezeichnen sich als Aschkenasim.

Chassidismus

Gegen Mitte des 18. Jh. in Südpolen entstandene volkstümliche Frömmigkeitsbewegung. Ihre Anhänger verbinden kontemplative Verinnerlichung des Glaubens mit sozialen Aktivitäten innerhalb der Gemeinschaft.

Diaspora (griech.

»Verstreutheit«)

Der Begriff bezeichnet einmal die Vertreibung oder Auswanderung der Juden aus ihrem Mutterland in andere Teile der Welt. Zum anderen die global zerstreute Gemeinschaft selbst.

Jahwe

Als Tetragramm (JHWH) geschriebener Name des Einen Gottes Israels in der hebräischen Bibel.

Israel (hebr. »Der Gott El streitet«)

Königreich auf dem Gebiet der zehn nördlichen Stämme Israels nach dem Tod Salomos;

MMCD GmbH Düsseldorf

film - fotografie - multimedia



Wir realisieren für Sie

- Imagefilme
- Multimediainstallationen
- Bildungssoftware
- Mediendesign

Referenzen (Auszug)

- DFG – Deutsche Forschungsgemeinschaft
- Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas
- Westermann Schulbuchverlag

www.mmcd.de

später Selbstbezeichnung des Judentums als Volk und Religion und seit 1948 Name des jüdischen Staates.

Kabbala (hebr. »Überlieferung«, »Tradition«)

Im 13. Jahrhundert in der Provence entstandene esoterische Strömung. Deren Anhänger streben danach, das unsichtbare geistige Geschehen hinter allen Dingen im Kult und durch fromme Werke zu beeinflussen.

Menora

Der siebenarmige Leuchter im Heiligtum des Jerusalemer Tempels.

Passa (hebr. bzw. aram. »Überschreitung«)

Fest zum Gedenken an den Auszug der Israeliten aus Ägypten (Exodus) und die Befreiung aus der Knechtschaft der Pharaonen. Beginn: 14./15. Nisan (März/April).

Rabbiner (von aram. Rabbi »mein Meister«)

In der Antike Angehöriger einer Gruppe von Toragelehrten. Seit dem Spätmittelalter ist Rabbiner jedoch die Funktionsbezeichnung eines jüdischen Gelehrten im Dienst einer Gemeinde. Seine Aufgabe besteht darin, Fragen zur rechten Interpretation und zur Anwendung der Tora zu beantworten, wobei sich das Amt des Rabbiners im Westjudentum des 19. Jahrhunderts immer mehr dem eines christlichen Geistlichen angeglichen hat.

Sabbat

Feiertag zum Gedenken an die Ruhe Gottes am siebenten Tag der Schöpfungswoche, die nach jüdischem Gebrauch am Sonntag beginnt. Der Sabbat wird während des babylonischen Exils (587–538 v. Chr.) zu einem der wichtigsten Symbole für die Zugehörigkeit zum Judentum. Er ist der feierliche Höhepunkt der Woche. An diesem Tag sind viele Tätigkeiten verboten, so Ackerbau, Handwerk, aber auch die Vorbereitung von Speisen.

stehen die Juden nun direkt ihren jeweiligen Landesherren.

1478

Papst Sixtus IV. (1471–1484) ordnet für Spanien den Beginn der Inquisition an. Ab 1480 verfolgen die Inquisitionsbehörden systematisch auch getaufte Juden (*conversos*), die – oft unter Zwang konvertiert – als „Geheimjuden“ (*Marranen*) geschmäht und angeklagt werden. Ein großer Teil der bis 1834 etwa 30 000 Opfer der Inquisition sind ehemalige Juden.

1492

Nach dem Abschluss der Reconquista, der christlichen Rückeroberung Spaniens von den Muslimen, werden bis Ende Juli sämtliche Juden aus Spanien per Edikt ausgewiesen. Sie gehen vor allem nach Nordafrika und nach Portugal, wo sie 1497 ebenfalls vertrieben werden.

1516

In der Republik Venedig richtet die Regierung ein Ghetto ein, das zum Vorbild für spätere obrigkeitlich verordnete Judenviertel in zahlreichen Städten wird. Die Bezeichnung „Ghetto“ leitet sich möglicherweise von *ghet* her, dem hebräischen Wort für „Absonderung“.

1597

Geflohene sefardische Juden dürfen sich in den Niederlanden ansiedeln. Neun Jahre später gründen sie die sefardische Gemeinde von Amsterdam, die in den folgenden Jahrhunderten auch viele Zwangsbekehrte anzieht, die zum jüdischen Glauben zurückkehren. Sefardische Kaufleute haben beträchtlichen Anteil am Aufschwung des holländischen Fernhandels.

1609

In Prag stirbt der 1525 geborene kabbalistische Theologe und Rabbiner

Jehuda ben Bezael. Der bald legendumrankte „Rabbi Löw“ hinterlässt ein Dutzend juristischer, kabbalistischer-theologischer und exegetischer Werke.

1654

Sefardische Juden aus Brasilien lassen sich in Neu-Amsterdam, dem späteren New York, nieder – es ist die erste jüdische Gruppensiedlung in Nordamerika.

1656

Lord-Protektor Oliver Cromwell, Führer der puritanischen Republik, erlaubt es Juden wieder, sich in England niederzulassen. Er erhofft sich wirtschaftliche Vorteile. In London entsteht eine größere sefardische Gemeinde, deren Mitglieder vielfach im Überseehandel tätig sind.

1665

In Smyrna (dem heutigen Izmir) proklamiert sich der ehemalige Talmudschüler Sabbataj Zwi zum Messias und gewinnt eine große Schar von Anhängern. Die osmanischen Behörden verhaften ihn wegen gefährlicher Umtriebe. Vor die Alternative Konversion oder Todesstrafe gestellt, tritt er zum Islam über.

1671

Nachdem Kurfürst Friedrich Wilhelm I. per Edikt 50 jüdischen Familien, die zuvor aus Wien vertrieben worden waren, die Ansiedlung in der Mark Brandenburg erlaubt hat, gründen diese die erste jüdische Gemeinde in Berlin.

1737

Joseph Süß Oppenheimer, Finanzexperte des Herzogs Karl Alexander von Württemberg, wird nach dessen Tod unter fadenscheinigen Beschuldigungen angeklagt und am 4. Februar 1738 hingerichtet.

1754

Der in Dessau geborene, auch weltlich gebildete Moses ben Menachem Mendelssohn (1729 bis

1786) freundet sich mit Gotthold Ephraim Lessing an, dem wichtigsten Dichter der deutschen Aufklärung. Mendelssohn propagiert, die traditionelle jüdische Lebensweise beizubehalten, sie jedoch mit den ethischen Vorstellungen der neuen europäischen Vernunftphilosophie zu verbinden. Bald gilt er damit als wichtigster deutscher Vertreter der Haskala, der jüdischen Aufklärung.

1760

Im galizischen Medschibosch (in der heutigen Ukraine) stirbt etwa 60-jährig Israel ben Eliezer, genannt Baal schem tob, der charismatische Begründer des osteuropäischen Chassidismus.

1791

Nach der Französischen Revolution werden Juden in Frankreich allen anderen Bürgern gleichgestellt.

1807

In dem durch Napoleon I. geschaffenen Königreich Westfalen erhalten Juden erstmalig in Deutschland die gleiche rechtliche Stellung wie Christen.

1812

Das „Edikt, betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem Preussischen Staate“, erlassen am 11. März von König Friedrich Wilhelm III., gewährt den in Preußen lebenden Juden die vollen bürgerlichen Rechte und Freiheiten.

1817/19

In Hamburg gründen reforminteressierte Juden den „Tempel“, die erste deutsche Reformsynagoge. Der Gottesdienst wird, wie in den christlichen Kirchen, von einer Orgel begleitet und enthält verschiedene liturgische Neuerungen, die von Orthodoxen scharf angegriffen werden.

1819

Im Sommer brechen an mehreren Orten in



Die Uno spricht 1947 den Juden 56 Prozent des britischen Mandatsgebietes zu, den Rest den Arabern; Jerusalem soll international verwaltet werden. In den Kriegen von 1948/49 und 1967 erobert Israel das gesamte Mandatsland sowie die Golan-Höhen. Einige der damals besetzten Territorien gehören inzwischen zum Staatsgebiet. Die Zukunft von Gaza-Streifen, Westjordanland sowie der Golan-Höhen (1981 von Israel annektiert) ist hingegen umstritten

Deutschland – auch als Reaktion auf die unter napoleonischer Herrschaft verfügte Gleichberechtigung – jüdenfeindliche Unruhen aus, unter anderem in Frankfurt am Main und Würzburg. In einigen deutschen Ländern werden in der Folge bereits gewährte Rechte für Juden wieder beschnitten.

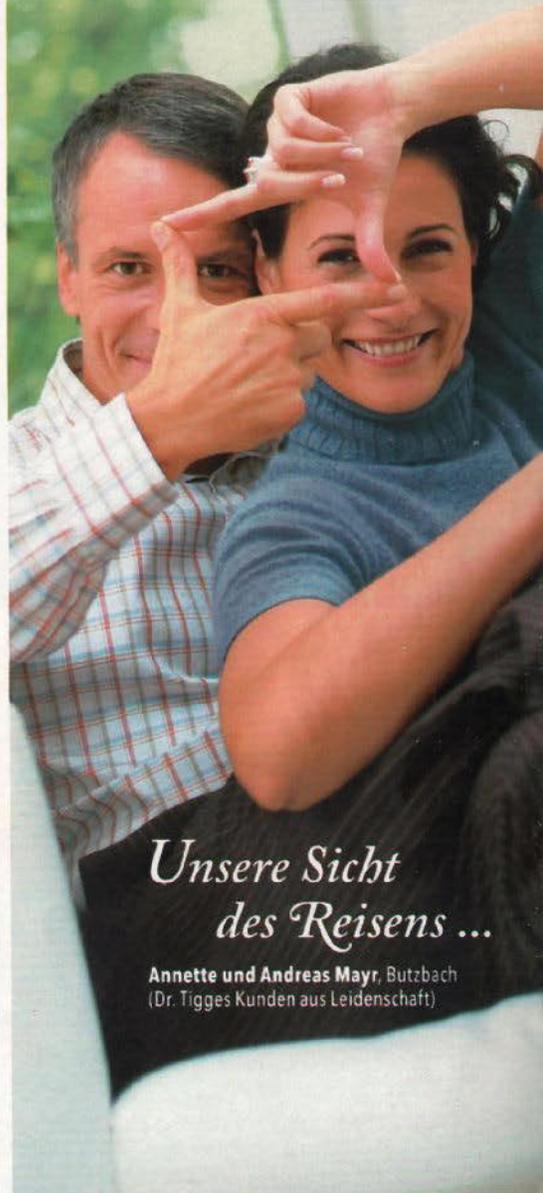
1820

Die Gesamtzahl der Juden in der Welt beträgt etwa 3,75 Millionen, davon leben 2,25 in Osteuropa, in den USA nur 8000.

1840

Damaskus-Affäre. Nach dem Verschwinden eines

Dr. Tigges



Unsere Sicht des Reisens ...

Annette und Andreas Mayr, Butzbach
(Dr. Tigges Kunden aus Leidenschaft)

„Neue Welten, fremde Kulturen, außergewöhnliche Perspektiven – das weckt unsere Neugier.“ Wenn Sie auf Reisen noch das Besondere suchen, dann erleben Sie die Welt von Dr. Tigges in zwei spannenden Studienreisekatalogen und einem Sprachreisenkatalog. Zu bestellen unter 0431/5 44 60 und www.DrTigges.de – oder in Ihrem Reisebüro.

Kapuziner-Mönchs im osmanischen Damaskus werden Juden des Ritualmords an ihm bezichtigt. Nur dank der Intervention Englands und Österreichs kommen die Beschuldigten schließlich frei. Die Ereignisse geben einen entscheidenden Anstoß zu einem neuen Solidaritätsbewusstsein des Judentums in der Diaspora.

1843

In New York gründen zwölf jüdische Bürger die Loge „B'nai Brit“ (Bundessöhne) zur Pflege jüdischer Kultur und Philanthropie sowie zur Bekämpfung des Antisemitismus. Die immer größer und einflussreicher werdende Vereinigung ist ab 1882 in Europa, ab 1888 in Palästina

ten des Norddeutschen Bundes gelitten hat, auf das gesamte Reichsgebiet. In fast allen Staaten der westlichen Welt ist die bürgerliche Emanzipation der Juden bis 1871 abgeschlossen.

Doch in der Praxis bleiben Diskriminierungen weiterhin üblich. Zudem bilden sich vielfach Vereinigungen und politische Parteien mit jüdenfeindlichen, teilweise rassistisch motivierten Programmen. In Deutschland bleiben Juden hohe Positionen in Militär, Verwaltung und Justiz de facto weiterhin verwehrt.

1879

Der rassistische Ideologe Wilhelm Marr aus Hamburg prägt den Begriff „Antisemitismus“, welcher der Judenfeind-

freunde bzw. Chibbat Zion (Zionsliebe) gehören zu den ersten zionistischen Siedlern in Palästina. Sie wollen landwirtschaftliche Siedlungen aufbauen, scheitern jedoch zunächst an mangelnden agrarischen Kenntnissen.

1890

Nathan Birnbaum (1864–1937), Herausgeber der Zeitschrift „Selbstemanzipation“ in Wien, prägt erstmals den Begriff Zionismus.

1893

Bürgerliche Juden gründen den Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der jüdische Interessen im Kaiserreich verteidigen und auf juristischem Wege gegen den wach-

senden Antisemitismus vorgehen soll.

1890

Die Gesamtzahl der Juden in der Welt beträgt etwa 10,5 Millionen. Davon leben, geschätzt, 7,5 Millionen in Osteuropa, 1 Million in den USA, mehr als 500 000 in Deutschland, 300 000 in Nordafrika, 150 000 in Frankreich, 104 000 in Holland und 40 000 in Palästina.

1910

Am Südende des Sees Genezareth errichten Pioniere aus Rumänien die erste zionistisch-sozialistische Gemeinschaftssiedlung Deganja, einen so genannten Kibbutz.

1914

Auf Betreiben des späteren US-Finanzministers Henry Morgenthau wird das American Jewish Joint Distribution Committee gegründet, kurz „Joint“, das zu einer der bedeutendsten jüdischen Hilfsorganisationen weltweit wird.

1915

Die britische Armee lehnt es während des Ersten Weltkriegs ab, jüdische Freiwillige gegen das Osmanische Reich in Palästina kämpfen zu lassen. Die etwa 650 jüdischen Soldaten werden als Transportkorps (Zion Mule Corps) zusammengefasst und an die Dardanellenfront entsandt.

1917

„Balfour Declaration“. Der zionistische Politiker Chaim Weizmann erwirkt in London am 2. November eine Zusage des britischen Außenministers Lord Arthur J. Balfour in Form eines offiziellen Briefes, dass die Briten die Gründung einer

Nach der Französischen Revolution beginnt die **Emanzipation** der Juden

und später in der gesamten Diaspora vertreten.

1858

Baron Lionel de Rothschild, Mitglied der bekannten, europaweit operierenden Bankiersfamilie, wird als erster Jude Abgeordneter im britischen Unterhaus.

1862

Der Bonner Frühsozialist Moses Hess (1812–1875) publiziert „Rom und Jerusalem. Die letzte Nationalitätenfrage“. Inspiriert durch die italienischen Einigungsbewegung, fordert er darin als einer der Ersten eine nationalstaatliche Lösung der jüdischen Frage.

1867

In der österreich-ungarischen Doppelmonarchie leben Juden fortan als gleichberechtigte Bürger.

1871

Die Verfassung des neugegründeten Deutschen Reichs überträgt die rechtliche Gleichstellung der Juden, wie sie bereits in den Staa-

tschaftlichen Nimbus verleihen soll. Antisemiten sehen in Juden nun nicht mehr Angehörige einer Religionsgemeinschaft, sondern eigene, minderwertige „Rasse“.

1881/82

Eine jüdenfeindliche Stimmung unter Zar Alexander III. und wachsende Unzufriedenheit der Bevölkerung mit den sozialen und politischen Verhältnissen führen in Russland zu einer Reihe von lokalen Pogromen gegen Juden. Viele von ihnen fliehen in den folgenden Jahren aus dem Zarenreich nach Westen, ein großer Teil in die USA. Etwa 30 000 Auswanderer gehen bis 1903 nach Palästina. Dieser ersten Einwanderungswelle ins Heilige Land – genannt „Alija“ – folgen bis 1941 vier weitere.

1884

Mitglieder der neugegründeten Bewegung der Chowwe Zion (Zions-

1894–96

Der jüdische Offizier Alfred Dreyfus (1856–1935) wird in Paris zu Unrecht wegen Spionage angeklagt und 1895 in einem Schauprozess, begleitet von einer Welle antisemitischer Hetze, verurteilt. Der Wiener Journalist Theodor Herzl (1860–1904) beobachtet den Prozess und publiziert daraufhin die programmatische Schrift „Der Judenstaat“, den bedeutendsten Text des modernen Zionismus.

1897

Auf Betreiben Theodor Herzls und anderer Zionisten findet in Basel der 1. Zionistische Weltkongress (ZWK) statt, dessen Teilnehmer die Zionistische Weltbewegung gründen. Die Vereinigung strebt einen modernen Nationalstaat als Heim- und Zufluchtsstätte für das jüdische Volk an. In den folgenden Jahren präzisieren eine Reihe weiterer Weltkon-

Schma Jisrael

(hebr. »Höre Israel!«)

Glaubensbekenntnis der Juden, benannt nach der ersten Zeile des hebräischen Textes. Die Rezitation der Bibeltexte ist verbindlicher Bestandteil des täglichen Gebets.

Schoa (hebr. »Sturm«, »Verderben«)

Vom nationalsozialistischen Regime betriebene systematische Massenermordung von Juden in Deutschland und von Deutschland besetzten Gebieten. Seit den 1970er Jahren ist anstelle von Schoa auch der synonyme Begriff Holocaust (griech. „vollständiges Brandopfer“) gebräuchlich.

Sefarad

Von dem gleichlautenden biblischen Ortsnamen hergeleitete Bezeichnung für die Iberische Halbinsel. Die hier lebenden Juden bezeichnen sich als Sefardim.

Talmud (hebr. »Lehre«)

Sammlung der als verbindlich geltenden Lehrstoffe der rabbinischen Schulen seit dem frühen 3. Jh. n. Chr. Der Talmud liegt in zwei unterschiedlichen Fassungen vor, die nach ihrem Entstehungsraum benannt sind: der Palästinische Talmud („Talmud Jeruschalmi“, abgeschlossen Anfang des 5. Jh.) und der weit- aus umfangreichere, später bestimmend gewordene Babylonische Talmud („Talmud Bavl“, abgeschlossen im 7. Jh.).

Tora (hebr. »Weisung«)

Im engeren Sinne die Fünf Bücher Mose (schriftliche Tora). Im weiteren Sinne die Gesamtheit der am Sinai an Mose ergangenen Offenbarungen Gottes, die vor allem mündlich tradiert werden (mündliche Tora). Schriftliche und mündliche Tora gelten den Rabbinen als gemeinsame Quelle für religiöse Regeln und Vorschriften.

Michael Tilly

„nationalen Heimstatt der Juden in Palästina“ unterstützen werden. Die Zusage erfolgt unter dem Vorbehalt, dass Rechte anderer nicht beeinträchtigt werden. Im Dezember besetzen britische Truppen unter General Edmund Allenby Jerusalem.

1918

Die britische Regierung ernennt eine zionistische Kommission unter Chaim Weizmann, um die Verwirklichung der Balfour Declaration vorzubereiten und die britische Militärregierung in Palästina zu beraten.

1922

Der Völkerbund unterstellt am 24. Juli Palästina als Mandatsgebiet britischer Verwaltung. Gleichzeitig wird die Selbstverwaltung der jüdisch-zionistischen Bevölkerung offiziell anerkannt.

1933

Mit der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar übernehmen die radikal antisemitischen Nationalsozialisten die Macht in Deutschland. Schon bald kommt es zu ersten jüdenfeindlichen Aktionen. Im April werden reichsweit jüdische Geschäfte boykottiert. Ab September betreibt die neu eingerichtete Reichskulturkammer den Ausschluss der Juden aus dem Kulturleben. Als Reaktion darauf gründen deutsche Juden um den Berliner Rabbiner Leo Baeck am 17. September die Reichsvertretung der deutschen Juden. Die jüdische Dachorganisation wird jedoch bald von den Nationalsozialisten als Instrument ihrer Judenpolitik missbraucht.

1933–1941

Eine erneute Einwanderungswelle (5. Alija) führt mehr als 200 000 jüdische Migranten, vor allem Flüchtlinge aus Deutschland und den von

Deutschland besetzten Gebieten, nach Palästina. Arabisch-palästinensische Kreise beunruhigt dieser große Bevölkerungszuwachs. Die britische Mandatsverwaltung verfolgt zur Verbitte- rung der Zionisten eine restriktive Einwanderungspolitik, weil sie eine Verschärfung des Konflikts zwischen Juden und Palästinensern befürchtet.

1935

Die rassistischen „Nürnberg Gesetze“ vom 15. September nehmen Juden in Deutschland alle politischen Rechte. Sexuelle Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden werden als „Rassenschande“ gebrandmarkt.

1936

Der in Genf gegründete World Jewish Congress (WJC) soll jüdische Interessen weltweit wahrnehmen und diplomatisch vertreten.

1938

Ab Oktober wird Juden in ihren deutschen Rei-

besitz „arisiert“. Auf Anordnungen des Präsidenten der Reichskulturkammer Joseph Goebbels werden noch im November 1938 jüdische Kinder aus öffentlichen Schulen ausgeschlossen.

1939

Kurz nach der Besetzung Polens durch deutsche Truppen im Zweiten Weltkrieg beginnen die deutschen Militärbehörden dort im September, Juden in Ghettos zu zwingen. Ab November müssen Juden in Polen auf Anordnung der Deutschen den gelben „Judenstern“ tragen. In Deutschland werden Juden ab September 1941 zu dieser Kennzeichnung gezwungen.

1941

Auf Anweisung Hermann Görings vom 31. Juli beginnt SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich mit den Vorbereitungen für die „Endlösung der Judenfrage“; der systematischen Ermordung aller im deutschen Machtbereich lebenden Juden. Auf der so ge-

1943

Nach einem Aufstand im Warschauer Ghetto am 19. April verwüsten SS-Einheiten nach erbitterten Kämpfen bis zum 16. Mai das gesamte Viertel. Von den 56 065 Gefangenen werden etwa 7000 vor Ort erschossen, die anderen kommen nach Treblinka, nur wenige entrennen.

1944

Rund 5000 jüdische Freiwillige aus Palästina bilden die Jewish Brigade Group innerhalb der britischen Armee. Die Einheit kämpft vor allem in Nordafrika und Italien gegen Deutschland und seine Verbündeten. Insgesamt stehen 20 000 jüdische Soldaten im Zweiten Weltkrieg in Diensten der Alliierten.

1945

Auf dem deutschen Rückzug räumen SS-Einheiten bis zum 17. Januar die Anlagen des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau. Etwa 61 000 Häftlinge werden auf Todesmärschen in Richtung Westen getrieben.

1947

Auch nach Kriegsende begrenzen die britischen Behörden die jüdische Einwanderung nach Palästina. In Palästina selbst kommt es zu Terrorakten jüdischer Untergrundorganisationen gegen die britische Politik. Am 29. November beschließt die Uno-Vollversammlung einen Teilungsplan, der einen jüdisch und einen arabisch dominierten Staat in Palästina vorsieht. Die Briten geben für den 15. Mai 1948 das Ende ihres Mandats bekannt. Als Reaktion auf die bevorstehende Teilung kommt es im Kampf um Einfluss im Heiligen Land zu verstärkten Unruhen zwischen Arabern und Juden. Gewalt und Gegen- gewalt fordern auf beiden Seiten Hunderte Opfer.

1948

[Jahr 5708 nach dem jüdischen Kalender] Gründung des Staates Israel. Am 14. Mai zieht die Mandatsmacht Großbritannien endgültig aus Palästina ab, wo zu dieser Zeit etwa zwei Millionen Menschen leben, davon 1,3 Millionen Nichtjuden. In Tel Aviv ruft am selben Tag David Ben Gurion, Vorsitzender der jüdischen Selbstverwaltung in Palästina, den Staat Israel aus, dessen erster Ministerpräsident er wird. Noch in der Nacht zum 15. Mai greifen die arabischen Staaten Ägypten, Transjordanien, Irak, Libanon und Syrien die junge Nation an, um deren Etablierung zu verhindern. Erst im Januar 1949 geht Israel siegreich aus dem Krieg hervor und kann sich in der Folge konsolidieren. Es ist als jüdischer Staat definiert, jedoch als säkulare Demokratie nach westlichem Vorbild verfasst.

Die Zeitläufte basieren auf Johann Maier: Jüdische Geschichte in Daten (C. H. Beck). Eingerichtet von Jens-Rainer Berg, Olaf Mischer und Michael Tilly

Fast 2000 Jahre nach der Flucht in die Diaspora entsteht ein neuer jüdischer Staat

sepass ein „J“ eingestempelt. Am 9. und 10. November nehmen die Nationalsozialisten das Attentat des 17-jährigen Herschel Grynszpan auf den deutschen Botschaftssekretär Ernst vom Rath in Paris zum Anlass, anti-jüdische Aktionen im ganzen Reich zu organisieren („Reichskristallnacht“). Bei den Pogromen werden Tausende Juden misshandelt, mehr als 100 getötet und 267 Synagogen zerstört. Kurz darauf verfügt Generalfeldmarschall Hermann Göring, Juden systematisch zu enteignen und deren Besitz an deutsche Eigentümer zu überführen („Arisierung“). Bis 1939 ist fast sämtlicher jüdischer

nannten Wannsee-Konferenz am 20. Januar 1942 werden die Grundlinien dieser Tötungsaktion festgelegt.

1942

Judendeportationen aus Belgien und Holland. Bis 1944 werden Juden aus den von Deutschland besetzten Gebieten in Konzentrations- und Todeslager transportiert, etwa nach Treblinka. Der Repräsentant des WJC in der Schweiz erhält Informationen über die anlaufende Vernichtungspolitik, doch diese werden zunächst kaum beachtet.

Die vorrückende Rote Armee befreit am 27. Januar 5000 zurückgelassene, marschunfähige Insassen. Im größten nationalsozialistischen Konzentrations- und Todeslager sind seit 1940 mehr als eine Million Menschen ermordet worden. Insgesamt fallen der Schoa, dem deutschen Massenmord an den Juden, mindestens 5,6 Millionen Menschen zum Opfer.

Im November und Dezember findet die Pariser Konferenz der Alliierten über Reparationsforderungen an Deutschland statt – ohne jüdische Beteiligung und ohne Erwähnung der Juden.



Deutschland um 1900



GEO

EPOCHE-KALENDER 2006

GEO EPOCHE-Kalender: Deutschland um 1900

Anfang 1888 meldet die Firma Orell Füssli ein neues Druckverfahren zum Patent an: die farbige Photolithographie. Um 1900 sind die Photochrome bereits begehrte Souvenirs. Sie zeigen ein Deutschland zwischen Tradition und Moderne – Metropolen, mittelalterliche Gassen und fast noch unberührte Landschaften. Der neue Kalender von GEO EPOCHE ist eine Auswahl dieser seltsam anrührenden Bilder aus längst vergangener Zeit.

Format: 50 x 45 cm

Preis** : € 24,90 / € [A] 25,70 / sFr 44,10

Best.-Nr.: G 572800

10% Rabatt!

- Für GEO-Abonnenten bei jedem Kalender!
- NEU: Für Besteller von mehr als einem Kalender auf den regulären Einzelpreis!

Zeit-Reise. Mit GEO.

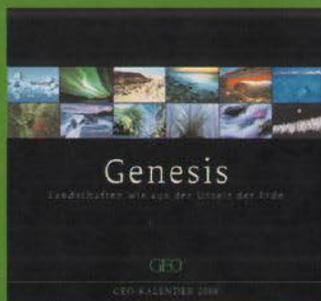
► **Einfach bestellen:** per Tel.* 0180 - 506 20 00, per Fax* 0180 - 508 20 00 oder E-Mail: Service@guj.com ► **Ihr Vorteil:** 14 Tage Rückgaberecht

* 12 Cent / Min. in Deutschland / Mo.-Fr. 8-20 Uhr, Sa. 9-14 Uhr. **Bestellungen zzgl. Versandkosten.

GEO-Kalender: Genesis

Landschaften wie aus der Urzeit der Erde

Wie sähe die Erde aus, gäbe es den Menschen nicht? Wo ist ihr noch anzumerken, wie sie einmal war? Was ist ewig zu nennen? „Genesis“ zeigt jene atemberaubenden Landschaften, die eine Ahnung vom Urzustand der Erde geben. Eine Erinnerung an die Schöpfung. Eine Reise in die Zeit, die wir nicht kennen.



Format: 60 x 55 cm

Preis** : € 49,-

€ [A] 50,40 / sFr 84,10

Best.-Nr.: G 572200



Panorama-Kalender: Schätze der Menschheit

Das Weltkultur-Erbe

Jenseits von Krieg und Zerstörung, jenseits von vernichtendem Hass: Es gibt diese Monumente, in denen sich die ganze gestalterische Kraft des Menschen ausdrückt, seine kulturelle Kreativität; sein Vermögen, über viele Generationen hinweg Bleibendes zu schaffen. Der neue Panorama-Kalender von GEO lässt teilhaben daran.

Format: 137 x 60 cm

Preis** : € 99,- / € [A] 101,80 / sFr 165,-

Best.-Nr.: G 572500



Sehen Sie weitere Bilder und Kalender im Internet geo-webshop.de

DAS BESTE VON GEO

DAS KAISERLICHE JAPAN



Eine Brücke wölbt sich über den Tatsuta, der berühmt ist für die herbstlich-roten Ahornblätter in seinen Fluten. Als Hokusai um 1836 diesen Holzschnitt fertigt, steht Japan kurz vor dem Sprung in die Moderne. Die Werke des Künstlers prägen Europas Bild jenes fernen Landes, dessen Herrscher – wie Kaiser Hirohito an seinem Krönungstag 1928 – dennoch bis heute verhaftet sind in uralten Traditionen



November 1274: Japan scheint verloren. Die Kriegsflotte der Mongolen ankert in der Bucht von Hakata, an Bord Sprengbomben von einer Gewalt, wie sie die herbeigeeilten Samurai noch nie erlebt haben. In der Nacht aber zerschlägt ein Taifun die feindlichen Schiffe. Den rettenden Sturm werden die Japaner *amikaze* nennen – „Götterwind“. Es ist das erste Mal, dass eine fremde Macht das japanische Inselreich erobern will. Jenes Land, in dem der Tenno als Nachfahre der Sonnengöttin Amaterasu gilt und Krieger als Shogune für den Kaiser die Regierung führen. In dem Schwertkämpfer ihrem Herrn bis zum Tode folgen und das Bunraku-Puppentheater von der unheilvollen Liebe eines Kaufmanns zu einer Geisha künden. Ein Land der Geheimnisse, das sich über Jahrhunderte der Welt verschließt – bis es ab 1868 danach zu trachten beginnt, diese Welt zu erobern, und bald halb Ostasien unterwirft. Erst Atombomben beenden den imperialistischen Rausch. Am 15. August 1945 hört das Volk erstmalig die Stimme seines Kaisers: Hirohito verkündet die Kapitulation. Im Jahr darauf muss er der eigenen Göttlichkeit entsagen, doch gilt sein Sohn Akihito noch heute als der 125. Spross Amaterasus auf dem Chrysanthemen-thron. **GEOEPOCHE** porträtiert die älteste Monarchie der Welt.

Fotomerkmale nach Seiten

Anordnung im Layout: l. = links, r. = rechts, o. = oben, m. = Mitte, u. = unten
TITEL: Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus – für GEOEPOCHE digital bearbeitet
SEITE 4: Leonard Freed/Magnum Photos/Agentur Focus: o.; Erich Lessing/AGK: l. m.; Archivio Iconografico/Corbis: r. m.; AGK: u.
SEITE 5: BPK: o. und l. m.; Jewish Museum London: r. m.; Robert Capa/Magnum Photos/Agentur Focus: u.
LEBEN NACH GOTTES GEBOT: Ian Berry/Magnum Photos/Agentur Focus: 6/7; Micha Bar Am/Magnum Photos/Agentur Focus: 8/9, 12/13; Leonard Freed/Magnum Photos/Agentur Focus: 10/11, 14/15, 18/19, 20/21; Abbas/Magnum Photos/Agentur Focus: 16/17
HERRSCHER ÜBER BIBLISCHES LAND: Neil Folberg: 24/25, 30/31, 36/37; Israel Museum Jerusalem: 25 u.; Kinneret Regional Project: 26; Naitali Hilger: 28 o., 29 l. o.; Axel Maurer: 28 u.; Cay Rademacher: 29 r. o., 35 u.; Hanan Isachar/Corbis: 32; Erich Lessing/AGK: 33, 34/35 o., 38, 39; Steve Kaufman/Corbis: 40; Scala: 41; www.deinde.org/mazar: 42
REVOLUTION AN EUFRAT UND TIGRIS: Erich Lessing/AGK: 44; Archivio Iconografico/Corbis: 45
AM VORABEND DES WELTENBRANDES: Heiner Müller-Elsner/Agentur Focus: 46/47; Richard T. Nowitz/Corbis: 48; Israel Museum Jerusalem: 50/51; Erich Lessing/AGK: 51 o., 53; Amt für Altertümer, Jordanien: 51 u.; Interfoto: 54
KRIEG UM DIE HEILIGE STADT: Krieg um die Heilige Stadt: Erich Lessing/AGK: 56; Archivio Iconografico/Corbis: 57; Nathan Benn/Corbis: 58; Werner Forman/AGK: 59
WEGE IN DIE WELT: Library of the Jewish Theological Seminary of America, New York: 61; Archivio Iconografico/Corbis: 62
TAUFE ODER TOD: Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt: 64; aus: Eduard Fuchs, Die Juden in der Karikatur, München 1921: 65; AGK: 66, 70, 74; Granger Collection/Ullstein Bildarchiv: 67, 68; British Library/AGK: 69; Det Kongelige Bibliotek, Kopenhagen: 71; Christel Gerstenberg/Corbis: 72; British Library/Art Archive: 73; British Library: 75
EINE ZUFUCHT IN DER NEUEN WELT: Stapleton Collection/Corbis: 78; Jewish Historical Museum Amsterdam: 79
DER BANKIER DES FÜRSTEN: Joachim Siener/Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: 80/81, 82, 88, 90; Heimatmuseum Ludwigsburg: 83; aus: Eduard Fuchs, Die Juden in der Karikatur, München 1921: 84; Dagli Orti/Galerie Saaphi Paris/Art Archive: 85, 89; Jewish Historical Museum Amsterdam: 86; AGK: 92
DER STROM DES GELDES: AGK: 94–96, 99, 100, 104; Historisches Museum, Frankfurt a. M.: 97; Rue des Archives: 98; Royal Commission on Historical Monuments: 101; Jüdisches Museum, Frankfurt a. M.: 102; Privatsammlung, Großbritannien: 103; Universitätsbibliothek, Frankfurt a. M.: 104/105 o.
DAS ERBE DER AHNEN: Jewish Museum London: 106/107; Musée d'Art et d'Histoire du Judaïsme Paris, Jean-Gilles Benizzi/RMN/BPK: 108, 110 o.; John Parnal/The Jewish Museum New York/Art Resource: 109 o., 110 u.; Granger Collection/Ullstein Bildarchiv: 109 u.; Yoram Lehmann/Israel Museum Jerusalem: 111; Erich Lessing/AGK: 112/113
GLANZ UND VERHÄNGNIS: BPK: 114; Jüdisches Museum Berlin: 114 o.; Corbis: 116 o., 117 m., 119 l. o., 120 l. o., 121 r. o.; Leo Baeck Institute New York: 116 u.; SV-Bilderdienst: 117 r., 120 m. o.; Ullstein Bildarchiv: 118 m., 119 m. o., 119 r. o., 120 r. o., 120 u. l., 121 l. o., m. o., 122 l. o., m. o., u., 123 l. o., m. o.; Berlin Museum: 119 u.; AGK: 123 r. o.
DER WEGS GELOBTES LAND: AGK: 124; aus: Mordecai Naor, Eretz Israel, Tel Aviv 1996: 125
DIE VISION VON EINEM NEUEN LEBEN: aus: Vivienne Silver-Brody, Documentors of the Dream: Pioneer Jewish Photographers in the Land of Israel, 1890–1933, Philadelphia 1998: 126, 128, 132; Ullstein Bildarchiv: 127; Zoltan Kluger/GPO/Getty Images: 129–131
–AUS DEUTSCHLAND BRACH DAS UNHEIL HEREIN–: Gerry Gropp: 134, 142; BPK: 135; SV-Bilderdienst: 136; Keystone/Getty Images: 139; Hans Asemissen/AGK: 140; Bildarchiv Pisarek/AGK: 143
EIN NEUER HAFEN: Robert Capa/Magnum Photos/Agentur Focus: 144/145; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 146 l., 149 r.; AP/SV-Bilderdienst: 146 r., 147 o., 154 l.; GOP Israel: 147 u.; John Phillips/Time Life Pictures/Getty Images: 148, 159; Bettmann/Corbis: 149 l., 150 u., 156/157, 160, 161 o., 162 u., 162/163, 164 o.; Ullstein Bildarchiv: 150/151, 161 u.; Keystone/Getty Images: 152 o., 156 u.; AFP/Getty Images: 152 u.; Granger Collection/Ullstein Bildarchiv: 153; SV-Bilderdienst: 154 r., 164 u.; Howard Sochurek/Time Life Pictures/Getty Images: 155; Dmitri Kessel/Time Life Pictures/Getty Images: 158 l.; Hans Pinn/GPO/Getty Images: 158 r.
VORSCHAU: Christie's Images/Corbis: 178 o.; Bettmann/Corbis: 178 u.
KARTEN UND ILLUSTRATIONEN: Günther Edelmann: 27, 174
 Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.
 © GEO 2005, Verlag Gruner – Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.
 Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Zeitverlag/Die Zeit, Weltbild/Jokers, Stern-Verlag Janssen & Co., Plan International, GEOEPOCHE und GEO Shop G+J Hamburg.

Zuletzt erschienene Ausgaben (siehe auch Seite 2):



Die folgenden Ausgaben:

- Die Französische Revolution (31. Mai 2006)
- Preußen (30. August 2006)
- Das alte Ägypten (29. November 2006)

HEUTE POMMES MORGEN POMMES?

Die lustige, spannende und faszinierende Welt des Essens.
Alles, was richtig lecker ist und prima Laune macht, mit Kindern zu kochen, gibt's jetzt in

GEO lino
Das Erlebnisheft

essen & trinken
Für jeden Tag

KOCHEN MIT KINDERN

Tolle **TIPPS** und **SPANNENDE GESCHICHTEN** rund ums **ESSEN**

LECKERE REZEPTE von **TIM MÄLZER**

NEU

Die besten **PLÄTZCHEN** • WAS ESSEN INUIT ODER INDIANER? • **TIMS LIEBLINGS-SNACKS** • Unterwegs auf dem **GROSSMARKT** • **GESCHENKIDEEN**

GEO lino • essen & trinken | Für jeden Tag • KOCHEN MIT KINDERN

Nicht verpassen:
Kinder kochen
mit Tim Mälzer
VOX, 31.10.
18.45 Uhr

AB 31.10. AM KIOSK



1000 Reisen und ein Ziel: Intensiverleben

Studiosus-Reisen erweitern vom ersten Tag an Ihren Blick auf die Welt und schaffen unvergesslich intensive Eindrücke.

Wählen Sie aus dem größten Studienreise-Angebot Europas. Erleben Sie über 100 Länder in ihrer ganzen Vielfalt: Sehenswürdigkeiten und Kultur, Märkte, Strände und die Menschen.

Fordern Sie jetzt kostenlos unsere aktuellen Kataloge an:

Per Telefon **00 800/24 01 24 01**
(Gebührenfrei für D, A und CH)

Oder Internet www.studiosus.com

Studiosus